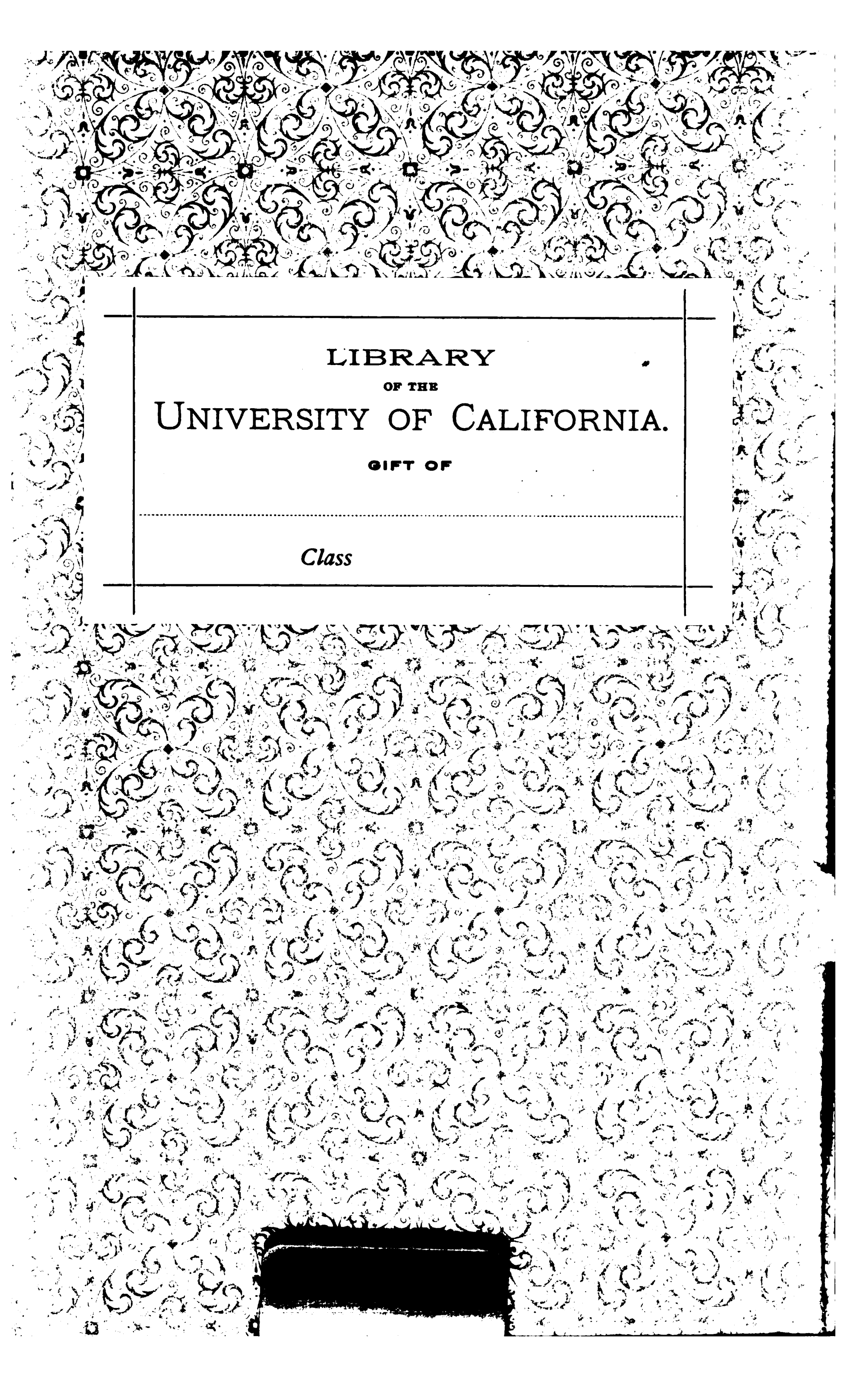
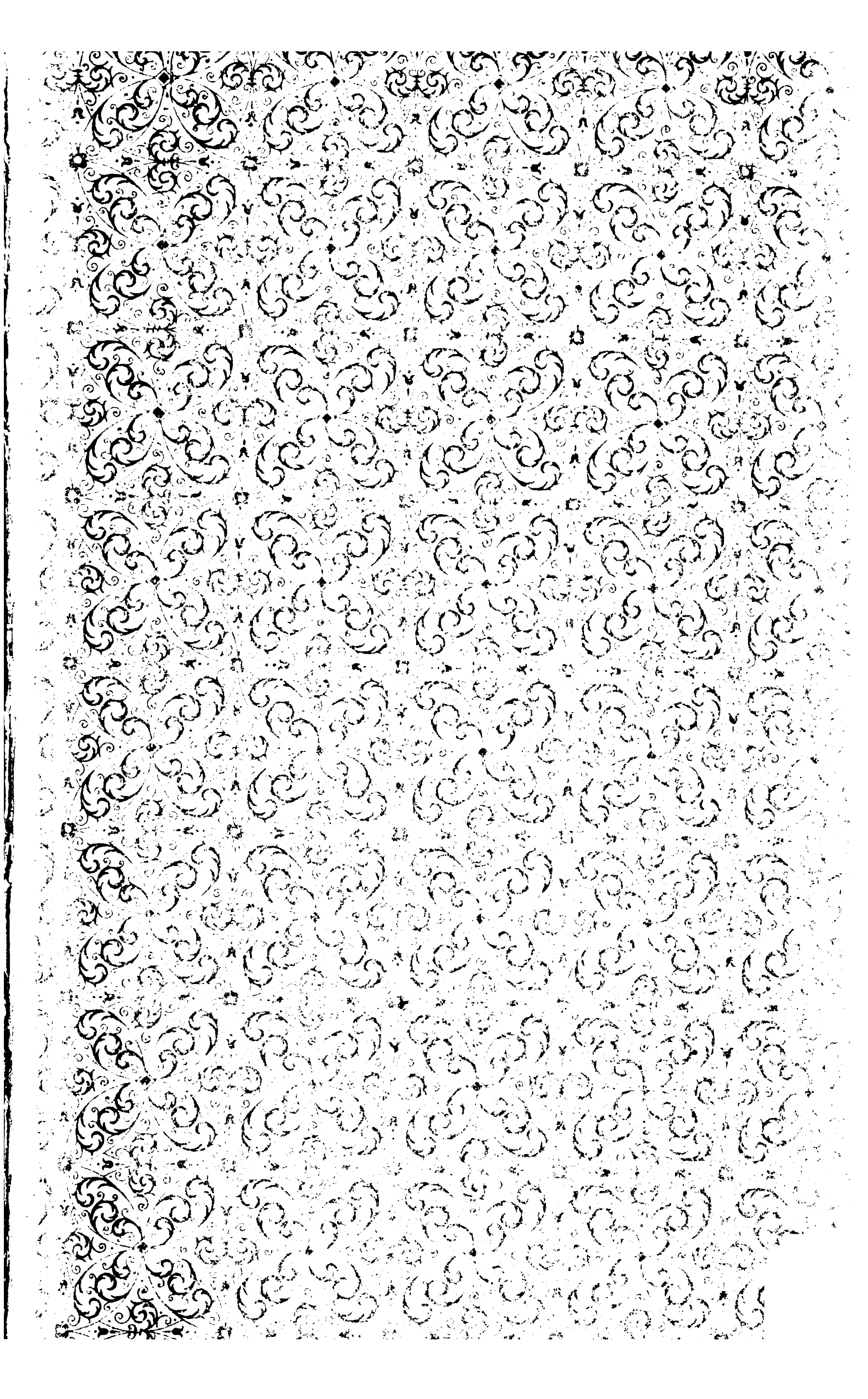


UC-NRLF
$B 122 211
D. C. G.
Pfannschmidt
Ein deutsches
Künstlerleben
von
M. Pfannschmidt.
Stuttgart J. F. Steinkopf


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
GIFT OF
Class





D. C. G. Pfannschmidt.

Geboren 15. September 1819, gestorben 5. Juli 1887.

D. Carl Gottfried Pfannschmidt.

Ein deutsches Künstlerleben.

Dargestellt

von

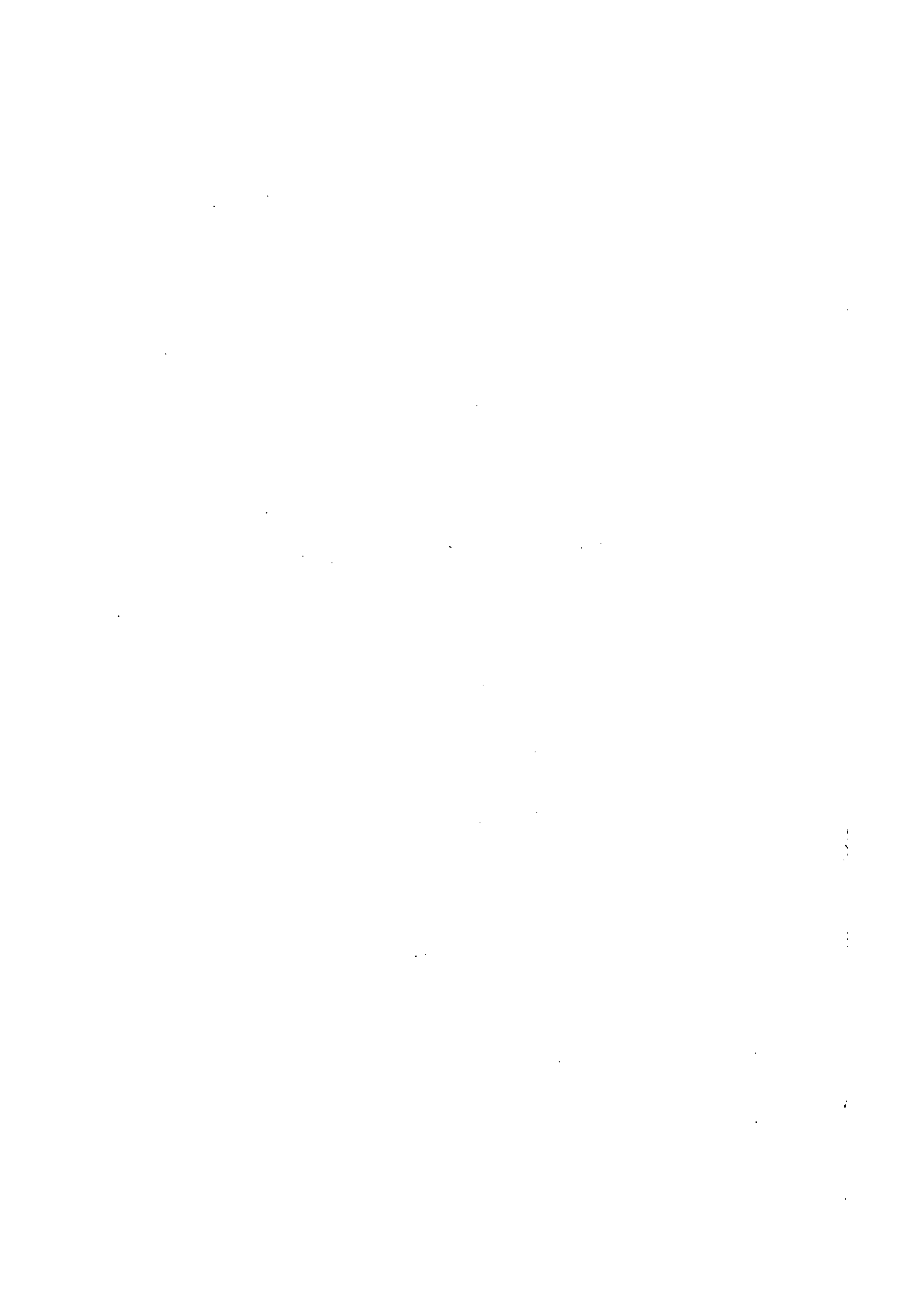
Martin Pfannschmidt,
Pastor in Terpt bei Lübben N.-L.

Mit 12 Blättern Pfannschmidt'scher Schöpfungen und mehreren Holzschnitten.

Stuttgart, 1896.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Meiner geliebten Mutter

gewidmet.



Dir, geliebte Mutter, ist das folgende Lebensbild zunächst zugeeignet, das Bild dessen, der dir ganz angehörte und alles mit dir teilte. Es ist dir so vertraut wie keinem andern und konnte auch nur unter deiner regen Hilfe zu stande kommen. Dir möchte es auch nun wie ein gemaltes Bildnis das Gedächtnis an den teuren Heimgegangenen stützen und lebendig zu erhalten helfen. Hat dir doch dazu schon deine innige und fördernde Teilnahme an dem Fortschreiten dieses Werkes gedient.

Weit lebhafter noch ist das Verlangen des großen Geschwisterkreises — das Selbsterlebte zu ergänzen und zu vervollständigen zu einem abgerundeten Ganzen, um dem jüngeren, unter dem Segen des Großvaters heranwachsenden Geschlecht dies Charakterbild als unveräußerliches Vermächtnis zu vererben. Auch dieses Verlangen möchte das Werk befriedigen.

Aber nicht auf die Familie beschränkt sollte der Leserkreis bleiben. Das zunehmende Interesse für des Vaters Werke ließ vermuten, daß auch ein weiterer Kreis von Freunden eine Darstellung der Entwicklung des Künstlers und Christen mit Freuden begrüßen würde.

Ludwig Richters Wort: „Leben und Kunst müssen eins sein und dürfen sich nicht scheiden," findet wohl seine volle Anwendung auf den Vater: Leben und Kunst wuchsen aus der einen Wurzel seines lauteren, selbst errungenen evangelischen Glaubens und strebten in harmonischer Wechselwirkung nach dem gleichen Ziele: der Verherrlichung der Heilsthaten Gottes. Darum möge die Kenntnis seines Lebens auch das Verständnis seiner Kunst fördern!

So widme ich dir, teure Mutter, und dem Familien- und Freundeskreise des Vaters dieses Lebensbild mit dem Wunsche, daß es manchem nur einen Teil der Förderung fürs innere Leben bringen möchte, die ich bei der mir immer lieber gewordenen Arbeit in reichem Maße empfangen durfte.

Dorpt, Herbst 1896.

Martin Pfannschmidt.

Einleitung.

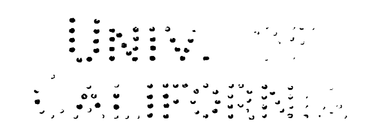
Als Material standen ein reicher brieflicher Nachlaß und eigene Aufzeichnungen des Vaters, in Tagebuchform und als „Erinnerungen" verfaßt, zur Verfügung. Letztere, in abendlichen Mußestunden der Jahre 1883 und 1884 niedergeschrieben, erstrecken sich über die Jugendzeit und einige wichtige Abschnitte des künstlerischen Schaffens. Der familiäre Charakter derselben gestattet es nicht, sie unverändert diesem Lebensbilde einzufügen, zumal bei ihrer Abfassung nicht immer eine einheitliche Anordnung des Stoffes durchgeführt ist. Ihr wesentlicher Inhalt jedoch soll mit den nötigen Auslassungen und Umstellungen dargeboten werden, wenn wir den Vater seine Jugend selbst erzählen lassen.

Das Sohnesverhältnis des Verfassers legte demselben gewisse Schranken auf und konnte für das ganze Gepräge des Lebensbildes des eigenen Vaters nicht ohne Einfluß sein. Das subjektive Urteil mußte in der Darstellung nach Möglichkeit zurücktreten, wenn es auch bei der Sonderung und Gruppierung des Stoffes wesentlich mitsprach. Der Darsteller hat sich bemüht zu vergessen, daß er der Sohn ist; daher spricht er im folgenden nie in der ersten Person, auch von Pfannschmidt nie als von seinem Vater. Außerdem mußten die Quellen, so viel es anging, selbst reden. Wenn dadurch vielleicht die Schilderung mehr einem Mosaikbilde als einem Gemälde ähnlich geworden ist, so

hat sie am Ende auch wegen der größeren Objektivität, welche dem subjektiven Empfinden und Urteil des Lesers einen weiteren Spielraum läßt, die längere Dauer mit dem Mosaik gemein.

In einem Lebensbilde werden die bedeutsamen Momente eines langen Lebens auf einen kurzen Raum zusammengestellt. Bei der ernsten Lebensauffassung Pfannschmidts, mit der sich doch allezeit ein fröhlicher Humor und heiterer Sinn harmonisch verband, ist es selbstverständlich, daß in Tagebüchern und Briefen seine Gedanken und Empfindungen einen religiösen Ausdruck finden. Diese religiösen Äußerungen, welche sich in Wirklichkeit auf einen weiten Zeitraum verteilen, hier aber eng an einander gereiht sind, könnten, obwohl ihre Wiedergabe nach Möglichkeit beschränkt worden ist, doch bei dem Leser den Eindruck hervorrufen, als hätte Pfannschmidt sich gern in erbaulichen Reden bewegt. Vielmehr galt seinem allezeit nüchternen Sinn die „Sprache Kanaans" im alltäglichen Leben für ein Mißbrauch des Heiligen, und nur selten, eigentlich nur notgedrungen und zumeist in Briefen, sprach er sich über religiöse Fragen und sein religiöses Leben aus. Wollten wir nun des falschen Eindruckes willen diese Aussprüche allzusehr beschränken, so würden wir in Gefahr kommen, das zu verkürzen, was seines reichen Lebens Kraft und Kern war.

Vielleicht genügt dieser Hinweis auf Pfannschmidts Nüchternheit und Schlichtheit auch in religiösen Dingen, um jenem falschen Eindruck nach Möglichkeit vorzubeugen.



1. Voreltern.

Carl*) Gottfried Pfannschmidt wurde zu Mühlhausen in Thüringen geboren am 15. September 1819, an demselben Tage, an welchem, wie er gern erwähnte, Blücher, der Marschall Vorwärts, beigesetzt wurde. Die heilige Taufe empfing er in der Blasius-Kirche, an welcher 1707 und 1708 Johann Sebastian Bach Organist gewesen.

Soweit die Pfannschmidt'sche Familie sich zurück verfolgen läßt, gehört sie dem sangesfrohen und schönen Thüringer Lande an.

Der nachweisbar älteste Ahne, Andreas Pfannenschmidt, lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Eickendorf bei Kalbe a. S. als Richter und Ackermann, und sein gleichnamiger Sohn erwarb als Handwerksmeister in Kalbe a. S. das Bürgerrecht. Der Großenkel des Erstgenannten: Christian Friedrich Pfannschmidt, (geb. 13. April 1759 in Kalbe a. S.,) ein strenger, verschlossener Mann, ließ sich zuerst in Erfurt als Kaufmann nieder und heiratete dort die Bürgers- und Kupferschmiedemeisterstochter Karolina Rosina Reinhardt, (geb. 23. Februar 1759). Mit seiner Ehefrau besuchte dieser die Messen, und so kam es, daß ihnen am 21. Februar 1791 während der Meßzeit in Braunschweig ihr erster Sohn, Christian Heinrich Philipp, geboren wurde. Um die Wende des Jahrhunderts verlegte Christian Friedrich sein Geschäft nach Mühlhausen in Thüringen, wo er ein kleines Haus in der Linsenstraße bezog. Seine Arbeit war von gutem Erfolg begleitet, so daß er sich ein nach damaligen Begriffen ansehnliches Vermögen

*) Pfannschmidt schrieb seinen Rufnamen stets nach alter Weise Carl und, wenn er nicht, wie meist in letzter Zeit, seinen Namen vollständig unter das Bild setzte, bediente er sich des Monogramms: CGP.

erwarb. Obwohl durch sein Geschäft und seine Meßreisen sehr in Anspruch genommen, sorgte er doch angelegentlich für eine gute Ausbildung der Fähigkeiten seiner Kinder. Als er schon 1811, eben 52 Jahre alt, seiner im selben Jahre verstorbenen Ehefrau im Tode folgte, übernahm Christian Heinrich Philipp, des Künstlers Vater, zwanzigjährig das väterliche Geschäft.

Wie mag das künstlerische Talent in diese, dem Handwerk und Handel lebende Familie eingedrungen sein? Es liegt nahe, zu fragen, ob es nicht früher schon im Keime auftritt. Von Pfannschmidts Urgroßvater mütterlicherseits, Christoph Stübgen, einem Mühlhäuser Bürger, erzählt die Familienüberlieferung, daß er eine mit vielseitigen Gaben angelegte Natur hatte. Außerdem daß er sich neben seinem Beruf mit Chronikenschreiben und allerhand Basteleien befaßte, übte er gern die Holzschnitzerei aus; und ein geschickt und getreu geschnitztes Modell eines mit allem Takelwerk versehenen Kriegsschiffes, das auf die Pfannschmidt'sche Familie vererbt ist, zeugt von seltener Gestaltungsgabe. Freilich fügte Pfannschmidts Mutter, wenn sie von diesem Ohm erzählte, hinzu: er habe zehnerlei Handwerk verstanden und neunerlei Unglück gehabt.

Auch des Künstlers Vater konnte in seinem praktischen Beruf allein nicht volle Befriedigung finden: es regte sich in ihm eine künstlerische Ader, die ihn trieb, Musik zu pflegen, zu dichten und zu zeichnen — jedoch alles ohne Schulung als Liebhaberei, die neben dem Geschäfte geübt wurde.

So tritt also das künstlerische Talent in der Pfannschmidtschen Familie bei dem Kaufmannssohn nicht ganz unvermittelt auf. Jedoch bleibt über dem ersten Keimen der Künstlerseele, wie über den ersten Anfängen alles aus der Schöpferhand hervorgehenden Lebens ein Schleier gehüllt.

Einem unwiderstehlichen Triebe folgte der Knabe, wenn er schon früh eifrig zeichnete; und erst, als andere auf seine Begabung aufmerksam wurden, kam sie auch ihm zum Bewußtsein und ganz allmählich reifte unter der treuen Leitung eines stillen, aber hoch begabten, künstlerisch denkenden und fühlenden Zeichenlehrers

in ihm der Entschluß, Maler zu werden, ohne daß er eigentlich genauere Vorstellungen von der Art dieses Berufs sich machen konnte.

Heimatstadt und -Land und das eigengeartete Thüringer Volksleben war recht geeignet, dem künstlerischen Empfinden des Knaben reichlich Nahrung zu bieten. Die Herrlichkeiten des Unstrutthales in Wald, Feld und Bergen und viele alte Bauwerke, vor allem aus der Blütezeit der Gotik, manche Erinnerung an die mittelalterliche Romantik in der alten, noch bis 1803 freien Reichsstadt und die Poesie in vielen Sitten und Gebräuchen: alles das mußte förderlich einwirken auf ein für künstlerische Eindrücke empfängliches Gemüt.

Er selbst mag uns seine frohe Kindheit, das Leben in Haus und Schule, Stadt und Land erzählen und dabei in seiner bescheidenen Weise die ersten, zarten Regungen seiner Künstlerseele berühren und so uns zeigen, wie auch sein Talent sich in der Stille gebildet hat, bis der Jüngling in den Strom der Welt hinausgeworfen wurde, der ihn zum Charakter bildete.

2. Die Eltern.

„Der frühe Tod der Großeltern," so erzählt Pfannschmidt in seinen Jugenderinnerungen, „nötigte meinen Vater schon in seinem zwanzigsten Jahre das Schnittwarengeschäft zu übernehmen. Daß dieser es weiter führen sollte, hatte der Großvater bereits dadurch bestimmt, daß er ihn die Weberei lernen ließ. In Chemnitz brachte mein Vater die Lehrzeit zu und erwarb sich den Gesellenbrief. Obgleich er die Schule frühzeitig verlassen mußte, hatte er sich doch einen Grad von Bildung angeeignet, der alle Achtung einflößte. Er zeichnete gut, machte Verse, sprach französisch, sang einen schönen Tenor, spielte Harfe, Flöte und Klavier. Außerdem unternahm er noch gar mancherlei, was außerhalb seines Berufes lag. Er fabrizierte Siegellack, Eau de Cologne und Tinte. Bei seinem treuen, ehrlichen, goldreinen Charakter schien er zu manchem andern Beruf eher befähigt als zu dem eines schlau berechnenden Kaufmanns.

Ganz selbstverständlich mußte er bei Übernahme des Geschäfts an die Gründung eines Hausstands denken. Die Wahl war ihm nicht schwer gemacht. Aus den Fenstern der sich gegenüberliegenden elterlichen Häuser konnten sich Philipp Pfannschmidt und Mariechen Riemann begrüßen, beide wohlgestaltet von ihrem Gott, Philipp blond und Mariechen brünett. Von Jugend auf kannten sie sich. Es lag nichts im Wege, daß die Herzen näher und näher zu einander hingezogen wurden, und am 26. November 1812 führte Philipp sein Mariechen heim — mitten unter den Stürmen des Krieges, dessen Lasten sie mit in ihren Ehestand nahmen, aber erleichtert durch die Hoffnungsstrahlen einer neuen Zeit, die jener für Napoleon verhängnisvolle Winter, der erste Winter ihrer Ehe, auch ihnen verkündigte. Mit zwölf Kindern wurde diese Ehe gesegnet. Von ihnen starben fünf im frühesten Kindesalter, und sieben Geschwister: Karoline, Mathilde, Carl, Amalie, Johanna, Gustav, Julius bildeten den festen Bestand des heranwachsenden jungen Geschlechts im elterlichen Hause. Da durch die große Zahl der Geschwister die nächsten Freunde zu Gevattern bereits herangezogen waren, so wurde ich, obwohl erst vierzehn Jahre alt, bei dem jüngsten Bruder Julius zum Paten erwählt. Mein Vater stand bei dieser Taufe an meiner Seite. Zur großen Freude des alten Kirchendieners hielt ich während der ganzen Taufhandlung das Brüderchen auf den Armen, ohne irgend welche Besorgnis zu erregen."

3. Das elterliche Haus.

„Das großelterliche Haus in der Linsenstraße, mein Geburtshaus*), wurde bei dem zunehmenden Wachstum der Familie zu eng, und der Vater kaufte etwa im Herbst 1823 das Haus am Untermarkte, welches den Paradeplatz vor sich hat und dessen Seiten von der Linsenstraße und Barfüßergasse begrenzt

*) An diesem Hause hat die Stadt Mühlhausen eine Gedenktafel mit dem, von seinem Sohne Friedrich gefertigten, Bronzerelief des Meisters anbringen lassen.

werden. „Gensdarmerie“ wurde es genannt, weil es vor uns von dem Befehlshaber der Gensdarmen bewohnt wurde. An diesem Hause haften meine Jugenderinnerungen.

Es war ein zweistöckiges Giebelhaus. Das untere Stockwerk, durch einen großen Flur in zwei Teile getrennt, enthielt auf der östlichen Seite den Laden und dahinter die Wohnstube und auf der westlichen Seite die Küche und die sogenannte grüne Stube, in welcher der Vater mit mir schlief und welche mir im Sommer als Arbeitsstube diente. Sie hatte die Aussicht nach der alten gotischen Blasiuskirche und dem Paradeplatze. Das obere Stockwerk wurde vermietet und zwar an den jeweiligen Kommandeur des 8. Kürassierregiments, von dem immer zwei Schwadronen in Mühlhausen standen! Auch die im Hintergebäude befindliche Stallung für 18 Pferde wurde an das Militär vermietet. Ein reger Verkehr war somit in unserem Hause.

Das Leben und Bewegen der Familie war auf die eine Wohnstube beschränkt, von wo aus man in den Laden sah und derselbe bedient wurde. Obwohl die Lage für das Geschäft eine sehr günstige war, begann doch die Sonne des Wohlstandes nach und nach zu sinken. Der erste schwere Schlag war, daß ein Warenlager meines Vaters in Göttingen abbrannte. Da nämlich meine Eltern gleich den Großeltern die Messen besuchten, so mußten sie sich in den Städten, die außerhalb der Zollgrenze lagen, ein Warenlager halten. Dieses in Göttingen hatte einen Wert von viertausend Thalern und war nicht versichert. Da von einer eigentlichen Buchführung wohl nie die Rede war, entging dem Vater die tiefere Einsicht in den Gang der Geschäfte. Auch lebte er in einem unbedingten Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Menschen. Die Konkurrenz wurde immer größer, der Verkehr in unserem Laden immer geringer. Der Besuch größerer Messen wurde ganz aufgegeben, und die Jahrmärkte der Umgegend brachten trotz aller Anstrengungen nicht den lohnenden Gewinn. Während in den ersten Jahren die Leute Pacht und Zins zahlten von Äckern und einem zweiten Hause, das der Vater besaß, versiegten später allmählich diese Einnahmequellen; vielmehr mußte

der Vater für ein Kapital, das auf unser Haus aufgenommen war, den Zins zum Juden tragen. Zu alledem wuchs die Familie stetig und verursachte immer größere Ausgaben. Trotz seiner bedrängten Lage aber ließ er seinen Kindern Privatstunden geben, um seinerseits nichts zu versäumen, sie für Leben und Beruf tüchtig zu machen.

Als eiserner Bestand lebte im elterlichen Hause Elisabeth Reinhardt, die Schwester meiner Großmutter, welche im großelterlichen Hause die Wirtschaft geleitet und die Kinder beaufsichtigt hatte. Jetzt war die Küche ihr unbeschränktes Reich. „Jungfer Muhme“ wurde sie bei uns wie in der Stadt genannt. Unter der festanliegenden, mit Silber- und Goldfäden gestickten Haube drängte sich das grauweiße Haar hervor; durchfurcht und verwittert war ihr Gesicht. Sie lebte in sich verschlossen und saß meistens in ihrer Stube hinter der Küche, oder um sich zu kühlen — auf der zugigen Kellertreppe. Ihre Beschäftigung war die Vorbereitung des Essens, wobei kein Holz gespart wurde, und Handarbeiten. Dabei gab sie schnurrende und knurrende Töne von sich; wie ich später hörte, soll dies Choralgesang gewesen sein, womit sie sich erbaute als Ersatz für den Gottesdienst. Denn sie ging nie in die Kirche. Als sie nach ihrer Übersiedelung von Erfurt in Mühlhausen zum ersten Male die Kirche besuchte und sich in den ersten besten Stuhl setzte, erschien die Eigentümerin desselben und nötigte sie, ihr Platz zu machen. Diese Unfreundlichkeit hatte ihr seitdem das Gotteshaus verleidet, und sie begnügte sich mit ihrer eigenen Art der Erbauung. Nebenbei stärkte sie sich aus ihrer Tabaksdose. Uns Kinder erfreute sie, wenn sie an den Sommerabenden an der Straßenthür saß, und uns zwanzigmal gehörte Geschichten zu immer erneutem Ergötzen erzählte. Im ganzen war ihr Einfluß auf unsere Erziehung gering, wohl da sie wenig zarte Empfindung des Herzens zeigte. Ihren Lebensabend beschloß sie, 86 Jahre alt, im Hospital. Angesichts des Todes war ihr letzter Wunsch an meine Mutter: „Machen Sie mir noch einen Kartoffelsalat!“

Da die Jungfer Muhme sich nicht nach den bedrängten Ver-

hältnissen in der Küche zu richten verstand, so erfaßten nach und nach die Mutter und die heranwachsenden Schwestern das Ruder der Wirtschaft. Zwei meiner Schwestern, Karoline (geb. 1816) und Mathilde (geb. 1817) waren älter als ich. Die jüngeren Geschwister waren viel später geboren; und ich war vorzugsweise auf diese beiden älteren Schwestern angewiesen. Mit ihnen wurden die ersten Jahre durchspielt, durchträumt und durchlebt.

Karoline als die ältere war die geistig überlegenere. Reich veranlagt, war sie bald die Führerin in unserem Hause. Sie las viel und konnte schon früh sich in Unterredungen über geistliche Dinge einlassen. Wir hörten ihr mit Bewunderung zu und freuten uns über ihre Triumphe. Sie behielt meistens recht und hat auch recht behalten, als das eigene erwachende Bewußtsein ihr nicht immer recht geben wollte. Sie war die Maria in unserem Hause und hat als solche durch die Wärme ihres Glaubens und ihrer eindringenden Liebe großen Segen über unsere Familie verbreitet. Als Kind war sie sinnig und heiter, und zog viele Freundinnen an; sie war ja im stande mehr zu geben als zu nehmen. Außerdem war sie behende und geschickt zu allen weiblichen Arbeiten. — Durch einen Leichtsinn habe ich ihr einmal eine sehr eindringliche Strafe zugezogen, die mich noch schmerzt. Der Vater las Bücher aus der Leihbibliothek, die wir Kinder jedoch nicht alle lesen durften. Ein solches verbotenes Buch hatte Karoline gelesen, und ich machte den Angeber. Die harte Strafe blieb nicht aus und bei mir nicht das Bedauern und die Selbstanklage. Ich hätte dafür gern die Stockschläge auf meinem Rücken gefühlt. Dahin fielen sie ohnehin selten; ich war ja bis zum zwölften Jahre, in der fruchtbaren Zeit des spanischen Rohres, der einzige Sohn.

Mathilde ordnete sich der älteren Schwester gerne unter, obwohl sie ihr an Verstand nichts nachgab; nur hatte sie nicht die geistige Gelenkigkeit. Die ihrige erstreckte sich mehr auf alle Thätigkeiten des häuslichen Lebens. Dabei war sie biegsamen Gemüts, von großer Gutherzigkeit und gewinnender Freundlichkeit, unbeugsamen Mutes und nicht zu trübender Freudigkeit.

Sie sang mit klarer Stimme bei ihren häuslichen Beschäftigungen, beim Waschtrog: „Ein getreues Herz zu wissen, hat des höchsten Schatzes Preis,“ und konnte damit nur das Herz ihres Gottes meinen, und zur Guitarre: „Ich denk an euch, ihr himmlisch schönen Tage der seligen Vergangenheit.“ Heiter war sie abends an ihrem Spinnrad, bis sich vor Müdigkeit das Haupt neigte, die glänzenden Augen schlossen und die Hand mit dem Faden ihr in den Schoß fiel. Sie vereinigte mit den Gaben der Martha die der Maria.

Der erste Mieter des oberen Stockes, dessen ich mich erinnere, war der Major von Münchhausen, ein hochgewachsener, edel und schön gebildeter Mann mit schwarzem, krausem Haar. Er war Junggeselle, von allen geliebt und geehrt, ein Freund von uns Kindern. Es kam vor, daß er durch den Hausflur ging, eines der Kleinen auf die Arme nahm, mit ihm immer einige Stufen überspringend, es hinauf zu seiner Wohnung trug und dann allein hinuntertrollen ließ. Meinen Eltern hatte er die Benutzung seines Wagens und seiner Pferde angeboten, wovon sie aber in ihrer Bescheidenheit keinen Gebrauch machten. Eines Tages begann er einen Spazierritt; die Diener sahen ihm noch von der Hinterpforte aus nach — da bäumt plötzlich das Pferd in der engen Straße und wirft seinen Reiter ab. Dieser fällt so unglücklich auf das steinerne Gesims unseres Küchenfensters, daß der herrliche Mann in wenigen Minuten seinen Geist aufgiebt; die Schläfe hatte die Ecke des Steines getroffen. Unser Schlafzimmer wurde ausgeräumt und der Tote hier auf Stroh gebettet, Unteroffiziere wachten des Nachts an seinem Lager. — Mit demselben Pferde ritt sofort ein Diener nach Merseburg, um dem Bruder des Majors den Unglücksfall zu melden. Der großen Anstrengung dieses Rittes erlag auch das Pferd. — Am Tage der Beerdigung war der Sarg auf das prächtigste in unserem Hausflur aufgebahrt. Wir Kinder sahen von den Fenstern der grünen Stube aus dem Leichenzuge nach. Das Trompetercorps ritt vorauf, und blies auf umflorten Trompeten den Trauermarsch. — Dieses jähe Ende des Majors hatte uns

tief ergriffen; denn wir sahen in dem Entschlafenen keinen Fremden mehr.

Nach ihm zog noch mancher Major in unser Haus, aber keiner konnte so die Herzen gewinnen wie Herr von Münchhausen. Als der Major von Zedlitz bei uns wohnte, war es mir vergönnt, meine ersten Reitstudien zu machen. Wenn im Sommer der Bursche die Wagenpferde ins Freie führte, durfte ich mich auf das Nebenpferd setzen. Es machte mir viel Freude, so hochthronend in die schöne Umgebung der Stadt hinauszureiten."

4. Lebensgefährliche Krankheit.

„In meinem fünften Jahre erkrankte ich mit den älteren Schwestern und dem dreijährigen Bruder Fritzchen an den Masern. Dieselben mochten sehr bösartig sein; bei meinem Bruder arteten sie in eine Gehirnentzündung aus. Von meinem Bette aus sah ich, wie er mit eiskaltem Wasser überschüttet wurde. Es half nichts; der Tod brach die liebliche Knospe, den kleinen Blondkopf mit blauen Augen, von herzgewinnendem Wesen und ganz selbstloser Natur. Er war die Freude und Wonne der Eltern und Geschwister; und so oft seiner später gedacht wurde, war es, als flöge ein seliger Engel durch das Zimmer und streifte uns mit seinen Fittigen.

Auch bei mir wurde die Krankheit heftiger. Der Arzt stand an meinem Bette als wie vor einem Rätsel; der Tod schien unvermeidlich. Da sandten meine Eltern noch zu einem andern Arzt, dem Dr. Becker. Dieser legte seine Hand in meine rechte Seite, so daß ich vor Schmerz aufschrie. Sofort erklärte er, daß ich falsch behandelt sei: es wäre eine Leberentzündung, und wenn ich viel Öl trinken würde, könnte ich wohl noch gerettet werden. Und wirklich, das neue Heilmittel hatte eine belebende Kraft zur Besserung.

Während dieser Krankheit mußte mein Vater zur Leipziger Messe reisen. Von dort aus schrieb er mir in großer Eile mit Bleistift einen Brief. Noch ist es mir gegenwärtig, wie ich diesen

in den heißen, feuchten Händen hielt und nicht loslassen wollte, und ihn ebenso wie die Aermeln, welche er mir geschickt hatte, als ein teures Gut in meinem Bette behielt.

Wie lange diese Krankheit gedauert hat, weiß ich nicht. Sie war tief eingreifend in meinen Gemütszustand, vielleicht für mein ganzes Leben. Es war eine Nervenreizbarkeit entstanden, die in eigentümlicher Weise ihren Ausdruck suchte. Ich konnte im täglichen Leben nichts thun, ohne daß sich mir die Frage aufdrängte: „Straft dich hierbei nicht der liebe Gott?“ Sofort lief ich, suchte meine Mutter, auch in der entferntesten Stelle des Hauses, und fragte: „Mutter, ich habe mich auf den Kopf gefaßt, straft mich da der liebe Gott?“ Mit großer Geduld und Liebe antwortete sie stets: „Nein, Carl, da straft dich nicht der liebe Gott.“ In der nächsten Stunde war ich schon wieder beim ängstlichen Rufen, hörte aber sogleich auch die beschwichtigende Antwort der guten Mutter.

Dieser Zustand mochte seinen Grund auch in einem Vorgang vor meiner Krankheit gehabt haben. Ich wollte meinem Bruder Fritz die Häuser nicht lassen, mit welchen er spielte. „Lieber Bruder, wasse denn? Nicht böse sein! Hier!“ sagte er und schob mir mit Freundlichkeit die Häuser zu. Er konnte eben seinen Bruder nicht unwillig sehen. Dieser Vorfall hatte mich wohl viel in meiner Krankheit beschäftigt; und das Schuldgefühl, gegen meinen kleineren Bruder hart gewesen zu sein, konnte ich nicht los werden, bis mich meine Mutter nach und nach in ihrer großen Liebe absolvierte, und ein völliger, geistiger und körperlicher Gesundheitszustand wieder eintrat.“

5. Jugendfreunde.

„Bei aller lieben Umgebung im Hause sehnt sich der Knabe nach einem Gespielen von gleichem Alter und gleichen Interessen. Dieser wurde mir in dem Sohne des nächsten Freundes meines Vaters, in Adolf Gier. Obwohl er ein weniges älter war als ich, fühlten wir uns früh zu einander hingezogen, zumal unsere

Naturanlagen sich ergänzten. Er besaß den weicheren, selbstloseren Charakter, diente gern und ließ sich führen, während ich mich nicht gerne unterordnete, sondern meinen Willen durchzuführen suchte. Da Adolfs Eltern ein Materialiengeschäft besaßen, war er der geborene Lieferant von allerhand Kleinigkeiten, welche wir zu unsern kindlichen Unternehmungen brauchten, als buntem Papier, Kolophonium u. s. w.; und ich war der Ausübende, der Fabrizierende.

Es wurden Theater gebaut mit Papierfiguren und feuerspeienden Bergen, hinter welchen das Kolophonium aufblitzte. Über den ersten Akt der Aufführung kamen wir nicht hinaus; dann war es uns zu langweilig, und der Vorhang mußte fallen vor dem kleinen staunenden Publikum. Das Hauptinteresse lag ja für uns im Herstellen der zur Aufführung nötigen Dinge und in der Übung der jungen Kräfte. Einmal hatten wir unter gewaltigen Anstrengungen unternommen, die Entdeckung Amerikas vorzuführen. Kulissen wurden beschafft, zur Bühne diente die Kammer eines Gerbers; und das Ergebnis unserer Bemühungen war, daß ein Knabe in puris naturalibus in einem Waschtroge als wilder Amerikaner auf der Bühne herumrutschte.

Adolf hatte von seiner Großmutter Geld zur Beschaffung eines Ziegenbockes geschenkt erhalten. Nun zogen wir auf Kauf aus, d. h. wir gingen in den Vorstädten bei den kleinen Leuten herum und ritten mit großem Vergnügen ihre Böcke Probe. Daß es zum Kaufe gekommen ist, wüßte ich nicht. Wir suchten uns auf andere Weise zu entschädigen.

Mein Vater hielt sich als leidenschaftlicher Jäger in den besseren Zeiten einen Hühnerhund; der damalige hieß Hektor. Dieser mußte die Stelle des Bockes vertreten. Wir fertigten einen Sattel, indem wir ein Holzgestell mit Leinwand überspannten. Der Sattel wurde befestigt, doch alle Mühe war vergeblich; denn der Hund ließ kein Kind auf sich reiten, er warf die lästige Bürde ab. Wir spannten ihn an einen Kinderwagen, dies ging besser; doch war es zu gefährlich, weil der Hund feurig war und keine Deichsel duldete. Vortrefflich gelang es aber im Winter, ihn

vor einen kleinen, mit Eisen beschlagenen, flachen Schlitten für eine Person (Kahn genannt) zu spannen. Da konnte der Hund sich frei bewegen, und je schneller es ging, je lieber war es uns. Einer von uns saß auf dem Schlitten, der andere lief nebenher. Aber wehe, wenn Hektor eine ferne Hundebeißerei wahrnahm! Dann war er nicht zu halten: es ging im Sturm über Stock und Stein und Brücken, bis der Insasse aus dem Schlitten flog; denn Hektor mußte der erste in der Hundeschlacht sein.

Adolf Gier verließ die Schule früher als ich und trat in das elterliche Geschäft ein. Da wurde mir ein Ersatz geboten in Theodor Engelhardt, dem Sohne eines Justizbeamten. Engelhardt zeichnete sich durch einen treuen, aufrichtigen und strebsamen Charakter aus. Während Adolf Gier als Kaufmann in Mühlhausen blieb, verließ Theodor Engelhardt später die Vaterstadt, um als Offizier dem Vaterland zu dienen.

Trotz der Trennung im Leben blieb das Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit. Und wenn wir uns nach Jahren wieder trafen, schüttelten wir uns in alter Treue die Hände."

6. Mühlhäuser Stadt und Leben.

„Das alte, liebe Mühlhausen, die alte freie Reichsstadt, — wie war sie doch geeignet, eine jugendliche Brust zu weiten, junge Kräfte zu entfalten und zu stählen!

Was für einen überraschenden, herrlichen Anblick gewährte die Stadt, wenn man auf der Rückkehr von einer Wanderung sie vor sich liegen sah mit ihren vielen Kirchen, Türmen und Thoren! Wälle und Gräben boten herrliche Spaziergänge. Durch die mächtigen Mauern führten sieben Zugänge zur Stadt, welche durch je drei Thore geschützt waren. Freilich war schon damals unter dem Drucke der neuen Zeit manches Thor gefallen.

Die Stadt selbst zeichnet sich aus durch einen Reichtum schöner Kirchen. Zwei Gotteshäuser waren bereits dem Sturme der Zeit erlegen; eine andere Kirche diente als Packhof und Wage. In unsere Zeit waren hinübergerettet: zwei Haupt-, vier Neben-

und vier Vorstadtkirchen. Alles überragte die im reinsten gotischen Stile erbaute Marienkirche am Obermarkt, deren Gewölbe von vier Säulenreihen getragen wird, so daß sich fünf Schiffe bilden. Sie ist ungemein reich an Kunstschätzen.

Dies war der Schauplatz unserer kindlichen Spiele und Freuden. Jeder Wall, jeder Graben, jede Kirchenecke hatte ihren besonderen Beruf für uns, und jede Jahreszeit brachte ihre eigentümlichen Vergnügungen.

Der Paradeplatz vor unserem Hause war für uns der eigentliche Ort der Jugendspiele, als da sind Stelzenlaufen, Ballschlagen, Ringen u. a. Auch bot sich hier Gelegenheit zu den ersten Wasserfahrten, wenn bei Gewitter und anhaltendem Regen der Bach, welcher an unserem Hause vorüberfloß, zu ansehnlicher Breite angeschwollen war. Schnell wurde ein großer Waschtrog geholt, ich stieg hinein, und mit einem großen Stock rudernd und sorgsam balancierend, ließ ich mich vom Schifflein stromabwärts treiben.

Aus dem früheren St. Blasius-Kirchhofe war nach Verlegung des Friedhofes in die Vorstadt ein ebener Platz geworden, der ringsum mit Akazien bepflanzt war. An seiner Ostseite erhebt sich die einst dem deutschen Orden gehörige St. Blasiuskirche mit ihren schönen Türmen im frühgotischen Stile. Hier wurden vor unseren Augen aus steifen Rekruten gelenkige Soldaten gemacht. Hier ließen am Sonntag nach der Kirche die Trompeter der Kürassiere ihre Weisen ertönen und hoch oben vom Turme erschallte der Choral der Stadtmusici.

Wenn die erste Frühlingsluft zu wehen begann und die strebenden Kräfte in der Erde sich regten, dann zuckte es auch uns in Armen und Beinen, und wir zogen hinaus, um in den äußeren Gräben und Wällen beim Festungsspiel die Kräfte zu messen.

Kam der Sommer, so sammelten wir Kinder uns unter dem kühlen Schatten der uralten Linden der inneren Wälle, schlugen Ball und trieben mancherlei Spiele. Von den hohen Wällen schauten wir dann hinaus weithin auf fruchtbares Land und lieb-

liche Dörfer. Am Abend saßen wir in den äußeren Kirchenecken auf dem Fußgesims, erzählten und hörten in größter Spannung Märchen. Was war es für eine Lust, in den weiterliegenden Wäldern am „weißen Hause“ und am „Spiegelbrunnen“ herumzustreifen und auf den Feldern Schmetterlinge zu fangen, um sie zu einer Sammlung zusammenzustecken! Vortreffliche Gelegenheit zum Baden bot sich uns dar in einem Teiche zwischen der Stadt und Popperode und in den geheimnisvollen Tiefen der nahen Unstrut. Auch auf die Jagd nahm mich mein Vater mit; doch konnte ich ihr keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen.

Wie viel Freude gewährte nicht der Garten vor den Thoren! Da gab es außer dem Winter fortwährend Beschäftigung, namentlich im Sommer. Für die Pflege des Gartens hatte der Vater viel Sinn und Geschick; auch verstand er das Okulieren und das Pfropfen. Wir halfen gießen und jäten, Blumen pflücken und Beeren essen, auch Birnen und Äpfel ernten.

Am belebtesten war der Garten, wenn St. Petri, in dessen Vorstadt der Garten lag, Kirchweih (im Volksmunde Kirmeß) feierte. Da stellten sich Verwandte und Freunde mit ihren Kindern ein. Die Alten feierten das Fest im Gartenhäuschen mit Kaffee und Kuchen. Unter dem Pfeifendampfe erzählten die Männer von den Freiheitskriegen und Jagd- und Familiengeschichten, denen wir Kinder, müde vom Spiel, mit Spannung zuhörten. Unser Hauptvergnügen bestand indessen im Schießen mit der Armbrust oder dem Blasrohr nach einem hölzernen Vogel.

War die Kirmeß in der Stadt, so wurden in dem betreffenden Stadtteile Tannenbäume vor die Thüren gepflanzt und mit seidenen Bändern und bunten Eiern in langen Ketten behängt, wozu wir das ganze Jahr hindurch die ausgeblasenen Eier sammelten. Am Stamme des Baumes stand ein Tischchen mit dem Kirmeßkuchen, und Knaben und Mädchen tanzten im großen Kreise herum, ihre Kirmeßlieder singend. Ein jedes Lied hatte seinen eigenen Tanz. Der Text war im Laufe der Zeit durch Kindermund sehr verfälscht und schwer verständlich, aber doch konnten wir diese Lieder geläufiger als unsern Katechismus. Uns Jungen

machte es noch eine besondere Freude, mit Papierklatschen und Pritschen, wie sie die Harlekine haben, die Mädchen zu erschrecken. Da jede der zehn Kirchen ihre eigene Kirchweih hatte, so war an Kirmessen kein Mangel. Daß das Fest eigentlich ein Kirchenfest sei, daran dachten wir nicht.

Auch brachte uns der Sommer ein- oder zweimal die großen Jahrmärkte vor unserem Hause. Die Budenreihe zog sich um die Blasiuskirche herum. Man sah da viele uralte, malerische Trachten unter dem Landvolk. Jedes Dorf hatte seine Abzeichen an der Kleidung; namentlich halten die Vogteier und die Gotternschen Bauern an ihrer kleidsamen Tracht fest. Sie hocken bei ihren Früchten, Zwiebeln und Gurken. — Obwohl unser Laden am Markte war, so lenkten doch schwer die Landleute von der Budenreihe ab. Daher schlugen auch wir eine Bude am Paradeplatze, dem Haus gegenüber, auf. Die größte Lust bereitete es uns Kindern, am frühen Morgen die Waren aus dem Laden in die Bude zu schaffen: je größere Last den kleinen Armen aufgepackt war, um so stolzer liefen wir den kurzen Weg. Am Abend trugen wir in derselben Weise die Sachen zurück. — Unter den Buden fesselte uns namentlich die eines herumziehenden Kolporteurs und Bilderhändlers: kolorierte Holzschnitte und Drucke bot er feil, grell und bunt, wie sie die Landleute an ihre Stubenwände kleben. Dieser Kolporteur und seine Frau gehörten zu den seltenen Leuten, die unter der Herrschaft des Rationalismus ihren einfachen evangelischen Glauben durchgerettet hatten. — Der Jahrmarkt bot uns noch mancherlei Ergötzliches. Bärenführer zogen mit ihrem tanzenden Petz, mit Kamelen und Affen, durch die Straßen. Kunstreiter in buntem Aufputze, ihre Primadonna voran, durchritten gravitätisch die Straßen und luden zu ihren Aufführungen ein. Auch Seiltänzer besuchten unsere Vaterstadt.

Zur Sommerszeit wurden gern Besuche gemacht in die fernere Umgebung der Stadt bei Familien der Verwandschaft: so nach Horstmar zum Pastor Stübgen, dem Bruder meiner Großmutter Niemann. Mit seinem zweiten Sohne Fritz durchstreifte ich Garten und Feld. Die Höhepunkte in Horstmar

waren die Kirmesse. Da fand sich die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft zusammen: der Förster vom Lengefelder Turm in weißledernen Hosen und grünem Leibrock, und die Apothekersleute aus Dingelstedt sind mir in der Erinnerung geblieben. Eine allgemeine Gemütlichkeit war die Losung der Zeit, insonderheit dieser Tage. Die alte Harfe lieferte die Akkorde zum geselligen Gesange. Müde von des Tages Last suchte ein jeder sein Lager; mir wurde es zugewiesen in der Studierstube, — das war eine kleine Kammer, in der Bücher und alles Mögliche durcheinander lagen. Am letzten Festtage holten die berittenen Burschen des Dorfes den Festhammel vom Felde und machten mit diesem frohen Ereignisse den Beschluß. Alles war mir neu und deshalb interessant.

Auch nach Gr. Brüchter richteten wir unsere Wanderungen zum Pastor Kühn, mit dessen Kindern uns Geschwister eine innige Freundschaft verband.

Zur Kartoffelernte zogen wir an schulfreien Tagen hinaus nach Görmar zu im ebenen Thale der Unstrut auf unsern Kartoffelacker. Während die Erwachsenen die Kartoffeln ausgruben, lasen wir Kinder sie auf und schütteten sie in die Säcke. Mit Lust atmeten wir die frische, kühle Herbstluft ein, und die auf freiem Felde gekochten Kartoffeln waren uns ein leckeres Mahl, während der Rauch des Feuers weithin über die Wiesen zog. Bei Einbruch der Nacht fuhren wir auf den Säcken thronend in die Stadt zurück. Wie interessant war es für uns, von der Höhe aus in die kleinen erleuchteten Heimwesen der ärmeren Leute zu schauen!

Es nahte der Winter mit seinem Froste! Die ersten Versuche des Schlittschuhlaufens wurden auf dem gefrorenen Dungwasser des Hofes gemacht. Als ich einige Sicherheit erlangt hatte, ging's auf den Stadtgraben, später auf den Popperöder Teich und schließlich auf die Unstrut. Wenn es Glatteis gab, fuhren wir mit Schlittschuhen den steilen Stadtberg hinunter. Da gingen wohl oft die Beine unter dem Körper weg, und der Hinterkopf schlug dröhnend auf.

Es erschien der 6. Dezember, der St. Nikolaustag. Dieser wurde auch in Mühlhausen durch Vermummungen gefeiert. Der heilige Nikolaus hatte die kleidsame Tracht des Knechtes Ruprecht so rauh und wunderlich wie möglich angelegt. Er trat nach derbem Pochen in die Stube mit einer Rute und einem Sack auf dem Rücken und sagte:

„Bons dies, Bons dies, bons Flederwisch,
Hätt' ich mich nicht hereingewischt,
Hätt' ich mich nicht hereingestohlen,
So hätt' ich meinen großen Zeh erfroren."

Die Kinder mußten ihre Gebete sprechen; wer nicht beten konnte oder wollte, erhielt Rutenhiebe. Schließlich wurden doch alle mit Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen bedacht.

Vom Weihnachsfeste stand uns Kindern die Christmette obenan, die am frühen Morgen des ersten Christtages gefeiert wurde. Wir brauchten nicht geweckt zu werden; um fünf Uhr morgens waren alle auf den Beinen. Das schöne gewaltige Glockengeläute so vieler Kirchen machte die Stadt lebendig und ließ die Sterne noch einmal so hell funkeln. Wie prächtig leuchteten die Kirchenfenster aus den dunkeln hehren Mauern in die Nacht! Alles, was Beine hatte, zog über den weißen Winterteppich; nur eines der Eltern blieb zurück, um die Bescherung vorzubereiten. In der Kirche selbst war ein großes Gedränge, und es waren zu finden die ältesten Leute und die kleinsten noch lallenden Kinder, die im Mantel getragen wurden. Ein jedes Kind hatte in der Kirche seinen brennenden Wachsstock. Aus voller Herzensfreude heraus unter Begleitung der brausenden Orgel, von Cymbel und Glockenspiel, wobei auch ein Stern erschien, wurden zwei bekannte Weihnachtslieder gesungen. Alles jubelte und frohlockte und freute sich der Dinge, die noch kommen sollten. Bei dem Jauchzen der Unmündigen konnte eine Ansprache nicht gehalten werden. Nach dem zweiten Liede drängte alles wieder in die Nacht hinaus. In jedem Hause erstrahlte nun der Christbaum im Lichterschein; alle Fensterladen waren geöffnet,

so daß man sich im Geiste mitfreuen konnte, bis man im eigenen Kreise die Gaben der Liebe empfing.

Eine uns Kinder im höchsten Grade erfreuende Sitte war das Gratulieren zu Neujahr. Da kamen die blasenden Postillione auf ihren Pferden in schönster Pracht, ebenso die Müllersburschen einhergeritten. Die verschiedenen Türmer, die man sonst so selten sah, kamen in schwarzen Mäntelchen von ihren Höhen herab. Die Nachtwächter tuteten bei Tage. Kurz, wer irgend Dienste gethan hatte, gratulierte feierlichst und wünschte Frieden, Glück und langes Leben; und es erhielt jeder seine Gabe.

Das Hauptfest im Winter nach dem Weihnachtsfeste war das Schlachtfest. Jede Bürgerfamilie schlachtete für ihren Bedarf ein oder mehrere Schweine. Zur Hilfe kamen die Männer der nächsten Bekanntschaft. Zwiebelkuchen würzte das Fest. War das Schwein getötet, so ging die Gesellschaft um den eichenen Hackklotz herum und hackte mit scharfen Messern an langen Stäben das frische Fleisch zur Wurst. Dabei wurden lustige Geschichten erzählt und landesübliche Witze gemacht. Wenn das Kesselfleisch gar war, wurden tüchtige Portionen den Familien der Mitarbeiter in die Häuser geschickt. Gegen Abend war alles fertig, und die Schlächter, welche eigentlich Stubenmaler waren und nur im Winter das Schlächterhandwerk betrieben, gingen mit ihrem Lohn und einigen Würsten von dannen.

Der Sitte der Zeit gemäß erhielt ich als neunjähriger Knabe mit meinen Schwestern im Winter Tanzunterricht. Gegen Ende des Winters schloß derselbe mit einem allgemeinen Kinderball im Beisein der Eltern. Eine Guirlanden-Quadrille war der Höhepunkt des Festes. Ich habe bei dem Tanzen erfahren, daß zu frühzeitig ein zartes Empfinden, Regen und Klopfen des Herzens erwacht, welches erst nach langen Jahren seinen naturgemäßen Ausdruck finden sollte.

Gesellschaften im Winter zu geben war in den Bürgerkreisen nicht Sitte. Man besuchte sich wohl, aber erst nach dem Abendbrot, welches um sechs Uhr eingenommen wurde. Dann gab es die schönste Auswahl von Äpfeln, weiter nichts; in seltenen

Fällen noch Thee und Zwieback. Die Männer gingen jeden Abend nach dem Essen ins Wirtshaus, um beim Bier durch weise Gespräche, wie sie meinten, ihre Bildung zu fördern. Die Frauen hatten ihre Kränzchen unter sich, — weder Kinder noch erwachsene Töchter waren zugegen. Dafür sahen wir neugierig vom Hausflur aus durch das Fenster in die Stube. Die Gespräche wurden meistens nur leise geführt, Nachbarin mit Nachbarin. Die gute Sitte verbot es, viel zu essen, aber viel Kuchen mußte herumgereicht werden. Davon häufte jede Frau nach und nach ein Türmchen auf. Das Ende war, daß der Kuchen sich in die Strickbeutel verlor, um am nächsten Morgen von den harrenden Kleinen hervorgeholt zu werden.

Das religiöse Leben stand unter dem Banne des Rationalismus, der jedoch noch manche gute alte Sitte bewahrte. Mittags und abends tönte die Betglocke; aber nur noch um anzuzeigen, daß es Zeit zum Essen und Schlafen sei. Wenn ich als Kind Sonntags durch die Straßen ging, hörte ich noch in den Häusern vor Tische Choräle singen. Die vielen Kirchen wurden in alter Gewohnheit gut besucht. Auch in unserer Familie wurde diese Sitte festgehalten. Feierlich war es, wenn sich die Eltern zur Feier des heiligen Nachtmahles anschickten. — Dagegen schwand das gemeinsame Tischgebet, von Hausandachten weiß ich nichts. Erst Schwester Karoline begann, die kleineren Geschwister das Abendgebet zu lehren. —

Es herrschte aber neben dem Rationalismus noch die Nachblüte eines lebendigen Glaubens: Ehrlichkeit und Redlichkeit im Umgange, treues Festhalten an freund- und verwandtschaftlichen Beziehungen.

Unter der erstarrten Erde arbeiteten jedoch bereits junge Keime eines neuen Lebens, die den ausgetrockneten Boden durchbrechen und mit dem jungen Grün des alten lebendigen Christenglaubens bedecken wollten. Von Halle her kamen einige junge Theologen aus Tholucks Schule, die sofort als Mystiker, Pietisten und Finsterlinge verpönt wurden. Mutig bestiegen sie die Kanzeln und zeugten von der Liebe Christi, die unsere Sünde

zu sühnen den Tod erduldet hat. Soviel auch darüber gespottet wurde, so waren doch die Kirchen gedrängt voll; denn sie zeugten mit einem Feuer und einer Lebendigkeit, wie man es bei den rationalistischen Pastoren nicht gewohnt war. Dabei waren sie Kinder der Stadt und in ihrem Wandel lauter und rein.

Auch in unsere Familie drang diese Bewegung. Mit Christel Hübner, einem Schüler Tholucks, verlobte sich meine Schwester Karoline, und mit der Liebe zu ihrem Bräutigam erhielt sie als Brautgeschenk die Liebe zum himmlischen Bräutigam. Diese Liebe ließ die Schwester nicht ruhen, bis sie der Familie zu reichem Segen wurde.

Jedoch ich blieb dieser Bewegung noch fern, obwohl mein etwas älterer Freund Julius Hübner, (aus einer anderen Familie als ebengenannter Christel H.), der bereits Lehrling in dem alten Handlungshause der Lutterots war, schon von der Predigt des jungen Theologen ergriffen war."

7. Schulleiden und -Freuden. Die ersten Regungen der Künstlerseele.

„Als sechsjährigen Knaben hatten mich meine Eltern in die Schule des Küsters und Lehrers Michel an der St. Blasiuskirche gebracht. Aus der ersten Schulzeit habe ich eine sehr schwache Erinnerung. Nur fühle ich noch heute zwei Hiebe, die ich vor der Buchstabiertafel erhielt; sie kamen wie Blitze aus heiterem Himmel, um mir mehr Aufmerksamkeit auf das a—b ab zu verschaffen.

Nach zwei Jahren kam ich in die Bürgerschule, welche mit dem Gymnasium als Vorschule verbunden war. Als mich der Direktor zur Aufnahme in das Gymnasium geprüft hatte, wollte er mich in die Quinta setzen, weil er meine Kenntnisse zu hoch anschlug. In der Geographie nämlich, von der ich noch keine Ahnung hatte, kam er auf Schlesien zu sprechen; und ich verstand zu seiner großen Zufriedenheit die Gestalt Schlesiens zu beschreiben, welche ich aus dem Atlas meiner älteren Schwestern

her kannte. Jedoch auf Bitten meines Vaters wurde ich für die Sexta bestimmt. Sehr bald aber zeigte es sich, daß auch die Sexta noch zu hoch gegriffen war, in welcher ich zwei Jahre meist in den unteren Regionen zubringen mußte.

Einmal schien mir jedoch das Morgenrot eines besseren Tages zu leuchten. Es wurde einst eine neue Rangordnung der Klasse gemacht, und ich kam ziemlich weit oben zu sitzen. Darüber erhob sich ein Sturm unter den Knaben am oberen Tische. Um ihn zu beschwichtigen, lehnte sich der Ordinarius, der Kantor Schmidt, über das Katheder und hielt den erregten Knaben mein Zeichenbuch vor die Augen und rief ihnen entgegen: „Seht einmal die Nasen, die Nasen, die er gemacht hat!" und der Sturm legte sich. Damals war also noch die Möglichkeit vorhanden, daß auch ein anderes Können in der Schule mitsprach, als das papageienartige Lernen, und daß dadurch das Gemüt des Kindes gestärkt wurde. Es waren sogar Prämien auf das Zeichnen gesetzt: in Quinta erhielt ich eine französische Grammatik, in Unterquarta ein Reißzeug.

Mehr in der Masse wurde ich aus einer Klasse in die andere mitgeschoben. Die lateinische und griechische Sprache blieben mir stets schwer zu verschluckende Pillen, während ich am Deutschen, an der Geographie, Mathematik und Religion Freude hatte.

Von dem biblischen Christentum hörten wir im Religionsunterricht freilich wenig oder gar nichts, wohl aber wurde eine ernstgemeinte Moral vorgetragen. Wenn nun doch ein Punkt kam, wo der Verstand nicht ausreichte, hieß es: „Tiedge in seiner ‚Urania' spricht: der Mensch glaube und frage nicht!" und damit war zur Befriedigung aller die verhängnisvolle Brücke umschifft.

Das Deklamieren deutscher Gedichte fiel mit meiner Neigung zusammen. Noch sehe ich mich bei der Prüfung dem Bürgermeister und Superintendenten gegenüber „Harras, den kühnen Springer" von Körner deklamierend. Ich war so begeistert von der kühnen That des Harras, daß ich mich ganz selbst vergaß und aufs tiefste bewegt das Gedicht als Erguß meiner eigenen Seele erscheinen ließ. Die Anerkennung blieb auch nicht aus.

Wenn ich auch damals noch keinen Begriff hatte von der hohen Aufgabe der Kunst, von ihrer seligen, herrlichen Wirkung, so hatte ich doch eine Ahnung davon, wenn ich mich bemühte, das Abc der Kunst zu lernen. Dieses Abc erwärmte schon so allseitig das jugendliche Herz, daß dagegen das Mißverstehen des Strebens von seiten eines Lehrers herzerkältend wirkte. So äußerte einmal Dr. G.: „Ja, Pfannschmidt, in den mechanischen Dingen, im Schreiben und Zeichnen, da leisten Sie etwas; aber im Lateinischen und Griechischen, als in den höheren und höchsten Dingen, — da geht es nur schwach.“ Lange trug ich die Wirkung dieses Ausspruches mit mir herum; es war ein roher, unzarter Griff an mein Herz. Von den meisten andern Lehrern kann ich dagegen nur sagen, daß mir ein wohlthuender, lieber Eindruck von ihrem Wirken und Walten zurückgeblieben ist. Insonderheit war der Direktor Gräfenhahn für uns eine Respektsperson durch sein Wissen wie durch seinen Charakter. — Je weiter ich im Gymnasium vorrückte, je größer wurde die Abneigung gegen die Sprachen und um so größer die Liebe zum Zeichnen, dem ich die freie Zeit widmete.

Die hochgehende, bewegte See des Lebens hatte durch eine barmherzige, rettende Welle einen Mann an die Ufer meiner Heimat geworfen, an den ich immerdar nur mit inniger Rührung und mit Dank ohne Maßen denken kann, — den Mann, der die edle, kostbare Gottesgabe in mir wecken und zur Entfaltung bringen sollte. Das war mein Zeichenlehrer Karl Dettmann.

In Braunschweig war er geboren. Seine Jugend war dornenvoll. Als Maler hatte er an verschiedenen Orten gearbeitet, besonders in Lakierfabriken, wo er mit großer Gewandtheit und Gefälligkeit Landschaften und Blumenstücke auf Blechteller und Kasten malte. Ein Freund, der Stubenmaler war, hatte ihn mit nach Mühlhausen gebracht, um sich von ihm bei seinen Arbeiten helfen zu lassen. Auf diese Weise wurde Karl Dettmann in meine Vaterstadt verschlagen, wo er aber nicht Zimmer malte, sondern bestimmt war, den ziemlich öden Garten der Kunst mit jungem Grün zu bestecken und treulich zu pflegen.

Bisher hatte der emeritierte Pastor Vollmann den Zeichenunterricht in Mühlhausen gegeben. Jetzt erschien ein Mann von Beruf, und bald gaben die vornehmeren Familien ihre Kinder zu ihm in den Unterricht. Aber erst nach dem Tode des Pastor Vollmann wurde er Zeichenlehrer am Gymnasium und an der Bürgerschule, später auch an der Töchterschule. Sein Haupt war bereits ergraut, als die sorgenfreie Zeit seines Lebens begann. Zwar war sein Einkommen ein sehr bescheidenes; dennoch spendete er an arme, fleißige Kinder Zeichenmaterial und that wohl, als wenn er einen gespickten Beutel hätte.

Er war ein Mann von kleiner Statur, hatte ruhig und durchdringend blickende Augen, eine spitze Nase und einen festgeschlossenen feinen Mund. Sein graues Haar war kurz geschoren. Er liebte sich grau zu kleiden, im Winter mit einem grauen Flauschrock, und trug auf der Straße gewöhnlich eine große Mappe unterm Arm, die tief zur Erde reichte. Die übermütigen Primaner nannten ihn wegen seiner Erscheinung den Eisbären. Uns Jüngeren fiel es nicht ein, dieses zu wiederholen; sahen wir doch in ihm den feinfühlenden, edlen Charakter, der uns helfen und nicht beißen wollte.

Die Methode seines Unterrichts war eine sehr einfache, nach jetzigen Begriffen vielleicht keine Methode. Er ließ das Kind aus allen Reichen der Natur zeichnen, wozu es Lust hatte. Er pflegte und stützte die Liebe zur Sache auf alle Weise und erzielte dadurch größere Erfolge als durch den spanischen Stiefel einer Methode, die anstatt den Blick, das Sehvermögen zu erweitern, ihn auf eine eng begrenzte Straße und den Schüler systematisch geistlos vorwärts schiebt. Die Klötze, Kugeln und Cylinder von Peter Schmidt waren wohl vorhanden, weil es die Schulbehörde verlangte; aber nie brauchte ich darnach zu zeichnen. An schönen Sommertagen führte uns der alte Dettmann wohl vor das Thor, um uns Liebe zum Naturzeichnen einzuflößen. Wir zeichneten z. B. eine Brücke, die über den Bach geht, oder den Eingang einer Mühle. Zum Baumzeichnen verstiegen wir uns nicht.

Für mich im Hause oder im Garten tuschte ich Blumen

und Schmetterlinge. Ja, ich hatte mich sogar daran gewagt, mein Porträt in Wasserfarben aus dem Spiegel zu malen — und diese Arbeit sollte entscheidend für meine Zukunft werden. Ein Mitschüler, Siegmund Rentsch, (später homöopathischer Arzt in Wismar), sah mein kühnes Unternehmen. Als ich das Bild in der nächsten Stunde dem Lehrer vorzeigte, sagte Rentsch ohne die geringste Anregung meinerseits: „Herr Dettmann, Pfannschmidt will Maler werden.“ Hierauf hielt Dettmann eine ernste, tief eingreifende Ansprache, welche mich sehr bewegte, so bewegte, daß von Stund an der Gedanke, Maler zu werden, Wurzel faßte. Vorher hatte ich wohl immer mit Lust und Liebe gezeichnet, aber der Gedanke, Maler zu werden, war nie bisher in mir aufgestiegen.

Die Maler, welche zuweilen in Mühlhausen erschienen, waren bis auf geringe Ausnahmen nicht geeignet, mir Lust zu diesem Berufe zu erwecken; und Bilder gab es wenige. Beliebt waren die Pastellporträts. Um rasch Arbeit zu bekommen, malte der von Stadt zu Stadt ziehende Künstler eine bekannte Persönlichkeit und ließ dieses Bild auf den Straßen zu seiner Empfehlung herumtragen. Dabei waren es meist leichtlebige Menschen. — Wie hoch im Volke die Begriffe von einem Maler waren, spricht aus der Frage einer Frau. Als diese gehört hatte, daß ich Maler werden wollte, frug sie meine Mutter, ob ich dann auch im Winter schlachten würde wie die Stubenmaler und Anstreicher.

Die ernsteren Wünsche, die in mir rege geworden waren, machten meinen Vater doch unruhig. Obwohl er selbst große Freude am Zeichnen und Malen hatte, so war ihm doch der Gedanke, daß ich einen so lockeren Beruf erwählen sollte, nicht bequem. — Eines Abends saß ich auf meinem Stuhle zusammengekauert und weinte in mich hinein. Als der Vater mich frug, warum ich denn weine, antwortete ich: „Weil ich nicht Maler werden soll.“ Der Vater beruhigte mich und ließ mich meinen Weg still weitergehen.

Daß ich indes ganz auf den Beruf eines Malers angewiesen sein sollte, wollte dem Vater nicht in den Sinn. Er schlug mir

vor, Mustermaler zu werden, da er als Kaufmann wußte, daß diese in den Fabriken viel Geld verdienten. Dann kam er darauf, daß ich Feldmesser werden und nebenbei malen solle, und ließ mir deshalb Privatstunden in der Mathematik und im Rechnen geben. Ich indessen zeichnete aufs anhaltendste in den Privatstunden außerhalb der Schule, auch abends bei spärlicher Oellampe. Wenn ich die Menge der Zeichnungen aus jener Zeit und ihre Durchführung jetzt sehe, ist es mir selbst wunderlich, wie sie in dieser kurzen Zeit entstehen konnten, da mir ja dabei Feld und Wald, Baden und Schlittschuhlaufen nicht verschlossen blieben. Ich tummelte mich mit meinen Freunden fröhlich herum und kannte keine Krankheit.

So genoß ich daneben die Schulfreuden, die uns dargeboten wurden, in kindlicher Einfalt. Freilich waren diese auch mit Leiden vermischt im Leben des Schülerchores, in welchen ich, zehn Jahre alt, aufgenommen wurde. Der Schülerchor der Bürgerschule und des Gymnasiums war eine uralte Einrichtung, vorzugsweise um die Liturgie des Gottesdienstes durch geschulten Gesang zu verschönen. Teils bestand er aus Söhnen unbemittelter Eltern, denen hier eine Unterstützung wurde, teils aus denen der ersten Bürgerfamilien, die einen gründlichen Gesangsunterricht erhalten sollten. Die Führung hatte ein Präfekt. Die Unterrichtsstunden und Proben leitete der Musikdirektor Beutler, ein feinhöriger, gebildeter Musiker, der durch seine Milde und Güte sehr beliebt war. Wir trugen schwarze Mäntelchen mit kleinen Kragen und schwarze Cylinder, ähnlich wie die Kurrenden, die noch heute hin und wieder in den Städten vorkommen. An Festtagen wurden in den Hauptkirchen Motetten mit Orchesterbegleitung aufgeführt. Nach dem Gottesdienste sangen wir noch eine Stunde vor den Häusern der Stadt, indem wir bei der Superintendentur anfingen, gewöhnlich ein oder zwei Choralverse, wofür wir dann eine Geldspende erhielten. Aber auch am Mittwoch und Sonnabend hielten wir gleich nach der Schule unsern Umgang. Es war eine vortreffliche Weise, den Bewohnern die Kirche vor die Thüre zu bringen und den Alten und Kranken die tröst-

den Weisen erschallen zu lassen. Den Ertrag der Kollekten verteilte der Musikdirektor nach verschiedenen Stufen: die Großen erhielten mehr, die Kleinen weniger, zur Erleichterung ihrer Studien.

Die schönste Zeit für den Chor brachte das liebe Weihnachtsfest und Neujahr. Um Weihnachten wurde des Abends nur in der Stadt gesungen. Wohl eingepackt, der Kälte zu trotzen, und mit Stocklaternen in den Händen, begannen wir unsere Runde. Wie frisch und kräftig schallte nicht das „Gloria in excelsis deo“ in die klare Winterluft hinein! Wie schön war nicht das Echo, für welches eine kleine Abteilung der Schüler in einiger Entfernung die letzten Worte des vom Chore gesungenen Liedes wiederholte. Und wie köstlich schmeckten nach der Rückkehr daheim die Bratäpfel! In der Neujahrszeit hatte der Chor die Erlaubnis — oder gab sie sich — außerhalb der Stadt in den nahegelegenen Dörfern zu singen. Die Einnahmen dieser Gänge wurden im Kruge verzehrt. Die Tenoristen und Bassisten gingen in ein besonderes Zimmer, während sich die übrigen auf die Wirtsstube beschränkten. Wir bekamen, was uns die Großen aus Gnade gaben. Die kleine Gesellschaft fiel sofort über die Butterbrote her und verschlang sie. Als ich einmal still und hungrig da saß, merkte das ein Primaner und brachte mir mit hoch aufgerichteten Armen auf einem Teller mein Butterbrot, aber er hatte Mühe, zu mir zu gelangen; denn alle zupften und zerrten an ihm herum.

Mit der schönen Wirksamkeit des Chores stand häufig die Behandlung der Schüler untereinander in grellem Widerspruch. Es übten bei den vier Stimmen die Solisten eine Art Aufsicht über die Schüler ihrer Stimme. Nun saßen aber die Solisten in der Schule nicht immer obenan. Hier benutzten sie daher ihre Oberhoheit, um ihre Mitschüler zu meistern und zu peinigen durch viele Kleinigkeiten, so daß es unerträglich werden konnte. Einer solchen Quälerei gegenüber war der oben erwähnte Primaner auch einmal mein Beschützer. Die Plagen wiederholten sich jedoch; und ich sah schließlich nicht ein, warum ich mich weiter diesen

Nörgeleien aussetzen sollte. Nachdem ich fast zwei Jahre in dem Chore mitgesungen hatte, verabschiedete ich mich aus demselben. Es bewegten mich bereits viel tiefer gehende Interessen; das Zeichnen beanspruchte ja schon meine Zeit und Kräfte. Die Klänge und Töne aber, die ich dort hörte und sang, tönen noch nach wie ein ferner Glockenklang zur Erquickung meiner Seele.

Höhepunkte des Schullebens waren die Brunnenfeste in Popperode und an der Breitsülze. Es sind dies Volksfeste im schönsten und edelsten Sinne des Wortes; denn sie ruhen auf religiösem Grunde: Lob und Dank gegen Gott ist die Grundlage dieser Feste.

Eine halbe Stunde westlich von der Stadt am Fuße des quellenreichen Höhenzuges, der das Unstrut- und Werrathal trennt, liegt die schönste, die Fürstin der Quellen: der Popperoder Brunnen. Umgeben von alten Linden ruht in einer Vertiefung das ewig klare, reichlich strömende und nie frierende Wasserbecken. Während seines Laufes zur Stadt treibt der hier entspringende Bach mehrere Mühlen, und in mehreren Armen durchfließt er die Stadt. An seinem Hauptarme, der Schwemmnotte, liegen die Werkstätten vieler Handwerker, so der Gerber und Färber; und am Ostende der Stadt stürzt sich der Bach in die Unstrut.

In grauer Vorzeit schon fühlten die Bewohner den großen Segen, der von diesem Brunnen ausfloß, und verliehen diesem Gefühl Ausdruck in einem Dankfeste. Im Jahre 1614 ließ der Bürgermeister Gregorius Fleischhauer die Quelle ummauern und um sie amphitheatralische Stufen aufführen und daneben ein kapellenartiges Brunnenhaus mit einem als Kanzel dienenden Balkon bauen, von welchem aus die Reden beim Feste gehalten werden. Die ganze Anlage macht einen kirchlich-romantischen, hoch poetischen, Herz und Gemüt erquickenden Eindruck. Nie wird ein Mühlhäuser Kind seine Vaterstadt besuchen, ohne diese Stelle seiner seligsten Erinnerungen zu begrüßen.

Verschiedene Schulen feiern hier ihr Dankfest. Der Tag, an welchem Bürgerschule und Gymnasium das sogenannte Knabenbrunnenfest begehen, fällt gewöhnlich gegen Ende Juni. Feld

und Garten müssen ihren Blumenschmuck hergeben für Sträuße, Kränze und Kreuze, die auf hohen Stöcken getragen werden. Je kleiner die Knaben um so größer wird der Schmuck, und je größer die Schüler um so kleiner werden die Sträußchen. Mittags versammeln sich alle Schüler und ziehen mit ihren duftenden Lasten in geordnetem Zuge, geführt von ihren Lehrern, unter dem Gesange geistlicher Lieder durch die Stadt gen Westen. Hinter der Stadt löst sich die Ordnung auf. In der Nähe des Brunnens werden Steine gesucht und mit Bindfaden an die Sträuße gebunden. So werden diese in die Quelle gesenkt. Durch das kristallene Wasser wird jede Blume verklärt und ein Blick in die mit Blumen überschüttete Quelle mutet die Seele wie ein Märchenzauber an. Mit der Jugend feiern Eltern und Geschwister. Von den untersten Stufen bis zu den obersten, auch unter den grünen Bäumen ist alles dicht besetzt. Es erschallen vielstimmige Motetten vom Chor, und Choräle vom Volke gesungen, mit besonderer Vorliebe Melodien des einstigen Mühlhäuser Bürgermeisters, Organisten und Komponisten Rudolf Ahle.*) Ein Redner besteigt die Kanzel des Brunnenhauses und verleiht den Gefühlen des Lobes und Dankes Ausdruck. Wiederum ertönt Gesang, und dann zerstreuen sich die Massen. Die einzelnen Familien sammeln sich, und alt und jung giebt sich der heitersten, reinsten und einfachsten Freude hin. — Es kommt vor, daß beim Trubel eines der Kleinen in den Brunnen fällt, indes ohne Gefahr. Die Quelle drängt sich mit solcher Kraft aus der Erde hervor, daß sie das Kind trägt. Nach des Tages Lust und Freude wandern gegen Abend die Schüler nach der Stadt zurück. Vor derselben sammeln sie sich wieder und ziehen unter Gesängen bis zum Schulhofe. Hier wird mit dem Choral „Nun danket alle Gott!" das Fest beschlossen.

Eine zweite Quelle, die Breitsülze, befindet sich nordwestlich von der Stadt, dreiviertel Stunden entfernt. Sie ist nicht

*) Rudolf Ahle, (1624—1673), der Komponist des Chorales „Liebster Jesu, wir sind hier."

so hervorragend schön, aber von gleichem Werte wie die Popperoder Quelle; denn sie durchfließt die Oberstadt in mehreren Armen. Auch sie ist ein viel besuchter Erholungsort und die Stätte eines Brunnenfestes."

8. Die Einsegnung.

Ostern 1834.

„Es war Gebrauch, daß man mit dem vierzehnten Jahre eingesegnet wurde, weil ja die meisten Knaben dann zu einem Handwerker in die Lehre kamen. Zwei Jahre zuvor wurde man Zuhörer, d. h. man empfing Unterricht vom Extraordinarius der Kirche. Sonntags nach dem Nachmittagsgottesdienste nahmen wir teil an der Kinderlehre, welche der Diakonus hielt. In dem letzten Jahre übernahm der Superintendent die Konfirmanden. Nachdem vorher die biblische Geschichte und der Katechismus durchgenommen waren, wurden uns in der letzten Zeit namentlich Verhaltungsmaßregeln eingeprägt für mancherlei Vorkommnisse des Lebens, in welches wir nun bewußter und selbständiger eintreten sollten. Die Unterweisungen waren durchaus rationalistischer Natur.

Kurze Zeit vor der Einsegnung versammelte uns der Superintendent Schollmeyer auf dem Schulhofe und fragte ein jedes Kind, was es werden wolle. Ich erwiderte mit einem freudigen Stolze: „Maler!" War ich doch der erste Mühlhäuser, der es wagen wollte, diesen schwankenden, unsicheren Boden der Kunst zu betreten und zwar mit aller Freudigkeit.

Es war Sitte, daß wenige Tage vor der Feier Knaben und Mädchen einen freien Schultag erhielten, um zusammen vor das „weiße Haus" am Walde zu ziehen und zum Schmucke der Kirche Blumen zu sammeln und junge Bäume zu holen. Die meiste Zeit wurde mit Spielen zugebracht; und als der Förster die Bäume für uns abgehauen hatte, wollte sie niemand nach Hause tragen. Die Knaben der oberen Klassen meinten, daß dies Sache der Schüler der unteren Klassen wäre; und diese

sträubten sich dagegen. Schließlich gelang es doch, einige Bäume nach der Stadt zu schaffen.

Mein Konfirmationsanzug war sehr eigentümlicher Art; mit großem Unbehagen denke ich noch an ihn. Es hatte ein Adjutant seine Braut an das „weiße Haus" gefahren. Beim Heimwege gingen die Pferde durch, der Lieutenant sprang vom Wagen, stürzte und starb. Sein Nachlaß wurde versteigert, darunter auch sein blutbefleckter Uniformrock. Da dieser von gutem Tuche war, kaufte ihn mein Vater. Der rote Kragen und die Aufschläge wurden abgeschnitten; das Tuch gewaschen und für meinen Leibrock zum Schneider gebracht. Dieser ließ uns obenein noch im Stich. Zur Zeit fertig war nur der Leibrock, die Beinkleider nur geheftet, die Weste noch gar nicht in Angriff genommen, so daß mir ein Mitkonfirmand eine borgte.

Der Zug der Kinder, den ich und zwei meiner Freunde eröffneten, ging durch das sonst selten geöffnete Westportal der Divi-Blasiikirche, an welchem unsere Bäume prangten. „Sie nahen sich, o Vater, Sieh' deine Kinder nahen," war der stehende Gesang, mit welchem die Gemeinde die Kinder empfing. Dieser Eintritt ins Gotteshaus war erhebend und erbaulich; das Bild des alten hohen Domes und der versammelten Gemeinde ist mir unauslöschlich geblieben. Als Spruch erhielt ich Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Wenn ich auch damals die tiefere Bedeutung des Spruches nicht verstand, so ist er doch später mit dem Worte: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet," der Fels geworden, zu dem mein Leben geflüchtet ist, und die Angel, um die es sich bewegt."

9. Wanderungen ins Thüringer Land.

„Die erste Wanderung in weitere Ferne war eine Reise in meinem zwölften Jahre mit meinem Vater. Das Ziel war die Wartburg. Selbstverständlich ging es zu Fuß mit möglichst ge-

ringem Gepäck. Früh zogen wir aus bei warmem, schönem Sommerwetter durch die Dörfer der Vogtei nach Kammerfest an den Rand des Hainichwaldes, der Grenze zwischen Mühlhausen und Eisenach. Am Saume des Waldes kehrten wir ein bei dem Grenzaufseher und erquickten uns mit Weißbier. Der Aufseher schien bereits Witwer zu sein, denn ein gar liebliches zwölfjähriges Mädchen bemutterte in sehr umsichtiger Weise die kleineren Geschwister. Es war eine sich anmutig entfaltende, junge Rose. Unser Weg führte uns den Waldrand entlang an Gestrüpp und duftenden Kräutern vorüber, die von einer großen Zahl schöner, bunter Schmetterlinge umschwärmt wurden. Die große Stille, die heiße Sonne, in deren Schein es vielfarbig wogte, der grüne Wald und die Erinnerung an die anziehende kleine Mutter, wie that das alles dem jungen Gemüte so wohl!

Wir bogen in den Wald ein. Von einer Lichtung des langen, langen Waldes aus konnten wir in der Ferne das Ziel unserer Reise, die Wartburg, in dunkler Bläue sehen. In Bischofsroda erfrischten wir uns abermals. Den nächsten Hügel mit langsamem Schritt hinaufwandernd, sang mein Vater mit seinem schönen, wohlthuenden Tenor das Volkslied: „Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch!" Es klang wundersam an mein Ohr und nahm mich gefangen; dergleichen Ergreifendes hatte ich noch nicht gehört.

In Eisenach angekommen, kehrten wir im „Anker" ein, einem sehr gemütlichen, kleinen Gasthofe, in dem man wie zur Familie gehörte. Den Zauber, den die Wartburg auf das Kindergemüt ausübte, zu schildern möchte schwer sein. Denn wie drängt sich dort alles zusammen, was man vom Sängerkrieg, der Landgräfin Elisabeth und von Luther gehört hat! Und dies alles in der dafür geschaffenen, einzigen Umgebung von Felsen und Wäldern, von Thälern und Höhen, von Stadt und fruchtbarem Lande. Dieser Ort nimmt die Seele gefangen und erzeugt eine ewige Sehnsucht, wieder auf seinen Höhen und in seinen Gemächern Umschau zu halten. Zu verschiedenen Zeiten in meinem Leben hatte ich Gelegenheit, diesem Zuge folgen

zu können. Ein Besuch hier ist wie ein Trunk aus der Fontana Trevi.*)

Die zweite Reise nach Gotha und dem Thüringer Walde war zwar vielfarbiger, aber berührte das Gemüt nicht so in seinen Tiefen. In Gotha trafen wir mit dem Provisor einer Mühlhäuser Apotheke zusammen. Frohe Gemüter hatten sich hier zusammengefunden. Mein Vater wurde von dieser kleinen Reisegesellschaft zum „Professor" ernannt, der den Zug führte. Einer, den durch das Marschieren der Schuh drückte, wurde zum „lahmen Rittmeister" gestempelt. Auf dem Schlosse zu Gotha sah ich die erste Gemäldegalerie. Mit Verwunderung schaute ich die so fein ausgeführten Arbeiten niederländischer Meister an, welche z. B. Vögel, Landschaften, Wasser mit schöner Spiegelung darstellten. Bilder, die einer höheren Kunstrichtung angehörten, sah ich nicht. Denn es ist unmöglich, die Darstellung einer „Venus" dazu zu zählen, zu welcher der betreffende Herzog das Porträt seiner Maitresse, einer Kaufmannsfrau, hatte verwenden lassen. Es wandte sich etwas in meinem Innern bei dem Gedanken, daß ein Herzog so schamlos sein konnte, solches seinem Volke und der Nachwelt zu bieten.

Wir wanderten nach dem schönen Reinhardtsbrunnen, bestiegen den Inselsberg und übernachteten in Brotterode. Zwischen Brotterode und Liebenstein kamen wir an der Lutterbuche vorüber, welche damals noch ein stattlicher, alter Baum mit vielem Geäst war. Der nächste Tag, ein Sonntag, war der Geburtstag einer meiningischen Herzogin. Deshalb öffnete sich uns in Altenstein die bekannte Höhle in ihrem vollen Glanze. Ein Musikchor und viele Menschen belebten das Stückchen Unterwelt. Auf dem Wasser, welches einen Teil der Höhle durchfließt und sich dann in die Tiefe stürzt, wurde ein Kahn mit Insassen hin und her gerudert. In Liebenstein bestiegen wir die alte Burg, und ich genügte meinem Verlangen, sie zu zeichnen; die Aufnahme

---

*) Wer diesen Trunk einmal genossen, sagt man, sehnt sich immer wieder nach jener Quelle zurück.

führte ich zu Hause in Sepia weiter aus. Meiner Erinnerung nach hatte sie die Weise der chinesischen Malerei, weder Licht noch Schatten. — Abends durchschritten wir die Säle des Kurhauses; unheimlich sahen die Goldhaufen am Spieltische aus, um welchen die Bankhalter saßen. Wir machten, daß wir wieder ins Freie kamen, wo unter den stattlichen Bäumen Musik und Illumination stattfand. In einem kleinen Hause mußten wir mit vielen Menschen auf Stroh übernachten. — Über die „hohe Sonne" und Eisenach kehrten wir nach Mühlhausen zurück.

Doppelt freudig wird nach solch einem Ausflug das Vaterhaus begrüßt. Beim Anfang des Ausfluges hebt der fröhliche Mut lustig die Flügel in Erwartung der vielen neuen Dinge, die da kommen sollen. Der Knabe hat aber noch nicht das Vermögen, vieles in sich aufzunehmen; der Hunger ist bald gestillt, und die Flügel werden ebenso gerne wieder eingezogen.

Eine dritte Reise unternahm ich mit meinem Freunde Theodor Engelhardt. Wir hatten es uns zur Aufgabe gestellt, mit möglichst geringen Mitteln und mit Anspannung aller Kräfte die bestimmte Tour zurückzulegen. Unsere Ränzel waren mit etwas Wurst und Brot versehen, und mutig zogen wir gen Westen, dem Walde zu. Unser Ziel war der Meißner im Hessenlande, der auf seinem Gipfel einen ausgebrannten Krater hat und einen schönen Blick über das Werrathal und hessische Land bietet. Auf dem halben Wege nach Treffurt erleichterten wir unsern Vorrat. Es öffnete sich uns darauf das Werrathal mit der imposanten Ruine Normannstein, welche zu Papier gebracht wurde. Nach einer Erfrischung ging es wieder vorwärts, dem Laufe der Weser nach. Eschwege, wo wir übernachten wollten, lag vor uns; die Sonne stand indes noch so hoch am Himmel, daß es uns geraten schien, das Quartier noch nicht aufzusuchen, um unseren Geldbeutel nicht zu frühzeitig anzustrengen. Wir legten uns daher an das Ufer des Flusses nieder, und sahen die belasteten Kähne vorüberziehen, eine neue Erscheinung für uns. Erst mit dem Sinken der Sonne erhoben wir uns und suchten nach dem anspruchslosesten Wirtshause der Stadt. Am andern Ende fanden

wir eine kleine Fischerherberge. Die Gesellschaft mit ihren unsauberen Jacken und Hosen war etwas zudringlich mit Fragen. Doch wurde auch dies überwunden. Wir bekamen unsere Streu in der Wirtsstube und schliefen wie die Murmeltiere. Der Gastwirt und seine Frau schliefen in einem großen Himmelbette im selben Raume. Als wir mit dem Frühesten aufstehen wollten, öffnete sich der Vorhang und die Hand des Wirts streckte sich heraus, um das geringe Geld für unsere Zehrung in Empfang zu nehmen. Gegen Mittag waren wir beinahe am Ziele, nämlich auf halber Höhe des Meißner in einem Orte Schwalbach, welches Berg-Leute und -Beamte bewohnten. Bis zur Höhe hatten wir noch eine Stunde vielleicht zu steigen. Doch wir überlegten, daß, wenn wir den Gipfel noch erstiegen, wir schwerlich unser so wohlfeiles Nachtquartier in Eschwege erreichen würden. So gaben wir um eines billigen Nachtlagers willen das eigentliche Ziel unserer Wanderung preis. Wir erfrischten uns, ließen Krater Krater sein und gelangten rechtzeitig in das am frühen Morgen verlassene Nachtquartier. Am dritten Tage kehrten wir heim.

Jeder hatte einen Thaler Reisegeld mitgenommen und brachte zwanzig Silbergroschen zurück. Das Problem, billig zu reisen, war also gelöst: drei Reisetage hatten zehn Groschen gekostet.

Diese Reise war gewissermaßen eine Vorstudie zu meinem Auszuge aus dem Vaterhause."

10. Auszug aus dem Vaterhause.

„Es war für mein Studium die Wahl zwischen den Akademien in Düsseldorf, München und Berlin. Letztere Stadt bot uns einen gewissen Anhalt, weil dort ein Mühlhäuser, der Hofbaurat Stüler, eine einflußreiche Stellung einnahm. Der Bürgermeister Gier schrieb an diesen und den Architekten Kleinschmidt, welcher auch Mühlhäuser und Stülers Freund war und sandte eine Reihe meiner Arbeiten mit. Die Antwort lautete, ich möge nur kommen.

Mit den Mitteln zu diesem Unternehmen sah es freilich sehr

schlimm aus; denn das noch vorhandene Vermögen meiner Eltern war am Zusammenschmelzen. Von dieser Seite konnte ich nur wenig Unterstützung erwarten. Ich war auf den reichen Zahlmeister angewiesen, dessen sich die Spatzen auf dem Dache jubelnd freuen.

Die größten Hindernisse waren beseitigt. Die Schulthüren hatten sich mit der Ober-Tertia hinter mir geschlossen. Meine Brust weitete sich und froh aufatmend sah ich in die vor mir sonnig daliegende Zukunft. Brauchte ich doch nicht mehr griechische und lateinische Brocken, auch keine spitze Bemerkung mehr hinunter zu schlucken. Maler wollte ich werden; aber was für ein Maler wußte ich nicht: Porträt-, Landschafts- oder Geschichtsmaler, das alles waren mir unbekannte Unterschiede.

Als ich mich dem Bürgermeister Gier empfahl, schärfte er mir ein, daß ich nicht vergessen sollte, in meinen Koffer die Bibel zu legen; sie würde ich in allen Lagen des Lebens brauchen. Es war dies ein Rat, den ich zeitlebens zu befolgen suchte. Abschiedsbesuche wurden bei dem großen Kreise der verwandten und befreundeten Familien gewissenhaft gemacht. Nach der Sitte der Zeit wurde mir mancher Zehrpfennig in die Hand gedrückt. Mein Vater suchte mir aus dem Kasten des Sekretärs noch einige Thaler zusammen; mit meinen Ersparnissen an Zuckergeld mochten es 25 Thaler sein, mit welchen ich nach Berlin reisen und dort noch so lange wie irgend möglich auskommen sollte. Der Koffer war gepackt und wurde mit einem Fuhrmann vorausgeschickt. Vorsorglich hatten meine Eltern mit einem Frachtfuhrmann, der jede Woche nach Nordhausen fuhr, verabredet, daß er mich in seinem Planwagen bis dahin mitnehmen sollte.

In der Nacht um 3 Uhr am 19. März 1835 verließ ich das Vaterhaus und die Heimat im Alter von 15½ Jahren.

Traurig in die eine Ecke des Wagens gedrückt, eingehüllt in mein abgetragenes grünes Mäntelchen, das Ränzel neben mir, saß ich und fror. Es war recht kalt. Die Wege waren mit Glatteis überzogen, so daß der Wagen sich nur langsam vorwärts bewegen konnte. Sowie der Morgen graute, sprang ich vom Wagen und ging nebenher. Am Abend kehrten wir in Elende,

vier Stunden vor Nordhausen, ein. Die Streu teilte ich mit den Fuhrleuten. Mit dem frühesten Morgen ging's weiter. Vor Nordhausen verabschiedete ich mich vom Fuhrherrn, der nichts von mir annahm, und schlug den Weg rechts nach Sangerhausen ein.

Nun war ich fessellos und glaubte, wenn ich mehr lief als ging, mein Ziel eher zu erreichen. Doch schon am Nachmittag um vier Uhr waren meine Kräfte bereits so überanstrengt, daß ich in Rühstedt, einem Dorfe hinter Sangerhausen, ermüdet einkehren mußte. Manche Thräne hatte sich unterwegs aus dem Auge gestohlen. Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg über Eisleben nach Halle. Ich war nicht lange gegangen, als ich einen jungen Bergmann traf, der dieselbe Straße zog. Er hatte Vater und Mutter verloren und war mitleidigen Herzens. Er sah, wie schwer mir mein Felleisen wurde und wie schwankend meine Füße waren. Da erbot er sich, mein Felleisen bis Eisleben zu tragen. Überfroh suchte ich mich dort zu bedanken, indem ich ihm vier gute Pfennige in die Hand drückte. So gering diese Gabe scheint, so war sie es für mich nicht; denn nur wenige Groschen hatte ich am Tage für Zehrung und Nachtquartier; für Streu rechnete man sechs Pfennige.

Etwas von den Merkwürdigkeiten in Eisleben zu sehen, war mir unmöglich; der Drang vorwärts war zu groß. Auf dem weiteren Marsche wurden mir die Stiefel zu eng, so daß ich sie mit den Pantoffeln vertauschen mußte. Die Gegend mit ihren, durch die Braunkohlen schwarzgefärbten Straßen wurde immer öder und trauriger, dabei das Wetter rauher und trüber. Die lang gezogenen, kahlen Hügel wollten gar kein Ende nehmen; aber mit meinen Kräften ging es zu Ende. Ich legte meinen Tornister ab und bereitete mir im Chausseegraben eine Lagerstätte für die Nacht. Ich sehnte mich in dieser Einöde nur nach einem Ton, der von Leben zeugte. Doch in der größten Not ist Gott am nächsten. Da hörte ich ein fernes „Kling, Kling!" Es kam näher, und ich erkannte einen Fuhrmann zu Pferde mit einem Handpferde, über welchem die Riemen zusammengebunden waren. Er hatte Vorspann geleistet und ritt nach Halle zurück. Meine

Lage gab mir den Mut, zu bitten, ob er mich nicht auf das Handpferd lassen wollte, da ich nicht weiter könne. Auch sein Herz wurde gelenkt, und ich ritt nun auf dem Handpferd frohen Herzens weiter: mit dem Tornister auf dem Rücken, den grünen Pantoffeln an den Füßen und dem Stock im Knopfloche. Vor Halle setzte er mich ab, und ich gab ihm nach Kräften das reichlichste Trinkgeld, nämlich zwei gute Groschen.

Über die Saalebrücke ging ich in die Stadt hinein. Ich wollte zum Studiosus Hübner, dem Bräutigam von Schwester Karoline. Nach wiederholtem vergeblichem Fragen wandte ich mich an ein altes Mütterlein. „Da hätten Sie lange fragen können," sagte sie, „ich werde Sie hinführen." Wir durchzogen die Stadt, bis sie vor einem kleinen Hause in enger Straße stillstand. Herzensfroh war ich, daß ich nach Tagen wieder ein bekanntes Gesicht und einen lieben Freund begrüßen konnte. Hübner sah ein, daß ich in solchem Zustande den Weg nach Berlin zu Fuß nicht fortsetzen konnte. Er riet mir, mit einem Personenwagen, der am nächsten Tag — es war ein Sonntag — nach Berlin abgehen sollte, zu fahren.

Noch zu nächtlicher Zeit bestiegen mit mir sieben Studenten, die nach Wittenberg wollten, den Wagen. Ihre Ferien waren angegangen, und vom Abschiedskommerse waren sie zum großen Teil angetrunken. Auch ein Frauenzimmer sehr zweideutiger Natur fuhr mit. Die Gespräche dieser Reisegesellschaft waren so gemeiner Art, wie ich sie noch nie gehört hatte. Ich mußte hier in einen Pfuhl sehen, der mich erschreckte und dessen Gestank mir die Brust zusammenzog. Aus dem Vaterhause, wo inniges Familienleben gepflegt wurde und alles Gemeine verhaßt war, war ich in die Welt, in diese Rotte geraten, — der Gegensatz konnte wohl nicht greller gedacht werden.

In Wittenberg, wo ich nur die Lutherstatue sah, wurde übernachtet. Die Reisenden wechselten größtenteils und zwar zum Besseren. Ein junger Offizier und seine Frau, welche von der Hochzeitsreise zu kommen schienen, machten einen sehr wohlthuenden Eindruck. In Potsdam wurde wieder Halt gemacht.

Hier stand bei der Garde der Sohn des Kantor Michel, meines ersten Lehrers. Seine Stubengenossen waren auf Wache, so daß ich bei ihm bleiben und im Bette des Unteroffiziers schlafen konnte. Erstaunt war ich über die Stadt; denn noch nie hatte sich meinem Auge so Großartiges dargestellt. Jedoch machte sie keinen tiefen Eindruck auf mich; ich sah mich verlassen und war es doch nicht, denn Gott verließ mich nicht.

Der nächste Morgen, der 24. März nahte und mit ihm das Ziel meiner Sehnsucht. Gegen Mittag kam ich in Berlin an; der Wagen hielt an einer Ausspannung in der Kronen- oder Krausenstraße. Aber noch wußte ich nicht, wo ich 15½jähriger Knabe ein Unterkommen finden würde."

Soweit lassen wir Pfannschmidt erzählen. Über des jungen Künstlers Erlebnisse in der Königsstadt müssen wir aus Tagebüchern und Briefen das Nähere entnehmen.

11. Des Künstlers Anfang.

1835 bis August 1836.

Das kindliche Gottvertrauen des 15jährigen Knaben ist nicht zu Schanden geworden. Gott hat ihn nicht verlassen, sondern ihn in der Großstadt zu treuen Menschen geleitet, die sich des unerfahrenen Bürschchens annahmen und ihm die Wege zur Erreichung des hochgesteckten Zieles wiesen.

Ein kurzes Charakterbild dieser Führer und Pfleger des jungen Pfannschmidt und ihres künstlerischen Wirkens müssen wir vorausschicken, ehe wir auf desselben Erlebnisse in Berlin näher eingehen.

Die Akademie der bildenden Künste, die Pfannschmidt besuchen wollte, stand unter dem Direktoriat des Bildhauers Johann Gottfried Schadow. Als eines märkischen Schneiders Sohn war dieser am 20. Mai 1764 geboren; er wurde Schüler des Rektors der Berliner Kunstakademie Tassärt und, erst vierundzwanzigjährig, Friedrich Wilhelms II Hofbildhauer und Sekretär der Berliner Akademie, an welcher er bis zu seinem Tode (1850)

wirkte und zwar von 1816 an als Direktor derselben. Durch einen gesunden individualisierenden Realismus, der veredelt ist im Studium der Antike, hat er als Bildhauer, Zeichner und akademischer Lehrer die Unnatur und den Manierismus des Zopfes verdrängen helfen und einer klassischen, vaterländischen Kunst die Wege gebahnt. Als seine hervorragendsten Werke in Berlin sind zu nennen: das Grabmal des Grafen v. d. Mark in der Dorotheen städtischen Kirche, die Bildnisgruppe der Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg im königlichen Schloß, die Siegesgöttin mit dem Viergespann als Bekrönung des Brandenburger Thores, die Marmorstandbilder Zietens und des alten Dessauers auf dem Wilhelmsplatze, die später durch Bronzeabgüsse ersetzt wurden.

Den Rat, die Berliner Akademie zu wählen, hatte, wie wir gehört, Pfannschmidts Landsmann, der Architekt Friedrich August Stüler, erteilt. Dieser, (den 28. Januar 1800) als Sohn des Diakonus Stüler in Mühlhausen in Thüringen geboren, wurde in Berlin Schinkels Schüler und bald Schloßbaumeister und später Friedrich Wilhelms IV Hofarchitekt. Er verstand es, auf die Pläne des Königs, der mit hervorragenden architektonischen Gaben begabt, zu vielen größeren Bauten die ersten Entwürfe selbst skizzierte, einzugehen und sie in selbständiger Weise auszuführen. So entstanden in Berlin: das neue Museum, der Kuppelbau der Schloßkapelle und der ursprüngliche Plan zur Nationalgalerie. Als Schinkels Schüler suchte Stüler in den Geist der alten Stile, namentlich der griechischen, einzudringen, um durch denselben sowie auch in Anknüpfung an die Blütezeiten des Mittelalters die moderne Architektur neu zu beleben. Auch fand in ihm die alte heimische Baukunst einen treuen, verständnisvollen Pfleger.

Zwei mit Stüler befreundete Maler, Daege und Biermann, sollten dem Kunstjünger die erste Anweisung geben.

Eduard Daege, (1805) in Berlin geboren, widmete sich als Schüler Wachs der Geschichtsmalerei. Durch sein Bild „die Erfindung der Malerei" machte er sich zuerst einen Namen. Außer mehreren Altar- und Genrebildern malte er mit besonderer

Vorliebe romantische Gegenstände wie den „wohlthätigen Mönch,“ „den Meßner, den ein Knabe durchs Wasser geleitet,“ u. s. w. Seinen Werken eignen klare, durchsichtige Komposition, genaue Zeichnung, peinlich gewissenhafte Durchführung und zarte Empfindung. 1861 wurde er stellvertretender Direktor der Kunstakademie und starb 1883 in Berlin.

Karl Eduard Biermann, gleichfalls (1803) in Berlin geboren, war zuerst Porträtmaler und wurde vom Hoftheatermaler Gerst zur Dekorationsmalerei herangezogen. Auf Reisen durch Deutschland bildete er sich jedoch zum Landschaftsmaler aus, indem er sich der idealen Landschaft zuwandte, für welche ihm anfangs der Rhein die Motive bot. Namentlich unter den Eindrücken einer italienischen Reise schloß er sich der poetisch-romantischen Naturanschauung an, die unter Schinkels Einfluß die ältere Berliner Landschaftsmalerei beherrschte. Eifriges Naturstudium jedoch führte ihn zu einer freieren Darstellungsform, als er sie bei diesem fand. Durch eine Reise nach Dalmatien (1852) und durch sechs große Aquarelle, die als Frucht derselben entstanden, erschloß er der Kunst dieses, von den Malern bisher kaum beachtete, wild romantische Land. — Jahrzehnte hindurch war er als Professor Lehrer für landschaftliches Zeichnen und Aquarellieren an der Berliner Bauakademie. († am 15. Juni 1892 in Berlin.)

Wie nun fand Pfannschmidt den Weg zu den Herzen dieser und anderer treuer Menschen? Die folgende Erzählung wird uns die Antwort geben.

Als er am 24. März 1835 mutterseelenallein in Berlins Straßen stand und sich entscheiden sollte, wohin er zuerst seine Schritte richten solle, prüfte er die Empfehlungsbriefe, welche ihm Mühlhäuser, Freunde an Berliner Bekannte mitgegeben. Da fiel ihm besonders ein Brief in die Augen: derjenige des alten Organisten Hildebrandt an seinen Schwager, den Tischlermeister Franke in der Lindenstraße 109. Als er sich nach der Lindenstraße erkundigte, wurde ihm in der lässigen Berliner Mundart

der Weg durch die „Iruselemerstraße" gewiesen. Nun erkundigte er sich nach der „großen Lämmerstraße"; aber niemand konnte ihm Auskunft geben, bis das Mißverständnis aufgeklärt wurde, und man ihm den Weg durch die Jerusalemerstraße zeigte. Später erzählte er, daß infolge dieses Mißverständnisses das Gefühl des Verlassenseins ihn übermannte und er manche Thräne des Heimwehes in der Jerusalemerstraße weinte, bis er glücklich die Lindenstraße fand.

Auf das herzlichste wurde er von den Frankeschen Eheleuten als Landsmann begrüßt und aufgenommen. Sie erboten sich gleich, für ihn eine Wohnung zu suchen; nach einigen Tagen jedoch forderten sie ihn auf, ganz bei ihnen zu wohnen. Seine Jugend hatte die braven Leute mit innigem Mitleid erfüllt, so daß sie es nicht übers Herz bringen konnten, ihn allein allen Gefahren der Großstadt auszusetzen. Für eine sehr geringe Miete lebte Pfannschmidt das erste Jahre in dieser Familie und bekannte allezeit, daß Frankes nicht nur landsmännisch, sondern elterlich an ihm gehandelt haben.

Am 26. März schreibt Pfannschmidt seinen ersten Brief in die Heimat, welcher überhaupt der erste Brief ist, den wir aus seiner Hand besitzen.

„Geliebte Eltern und Geschwister!

Ich ergreife die Feder, um Euch, Ihr Lieben, von dem Geschehenen zu benachrichtigen; und es ist mir ein süßer Trost, wenn Ihr diese Zeilen gesund erhalten werdet. Mit wehmütigem Herzen und banger Besorgnis reiste ich von Mühlhausen ab; denn ich war von denjenigen geschieden, welche ich nie in der Ferne wiederfinden werde .... (Es folgt die Beschreibung der Reise.)

Ich wurde mit Herrn Franke wegen der Miete einig; und es ist mir sehr lieb, daß ich bei ihnen wohnen bleibe. Sechs Thaler gebe ich ihm monatlich für Miete, Mittagessen und Kaffee, mitunter kann ich auch zu Abend essen. Es ist ein geringes Geld. Denn für drei Thaler monatlich bekommt man nur ein Kämmerchen; hier habe ich eine schöne Stube und werde mit zur Familie gezählt. Aber mit Grausen blicke ich in die Zukunft.

Denn in das Atelier eines Malers zu kommen, kostet monatlich zwei Friedrichsdor (etwa 34 Mark); jedoch werde ich thun, was in meinen Kräften steht, und anders kann ich nicht .....

O in der Ferne erst sieht man ein, wie sehr man von Eltern und Geschwistern geliebt worden ist; denn man steht allein in der geräuschvollen Welt, ohne Führer, ohne Lenker, ohne Fürsorger, ohne Eltern und Geschwister! Doch durch das Vertrauen auf Gott, daß er alles zum Besten lenken wird, wird mein blutendes Herz beruhigt.

In der Hoffnung, daß Ihr meinem wunden Herzen bald durch einen Brief Trost eingießen werdet, verbleibe ich Euer

C. Pfannschmidt

Lindenstraße 109, eine Treppe hoch."

Bis Ende April teilte Pfannschmidt in der Frankeschen Wohnung das sogenannte gute Zimmer mit seinem Landsmanne, dem Architekten Kleinschmidt.*) Dieser, ein Freund und Gehilfe des Hofbaurats Stüler, wurde dem Fremdling besonders in der ersten Zeit ein trefflicher Führer. Er nahm ihn „wie eine Henne ihr Küchlein unter seine Fittige."

Gleich am zweiten Tage begab sich Kleinschmidt mit seinem Schützling zu Stüler. Dieser kam ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen, erbot sich, mit dem Direktor Schadow und Professor Dähling wegen der Aufnahme in die Akademie zu sprechen, und riet ihm, sich dem landschaftlichen Fache zuzuwenden. Zwar folgte Pfannschmidt diesem Winke, und schon am nächsten Tage kopierte er Biermannsche Landschaften, welche ihm Kleinschmidt verschafft hatte; jedoch schrieb er (schon am 13. April 35) nach Haus: „Ich habe mehr Neigung ein Geschichtsmaler zu werden

---

*) **Karl Kleinschmidt**, auch aus Mühlhausen gebürtig, hatte das Baufach studiert, mußte aber eines Augenleidens wegen die Architektur aufgeben. Er begleitete dann einen Grafen Pourtalès auf Reisen nach Italien und Griechenland und fand schließlich eine Anstellung in der Verwaltung der Museen. Er blieb bis zuletzt ein treuer Freund des Stülerschen Hauses, dessen ständiger Sonntagsgast er war, und starb 1862 unverheiratet in dem alten kleinen Domhäuschen an der Spree (nördlich vom alten Dom).

als ein Landschaftsmaler; jedoch werde ich die Landschaftsmalerei nicht zurücksetzen."

Auch aus der Heimat wird ihm im ersten Brief des Vaters (vom 1. April 35) guter Rat gesandt:

„Wenn Dir, was das Honorar eines Malers betrifft, die Zukunft auch dunkel ist, sei nur getrost, lieber Karl, und vertraue auf Gott, er wird's wohl machen! — Suche deshalb bei Zeiten in die Werkstätten der Meister Zutritt zu erlangen und Dich denselben zu empfehlen; schon durch das Sehen kann man viel profitieren. Vielleicht daß Dich ein solcher lieb gewinnt und es mit Dir so streng nicht nimmt. Doch dieses sind bloß Träume. Aber deshalb laß den Mut nicht sinken! Kommt Zeit, kommt Rat! .... Was die Landschaftsmalerei betrifft, lieber Karl, so prüfe die Sache und Deine Neigung zu diesem Fache, und beachte den Rat des Herrn Hofbaurat Stüler! — Gern sähe ich, wenn Du in jedem Falle Dich im Porträtmalen übtest, sei es auch nur als Nebensache; es gewährt ja doch wohl noch einen hübschen Nebenverdienst, besonders da Du gut zu treffen verstehst.

Nachschrift: So eben komme ich von Herrn Dettmann, dem ich das noch rückständige Stundengeld geben wollte, welches er aber durchaus nicht annahm. Er läßt Dich vielmehr grüßen, und giebt Dir den Rat, Dich noch für kein Fach entschieden zu bestimmen, sondern erst ruhig in der Akademie Köpfe und Figuren zu zeichnen, damit Du einmal ein hübsches Porträt in Öl zu malen verstehest, und das übrige dem Zufall zu überlassen. Er wünscht nur mit der Zeit ein Bild oder eine Zeichnung von Dir zu haben, die er Dir, wie er sagte, besser bezahlen wollte, als es in Berlin geschehen könnte. Du möchtest nur ein guter Mensch bleiben, so würde es auch keine Not haben."

Und später (am 3. Mai 35) mahnt der Vater:

„Vor allem, mein Sohn, Du lebst auf einem schlüpfrigen Boden, — ich kann es Dir nicht genug sagen und warnen, — fliehe den Umgang leichtsinniger, sittenloser Menschen beiderlei Geschlechts. Denn es giebt deren in Berlin nicht wenige, die es in den Künsten der Verführung sehr weit, bis zur höchsten Stufe

gebracht haben. Laß Dich nicht durch ihre schöne glänzende Außenseite verlocken und schenke nur anerkannt moralisch guten Menschen Dein Vertrauen und Deinen Umgang."

So eifrig ist Pfannschmidt schon in den ersten Tagen in der Verfolgung seines Zieles, daß er auch vor Beginn des Akademiekursus sich fast keine Zeit gönnt, um erst die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Königsstadt kennen zu lernen; sondern er ist gleich emsig bei der Arbeit, und nur gelegentlich nimmt er von den Freuden Berlins mit, was sich ihm bietet.

Im Museum jedoch war er bereits am dritten Tage; über die empfangenen Eindrücke schrieb er in sein Tagebuch: „Erstaunen ergriff meine Seele über die große Menge und Schönheit der Bilder; aber niedergeschlagen wurde ich, indem ich im Vergleich zu diesen auf einer noch niedrigen Stufe der Kunst stehe. Doch denke ich durch Fleiß und Beharrlichkeit Euch, liebe Eltern, Ehre zu machen."

Am ersten Sonntag besucht er den Gottesdienst im Dom, wo er sich höchlichst verwundert, daß Männlein und Fräulein nicht wie in seiner Heimat getrennt, sondern ungeniert neben einander sitzen. Auch erfreut er sich an einer großen Parade und schaut am Nachmittage vom Kreuzberge auf das Häusermeer herab. Doch trotz dieser Zerstreuungen bricht das Heimweh durch. „Die herrliche Militärmusik ergriff meine Brust, schreibt er den Eltern, und manche Thräne entfiel meinen Augen; denn ohne Dich, lieber Vater, und ohne Dich, liebe Mutter, und ohne die lieben Geschwister und Freunde irrte ich hier herum. Hier wäre für mich eine traurige Öde, wenn nicht Gott wie ein sorgender Vater über mich wachte." — Und im Tagebuch lesen wir von jenem Sonntag: „Die großen und schönen Paläste, das Rennen und Treiben der Menschen entzückt mich nicht; ganz niedergeschlagen bin ich."

Wohl um ihn aufzuheitern nötigten ihn Franke und Kleinschmidt am 3. April im Opernhause „die Stumme von Portici" zu hören. Doch das beste Heilmittel waren Briefe aus der Heimat. So antwortet er dem Vater (den 13. April 35): „Freudig

sprang ich auf von meinem Sitze am Zeichenbrette bei der Nachricht, daß ein Brief von Dir, lieber Vater, angekommen sei. Mit Thränen der Freude und des Kummers öffnete ich ihn; beruhigte mich aber, indem ich las, daß Gott Euch alle wohl und gesund erhalten hat."

Durch Kleinschmidt und Stüler wurde er den Professoren Daege (Geschichtsmaler) und Biermann (Landschaftsmaler) ans Herz gelegt, und diese bemühten sich sofort, in jeder Weise ihm behilflich zu sein. Sie erklärten sich bereit, ihn für die akademiefreie Zeit mit Vorlagen und Gipsmodellen zu versorgen und seine Arbeiten zu verbessern. Ja, Kleinschmidt konnte ihm bald berichten, daß Daege und Biermann sich verschworen hätten, aus ihm einen tüchtigen Maler zu machen. „Meine Freude war groß," ruft er aus, „denn zwei so talentvolle junge Männer können mir mehr Nutzen bringen als zehn alte Professoren."

Am 1. April fand die Immatrikulation auf der Akademie statt. In Briefen und seinen „Erinnerungen" erzählt er den Hergang derselben folgendermaßen: „Ich wanderte mit Herrn Kleinschmidt zur Akademie. Nach längerem Warten bekamen wir Einlaß in das gefürchtete Konferenzzimmer. Der alte Schadow, der geistvolle, sehr derbe, aber doch wohlmeinende Mann, und sein Adlatus, der finsterblickende, lahme Professor Hampe, saßen am grünen Tische als uneingeschränkte Herrscher in ihrem Reiche und nahmen die Meldungen entgegen. Schadow hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die jungen Künstler bei der Aufnahme mehr abzuschrecken als anzuziehen. Ihm war es widerlich, wenn Unberufene die Künstlerlaufbahn betreten wollten. — Herr Kleinschmidt ging zum Direktor, um ihm meine Zeugnisse zu übergeben. Nachdem er am Schulzeugnis die Auf- und Unterschrift gelesen, sagte er: „Das Schulzeugnis kann uns hier weiter nichts helfen!" und als er beim Zeugnis des Herrn Dettmann auch die Auf- und Unterschrift gelesen, äußerte er bloß: „Der nennt sich Gymnasialzeichenlehrer!?" Darauf fragte der Direktor nach meinem Alter und sagte dann: „Nun, da er erst fünfzehn Jahre ist, da können wir ihn in die unterste Zeichenklasse bringen."

Hier wurde nämlich mit Strichen angefangen. Herr Kleinschmidt fragte ihn, ob er nicht meine Zeichnungen zu sehen wünschte. Dieses verneinte er: „Denn nach den Zeichnungen kann man einen Menschen nicht beurteilen." Endlich erreichte es Herr Kleinschmidt, daß ich in die Prüfungsklasse kam, um dort nach meinen Arbeiten zu beurteilen, in welche Abteilung ich gehöre."

Den Lehrgang, wie er damals auf der Akademie bestand, schilderte Pfannschmidt später in seinen „Erinnerungen":

„Der Lehrgang war damals ein viel einfacherer wie heute. Es bestanden drei Zeichenklassen, wo nur kopiert wurde, dann kam der Antiken- oder Gipssaal, wo Köpfe und ganze Figuren nach antiken Gipsmodellen gezeichnet wurden. War letzteres zur Zufriedenheit des Lehrers gelungen und eine kleine Prüfung in der Anatomie bestanden, so konnte man am Aktzeichnen teilnehmen, welches in den Sommermonaten am Vormittag, im Winter am Abend bei Licht geübt wurde — von Malern und Bildhauern in einem großen Saale. Daneben bestanden Klassen für Landschaft- und Tierzeichnen, Architektur, Perspektive und Projektion, und wurden Vorlesungen gehalten über Kunstgeschichte und Götterlehre. Außerdem wurden in den Sommermonaten zwei Gewandfiguren zum Nachbilden oder -zeichnen gestellt, und alle vierzehn Tage war der Professor in bestimmten Stunden bereit, Kompositionen nach gestellten Aufgaben nachzusehen und dabei Werke auszulegen, in denen das Kompositionelle das Hervorragende war.

Die Akademie war eigentlich eine Zeichenschule, eine Vorschule zum Künstlerberufe. Gemalt wurde gar nicht. Nur die Bildhauer modellierten neben ihrem Zeichnen in der Modellierklasse nach lebendem Modell. Das Malen wurde weniger entbehrt, da außer verschiedenen Künstlern, welche Schüler bei sich aufnahmen, drei große Ateliers und zwar die von Wach (Karl Wilhelm 1787—1845), Begas (Karl 1794—1854) und Hensel (Wilhelm 1794—1861), vom Staat unterstützt, hinreichend Gelegenheit boten, den Maler zur Selbständigkeit zu führen. Für Bildhauer waren es die Ateliers von Rauch (Christian Daniel

1777—1857), Tieck (Christian Friedrich 1776—1851) und Wichmann (Ludwig Wilhelm 1784—1859.)

So war eine viel organischere Entwicklung möglich als bei der jetzigen Einrichtung, indem man bei dem Lernen der Hilfsmittel des Schaffens sich zugleich im Schaffen übte und so das Bedürfnis der Seele nach dem eigentlichen Zwecke alles Lernens mehr zur Geltung kam. Unter den früheren Verhältnissen konnte man in 1½ bis 2 Jahren die Vorstudien überwinden, während jetzt lange Jahre dazu gehören, um in einem handwerksmäßigen Studium, das alle möglichen Mittel nach der materiellen Seite bietet, zu einer gewissen Selbständigkeit zu gelangen. Wohl dem, dem heute nach einem solchen Studium der eigentlich künstlerische Schaffenstrieb, der Seelenadel und ein Ideal erhalten bleiben, und der nicht im Sumpf des Materialismus untergeht!"

Jedoch für die Fertigkeit, welche Pfannschmidt bereits daheim durch eisernen Fleiß im Zeichnen sich erworben, und für seinen Schaffenstrieb war der damalige einfachere Lehrgang noch hemmend und eine Übung in der Geduld.

In der Prüfungsklasse, die Pfannschmidt am 4. April zum ersten Male besuchte, traf er nur vier Schüler, unter ihnen einen Gardeoffizier von Löpel, den ein heißes Verlangen trieb, Künstler zu werden. Die Klasse stand unter der Leitung des Professors Dähling, eines stillen, ernsten Mannes. Als Pfannschmidt diesem seine Zeichnungen vorlegte, meinte er: sie seien gut, nur mit zu viel Mühe ausgeführt; man könne auf einem kürzeren Wege ebendahin gelangen.

Da es Pfannschmidt wegen der beschränkten Mittel daran lag, möglichst schnell den Akademiekursus zu erledigen, nahm er auf Stülers Rat und Fürsprache noch, während er in der Prüfungsklasse aufgehalten wurde, an dem Unterricht in der Perspektive beim Professor Hummel teil.

Nachdem die Pfingstferien den Aufenthalt in der Prüfungsklasse zu seinem Leidwesen verlängert hatten, kann er endlich am 22. Juni 1835 nach Hause melden:

„Jetzt bin ich vorläufig in einer Klasse, nämlich in der

zweiten Zeichenklasse. Denn nachdem ich den ausgeführten Kopf beendigt hatte, . . . begab ich mich in das Sitzungszimmer, wo bestimmt werden sollte, in welche Klasse ich käme. Nachdem der Direktor Schadow meine Zeichnungen betrachtet hatte, sagte er, daß ich Anlagen hätte und meinen Kräften und Jahren angemessen leistete, was ich leisten könne. Er sagte, daß ich in der ersten Zeichenklasse, auch wohl in der Gipsklasse fortkommen könnte; ich möchte aber erst einige Zeit in die zweite Zeichenklasse gehen, um Füße zu zeichnen . . . Nachdem er sich nach meinen Verhältnissen näher erkundigt hatte, erteilte er mir freie Matrikel zur Proportionslehre und Anatomie . . . Jeden Tag bin ich nun auf der Akademie beschäftigt."

Der Leiter der zweiten Zeichenklasse war Professor Herbig. Dieser fand es unbegreiflich, daß man den Pfannschmidt nicht gleich in die Gipsklasse gesetzt hatte und wollte ihn gern diesem ersehnten Ziele zuführen! Doch der Leiter der ersten Zeichenklasse, Professor Hampe, erhob Widerspruch gegen die Umgehung seiner Klasse. Pfannschmidt war von einem solchen Drange nach vorwärts beseelt, daß dieser wiederholte Aufenthalt ihn verdrießlich stimmte. Doch schreibt er (am 8. August 1835) den Eltern: „Herr Daege sagte, ich möchte mich nur beruhigen; denn bei der jetzigen Ordnung in der Akademie würde mir in der Folge noch mehr begegnen. Die Akademie sei nur Nebensache; denn es seien viele geschickte Maler, welche in keine Akademie gegangen wären, und hunderte hätten die Akademie besucht und könnten doch noch kein Bild malen. Ich sollte nur die Akademie ruhig fortbesuchen und mich nach den launenhaften Professoren zu richten suchen. Bis Weihnachten möchte ich mich nun im Porträtzeichnen, Komponieren und Gipszeichnen üben, dann sollte ich in Oel malen."

Der sonst gefürchtete Professor Hampe kam dem strebsamen Schüler unerwarteter Weise mit Wohlwollen entgegen. War er sonst bei seinem Fußleiden schwer zum Aufstehen zu bringen, um die Zeichnungen nachzusehen: Pfannschmidt brauchte sich nach angestrengter Arbeit nur zu erheben, so kam der alte Mann

angehumpelt. Auch hielt er ihn nicht zu lange in seiner Klasse auf und versetzte ihn schon zu Michaelis in die Gipsklasse. Pfannschmidt bezeugt vom alten Hampe: „Die rauhe Schale bewahrte einen sehr süßen Kern, und unter der ehernen Brust schlug ein warmes Herz, aber niemand durfte es merken. Als es nun galt, das beginnende Wintersemester zu bezahlen, und ich arm wie eine Kirchenmaus vor dem Direktor stand und bedauerte, daß ich keine Mittel habe, stieß Hampe den Direktor mit dem Ellenbogen an, und Schadow stand von seiner Forderung ab. Am Beginn des nächsten Semesters wiederholte sich derselbe Vorgang. Als ich bemerkte, daß ich im vergangenen Semester meiner bedrängten Lage wegen nichts bezahlt hätte, stieß Hampe den Direktor wiederum mit dem Ellenbogen an, und Schadow sagte: „Nun, wenn Sie bisher nichts bezahlt haben, dann sind Sie ja Freischüler." Von da an hat niemand mehr etwas gefordert. — Auch auf der Bibliothek, welche Hampe unter seinem Schutze hatte, war er mir stets behilflich. Wenn ich in den angesetzten Stunden mit meinem Zeichnen nicht fertig wurde, nahm er das betreffende Werk in seine, unter der Bibliothek befindliche Wohnung und ließ mich dort meine Arbeit zu Ende führen."

In der Gipsklasse zeichnete Pfannschmidt hauptsächlich Konturen nach Gipsmodellen. Nebenbei besuchte er die Tierklasse des Professors Bürde und hörte Vorlesungen des Professors Kugler über die Geschichte der neueren Malerei; der Vortrag wurde treu nachgeschrieben und zu Haus fleißig ausgearbeitet.

Während Pfannschmidt Anfang Januar 1836 aus dem Anatomiekursus mit einem rühmlichen Zeugnis entlassen wurde, trat er noch im Wintersemester in die Gewandklasse des Professors Karl Begas ein.

Endlich am 26. Juni kann er mit Freude und Stolz den Eltern berichten: „In den Aktsaal, die letzte Klasse der Akademie, bin ich gekommen. . . . Der große Begas hat mir den Stern der Hoffnung gezeigt. Ganz glücklich lebe ich jetzt, da ich mich einesteils unabhängig fühle und die Muse zu meiner allerbesten Freundin gemacht habe."

Daß Pfannschmidt in kaum 1¼ Jahren sämtliche Klassen der Akademie durchlaufen und als 16jähriger Jüngling den Anforderungen des Aktsaales gewachsen war, darf als eine bewunderungswürdige Leistung gelten; und die von ihm aufbewahrten Schülerarbeiten beweisen, mit welchem Eifer, Fleiß und Geschick er die ihm auf der Akademie gebotene Gelegenheit zum Lernen ausgenutzt hat. Um so staunenswerter erscheint dies, wenn wir einen Blick werfen auf die Schwierigkeiten, mit welchen er in dieser ganzen Zeit zu kämpfen gehabt hat.

Unter dem Drucke überaus bedrängter Verhältnisse der Seinen in der Heimat hat Pfannschmidt arbeiten müssen mit dem heißen Verlangen, seinen Eltern nicht bloß nicht zur Last zu fallen, sondern sie noch unterstützen zu können.

Um den Niedergang des Geschäftes aufzuhalten, versuchte der Vater dies und das, aber Seifensiederei und Siegellackfabrikation wollten nicht glücken. Auch Karl sollte versuchen zu helfen, indem der Vater ihm Mühlhäuser Würste schickte, um sie den Wursthändlern zum Kauf anzubieten. Als gehorsamer Sohn willfahrte Karl dem für den Kunstjünger nicht gerade angenehmen Wunsche des Vaters, jedoch begreiflicherweise ohne geschäftlichen Erfolg.

Wenn auch der Vater nach besten Kräften für den Sohn in der Fremde sorgte, so reichten die diesem vom Vaterhause zur Verfügung gestellten Mittel nicht im mindesten aus, um nur die geringsten Anforderungen für den Lebensunterhalt zu befriedigen. Pfannschmidt erzählte öfter, daß die Summe, welche er von 1835 an auf viele Jahre verteilt vom Elternhause zum Unterhalte und Studium erhalten, nicht an 200 Thaler heranreichte. Diese Notlage aber hat den Jüngling nicht verbittert oder ihn gehemmt, sondern ihn getrieben, alle Kräfte aufzubieten, um das Ziel zu erreichen. „Wenn die Sonne ihren Lauf begann, bezeugt er, so ging auch ich an meine Arbeit, und wenn sie glühend sich neigte, legte ich den Stift nieder und sah ihr nach, indem ich mein schlichtes Abendbrot verzehrte, welches oft nur in einem Stück Brot und Wasser bestand. Wenn Wurst von Haus kam,

so war dies ein festlicher Hochgenuß. Das Brot wurde, ehe ich es anschnitt, mit einer Reihe von Kerben versehen, daß ich genau wüßte, wieviel ich für die Früh- und Abendmahlzeit zu brauchen hätte. — Anfangs hatte ich in der Frankeschen Familie Mittagessen und am Morgen den Kaffee mit einer Schrippe, wofür ich mit Wohnung sechs Thaler bezahlte. Da ich fürchtete, daß dies meinen Eltern zu viel sei, strich ich den Kaffee und zahlte nur fünf Thaler. Um die Zeit nicht zu verschlafen, band ich wohl meinen Arm mit dem Hosenträger an das Bein des Tisches, der vor meinem Bette stand, fest, um am Morgen, wenn der Körper sich wenden wollte, aufzuwachen. Spaziergänge wurden selten gemacht. Das Ziel war ja ein weites und nur die ersten Schritte waren gegangen."

Die Folgen dieser Anstrengung und Enthaltsamkeit auf seine Gesundheit blieben auch nicht aus. Am 16. Mai 1835 schreibt er: „Es erinnern mich Herr Franke und sogar Herr Daege daran, daß ich jetzt nicht mehr so wohl aussehe als wie früher. Woher es kommt, kann ich selbst nicht mit Gewißheit sagen. Mehr ausgehen soll ich, aber wie kann ich das! Tausend Stimmen rufen mich zur Arbeit zurück; denn die Tage fliehen mir wie die Stunden, und ich kann nicht genug arbeiten. Ich muß mir ein Lämpchen kaufen, den Abend und die Nacht zu Hilfe nehmen."

Wir werden es dem Jüngling nachfühlen, wenn er unter diesem Druck, von Heimweh erfüllt, in demselben Briefe schreibt: „Sorgenlos noch war ich bei Euch, doch immer mehr drängen sich Sorgen in meine bange Brust. O könnte ich doch noch mein kleines Gärtchen bauen und mit Euch den schönen Mai genießen und hätte mich niemals von Euch zu trennen gebraucht!"

(Den 7. Juni 1835.)

„Wie oft ich mich zu Euch zurücksehne, könnt Ihr wohl leicht vermuten. Denn zuviel Anziehendes hat die Heimat, und die Sehnsucht nach ihr kann nicht unterdrückt werden. Denn das freundliche Gärtchen kann ich nicht mehr besuchen, in dem Schatten der Bäume desselben kann ich nicht mehr die matten Glieder durch Kühlung erquicken, aus seinem blumenreichen Schoße kann

ich keine Frühlingsblume brechen und sie als Geschenk in jugendlichem Frohsinn meinen lieben Eltern darbringen.

Vor kurzem träumte mir, ich läge auf Deinen Armen, liebe Mutter, ich drückte Dich fest, ja fester als je an meine sehnsuchtsvolle Brust und befand mich so wohl, wie ich mich seit langen Jahren nicht befunden hatte. Aber mein Kummer war beim Erwachen desto größer; ich weinte heiße, bittere Thränen, und mein Herz machte mir große Vorwürfe, wie ich mich so leicht hätte von meinen Eltern trennen können."

Wiederholt spricht in dieser Zeit aus seinen Briefen das sehnliche Verlangen nach einem gleichalterigen Freunde. Aber noch wollte es ihm nicht gelingen, einen Herzensfreund zu finden, obwohl er allmählich einen kleinen Bekanntenkreis gewann, der ihn etwas aufheiterte. Einen Ersatz für den Herzensaustausch mit einem Freunde bot ihm je länger je mehr seine Schwester Karoline, die schon jetzt am meisten Verständnis für die Herzensstimmungen und -Bedürfnisse ihres Bruders zeigt, wie ihr erster Brief an ihn (vom 27. Juli 1835) beweist.

„Lieber Karl! Du beklagtest Dich in Deinem letzten Briefe über mein langes Stillschweigen, und es scheint Dir Gleichgiltigkeit zu Grunde zu liegen. Glaube aber ja nicht, daß dies der Fall sei; sondern sei überzeugt, daß ich sowohl als die ganze Familie den innigsten Anteil nahm an allem, das Dir widerfuhr. Was war das nicht für ein Sehnen, ehe Dein erster Brief ankam; und als er da war, wie freuten wir uns nicht alle über Deine glückliche Ankunft! Und so ist es jedesmal gegangen. Oftmals habe ich von Dir geträumt, im Traume Dich gesehen und mit Dir gesprochen: und wenn ich dann aufwachte und mich getäuscht fand, wurde ich wehmütig; fand aber darin meinen Trost, daß Du, wo Du auch seiest, in der Hand dessen bist, der Dich über alle Dornen leiten wird.

Fehlen Dir Freunde, fehlen Dir fühlende Herzen, denen Du Dich mitteilen kannst: fliehe in die Arme des einen Freundes über den Sternen, und Du wirst finden, was Du nicht hast! Wo wäre auch ein Leben ohne Thränen? Wo ein Leben ohne

Schmerz? Doch denen, die Gott lieben, müssen ja alle Dinge zum Besten dienen; und auch Dir, wenn Du ihm treu bleibst, werden noch manche Rosen auf Deinem Pfade entgegen blühen. Wie sehr mußtest Du nicht schon jetzt Gottes Fürsorge erkennen, indem er Dir Menschen zusandte, die für Dein Bestes so uneigennützig sorgen .... Vergiß nie Deine treue Karoline."

Den wohlthuenden Eindruck dieser Worte giebt der Bruder wieder im nächsten Briefe an die Eltern (den 8. August 1835):

„Unserer lieben Karoline danke ich sehr für ihr gütiges Schreiben; denn es waren balsamische Worte, welche mein Herz sehr erquickten und meinen Geist belebten."

Aber die steigende bittere Not bringt immer wieder trübe Stimmungen über Pfannschmidts Gemüt. Nun bleiben noch längere Zeit die heimatlichen Briefe aus, selbst an seinem ersten Geburtstage in der Fremde. Da sucht sich das niederdrückende Gefühl des Verlassenseins einen Ausdruck:

(Den 11. Oktober 1835.) „Geliebte Eltern und Geschwister! Euer wiederholtes Stillschweigen ist mir zweideutig, und es scheint, als ob ich ganz verlassen wäre. Keine Schwester fühlt, daß sie noch einen Bruder hat, der Freund hat verlassen den Freund, aus den heimatlichen Herzen scheine ich verbannt zu sein, und es ist, als ob alles leere Worte wären. Doch wenn mich auch alles verläßt, so habe ich doch einen Freund, der mich nicht verlassen wird; denn er läßt meine Werke gedeihen. Steigert doch meine Angst nicht auf das höchste! Und was sich bei Euch zugetragen haben möge, sei es ein trauriger oder vielleicht auch ein freudiger Fall, so machet ihn mir bekannt; ich bin auf alles gefaßt, ich werde nicht wanken ... Sehr lieb wäre es mir, wenn Ihr noch denselben Tag schriebet, an dem ihr diesen Brief erhaltet; denn ich bin in den bedrängtesten Verhältnissen ... Viel habe ich schon borgen müssen, und für Monat August sind noch drei Thaler zu bezahlen und für September fünf Thaler. Eine Tuchhose brauche ich höchst notwendig; denn es ist zu kalt, um hier eine Sommerhose zu tragen. Die schwarze Hose ist zu kurz, so daß ich sie kaum zum Überrocke anziehen kann. Den Herrn Baurat

bin ich verpflichtet zu besuchen, da ich ihn schon seit einem Vierteljahr nicht besucht habe; kann es aber aus vorigen Gründen nicht.

Gott erhalte Euch! Euer C. G. Pfannschmidt."

Doch bereits sind Beweise elterlicher Liebe und Fürsorge, nämlich Brief, Geld und Zeug unterwegs. Als diese anlangten, schrieb er tief beschämt nach Hause (den 13. November 1835): „Ja, liebe Eltern, Ihr sorgt zu liebreich für Euren Karl; Ihr wisset, was er bedarf, ehe er Euch darum bittet. Ihr lasset ihn keinen Mangel leiden, obgleich es Euch mangelt. Das ist ergreifend und macht, daß wehmütige Gefühle emporsteigen, die Worte nicht auszudrücken vermögen. Danke! ruft eine innere Stimme, danke es ihnen! Doch womit kann's ich Euch danken? Ein noch unermeßliches Feld liegt vor mir, in Ansehung dessen man zurückschaudern möchte; und je tiefer man eindringt, desto weiter entfernt sich das Ziel. Die Stimme ruft wieder: „Vorwärts, erringe das Ziel!" und es muß überwunden werden, wenn auch durch mancherlei Aufopferungen. Wird aber dann ein heiterer Stern lachen? Wird es dann vergolten werden können?"

Auch der treue Lehrer Dettmann gedachte treulich des fernen, bedrängten Schülers und stand ihm bei mit Rat und That. Wiederholt übergab er dem Vater Zeichenpapier für den jungen Pfannschmidt. Eine solche Sendung begleitete er mit folgendem Brief an den Vater Pfannschmidts:

„Lieber Herr Pfannschmidt!

Herzlichen Dank für die gütige Mitteilung des brieflichen Inhalts Ihres lieben Sohnes, meines lieben und besten Schülers. Ich benutze die freundliche Gelegenheit, durch Vaters Hand dem guten Karl sogleich ein Briefchen zukommen zu lassen, woraus er ersehe, daß auch ich seiner freundlich gedenke bis ans Ende dieser Tage. Sie dürfen aber auch den kleinen Beweis eines guten Willens nicht abweisen, Sie müssen es erlauben, oder mich tief kränken wollen — und das thun Sie nicht, das weiß ich und glaube es fest. Denn auch ein Lehrer hat ja seine Rechte. Also noch einmal die herzliche Bitte: erlauben, schweigen und vergessen. Gott befohlen! Dies dem Vater um den Sohn."

Und Dettmanns Brief an Karl (vom 26. Juli 1835) lautete:

„Mein lieber Pfannschmidt!

.... Nur sittlich gut bleiben, redlich das Seine thun und ein festes Vertrauen zu dem Ewigen haben! Das Studium der Kunst verlangt Ruhe der Seele und heitere Lebensanschauung. Daher suche Dich nach fleißig durchgearbeiteten Stunden auch durch Spazierwege, Besuche guter Menschen zu zerstreuen und aufzuheitern. Denn wolltest Du auch glauben, durch übermäßiges Arbeiten das Unmögliche zu erringen, so würde Deine Gesundheit unterliegen, und Du würdest das Ziel doch nicht erreichen. In der Natur wie im Leben geht nun einmal alles nach bestimmten, stillen Gesetzen, die keiner ungestraft übertreten darf. Also halte neben redlichem Fleiß auch Deine Gesundheit im Auge! Den Künstlern, die sich Deiner annehmen, beweise auch in den kleinsten wie in den größten Dingen die strengste Folgsamkeit, selbst wenn Du ihre Anordnungen für unnütz halten solltest! Zeige ihnen stets mit heiterer Freundlichkeit die zarteste Achtung! Heitere Freundlichkeit, auf Unschuld, Fleiß und gute Sitten gegründet, ist ein schöner Empfehlungsbrief überall; dagegen eine ängstliche, sorgenvolle Miene abstoßend wirkt .... Du erhältst neben diesen wenigen Zeilen, die aus gutem Herzen kommen, eine Kleinigkeit an Papier*), die ich eben entbehren kann. Danke nicht dafür, sondern verbrauche sie gesund und zu Deinem Nutzen! ....

Lebe wohl! C. Dettmann, Gymnasialzeichenlehrer."

In Berlin standen ihm die drei Künstler, welche gleich in den ersten Tagen ihm ihr Wohlwollen bewiesen, Stüler, Daege und Biermann, treu zur Seite.

Stüler verwandte sich wiederholt mit Erfolg für den mit brennendem Eifer voranstrebenden Akademieschüler, um ihm das Fortkommen auf der Akademie zu erleichtern. Jederzeit konnte Pfannschmidt ihn besuchen und ihm seine Arbeiten vorlegen; und öfter lesen wir in seinen Briefen, daß er bei seinem Gönner Lob geerntet und Ermutigung gefunden. Auch zu dem geselligen

*) Es war eine dicke Rolle Zeichenpapier verschiedener Art.

Leben der Familie wurde der schüchterne Schützling von Stüler schon jetzt zugezogen.

Die weitgehendste Teilnahme fand Pfannschmidt bei seinem Hauptlehrer, dem Professor Daege. Dieser hatte ihm sein Atelier in der leutseligsten und selbstlosesten Weise geöffnet. Täglich durfte er unter Daeges Leitung in dem Atelier desselben arbeiten. Daeges Rat und Anweisung ist in den ersten Jahren für ihn ausschlaggebend gewesen. Daege ermuntert ihn schon bald zum Komponieren, giebt ihm zur Anregung Tassos „befreites Jerusalem“ und leitet ihn zum Porträtieren an, worin Pfannschmidt sich fleißig übt. So zeichnet er zum Studium die Tochter seiner Wirtsleute, Alwine Franke, ihren Eltern als Zeichen der Dankbarkeit; in der Pépinière porträtiert er den befreundeten Studenten der Medizin, Lange, der sich später als Schriftsteller unter dem Namen Philipp Galen Berühmtheit erworben hat. Ein Bildnis Daeges, nach einer Lithographie gezeichnet, schickt er seinen Eltern, damit diese sich von seinem Wohlthäter eine Vorstellung machen könnten.

Zu dem ersten Weihnachtsfest in der Fremde schenkte ihm Daege vier Trachtenbücher des Mittelalters und ein Skizzenbuch, und Daeges Schwager, der Architekt Scheppig (gestorben als Oberbaurat in Sondershausen), für eine kleine Arbeit Malkasten und Palette.

Endlich, nachdem er dreiviertel Jahr treulich den Stift geführt, wird ihm von Daege der Pinsel in die Hand gedrückt; und freudig schreibt er nach Haus den 8. März 1836:

„Ich kann nicht genug die Güte des Herrn Daege preisen; ich achte ihn neben Euch, lieben Eltern und Geschwister, am höchsten. Den 28. Januar fing ich bei ihm an zu malen. Er hat mir Pinsel und Farbe dazu gegeben.“

Wohl die erste als Bildchen ausgeführte Komposition stellt den „Abschied des Tobias“ dar.

Wenn auch die Neigung Pfannschmidts der Geschichtsmalerei zugewandt blieb, so benutzte er doch in ausgiebigem Maße Professor Biermanns Freundlichkeit und Entgegenkommen, sich unter dessen Leitung auch in der Landschaftsmalerei auszubilden.

Diese beiden Wohlthäter und Lehrmeister charakterisiert er seinen Eltern in einem Briefe (31. Dezember 35): „Herr Daege sowie Herr Biermann sind von großem und schön gewachsenem Körper. Herr Daege hat ein edeles und als Historienmaler ein ernstes Gesicht, welches verschönt wird durch einen Backen- und Schnurrbart, der die Ober- und einen Teil der Unterlippe bedeckt. — Herr Biermann dagegen hat wie die freundliche Natur ein freundliches Gesicht und ist unbärtig. Beide sind ungefähr dreißig Jahre alt, unverheiratet und von Jugend auf innige Freunde."

Beider Wohlthaten zu rühmen, wird Pfannschmidt nicht müde. Er schreibt (den 22. Juni 1835): „Meine Worte sind zu schwach, um Euch zu schreiben, wie sehr sich der Geschichtsmaler Daege meiner annimmt. Nicht würdig bin ich der großen Liebe gegen mich, von der er jeden Tag Proben ablegt. Wie ein liebender Vater macht er mich hier auf meine Fehler aufmerksam. Ich befinde mich am wohlsten, wenn ich nur in seiner Nähe sein kann.

Auch Herr Biermann thut, was er kann, was ich mit dankbarem Gemüte erkenne; denn er ist so gütig gewesen, mir eine in Öl gemalte Landschaft zu geben, nach welcher ich zeichne. Doch seltener besuche ich ihn als Herrn Daege, weil die Geschichtsmalerei mehr meiner Neigung entspricht."

Neben diesen drei väterlichen Freunden, traten Pfannschmidt, dem es anfangs schwer fiel, unter seinen Kunstgenossen Anschluß zu finden, drei gleichalterige Künstler freundschaftlich nahe: Hermann Leben, Ferdinand Bellermann und Otto Vogel.

Über Hermann Leben, einen jungen Maler aus Stettin gebürtig, teilt uns Pfannschmidt in seinen „Erinnerungen" folgendes mit:

„Von bescheidenem, stillem Wesen, poetisch angehaucht, hatte er ein Herz für das Edlere des Lebens. Er war ein gutes Kind seiner Eltern und von reinen Sitten, so daß ich nie ein unlauteres Wort aus seinem Munde gehört habe. Er wollte Theatermaler werden und arbeitete außer der Zeit, welche er auf der Akademie beschäftigt war, bei Köhler und Kerstmann im

Opernhause. Durch ihn lernte ich auch seine Großmutter Frau Hankwitz und ihre Tochter Luise kennen, bei denen er in der Klosterstraße wohnte .... Arm, wie sie waren, ernährten sie sich bei rastloser Arbeit durch Weißnähen. Die Nähe dieser gebildeten Leute zog mich an, und in ihrem Kreise fühlte ich mich sehr wohl."

Als Pfannschmidt beim Tischlermeister Franke nicht gut mehr wohnen konnte, weil dieser seinen Haushalt dem Wachsen des Geschäftes entsprechend erweitern mußte, zog er am 1. Mai 36 zu dieser Familie in die Parochialstraße 67. Es war das Haus des dritten Predigers an der Parochialkirche, welches, da die Stelle unbesetzt war, vermietet wurde.

„Mit Hermann Leben," erzählt er, „bewohnte ich gemeinsam eine kleine Kammer, die eben Raum hatte für zwei Betten, einen Tisch und die allernotwendigsten Utensilien. Sie war ohne Ofen und hatte ein Fenster der Kirche gegenüber. Ein schöner Nußbaum beschattete die trauliche Stube im Sommer und kühlte sie, so daß man wie in einer Laube zu sitzen glaubte. Nebenan liegt die Parochialkirche mit ihrem Friedhofe, und hoch oben auf ihrem Turm hängt das Glockenspiel, welches alle Viertelstunden die Flüchtigkeit der Zeit anzeigt und alle halbe Stunden durch eine Choralmelodie an die Herzen rührt, daß sie bei der Flüchtigkeit der Zeit die Ewigkeit nicht vergessen möchten."

Leben bekam später eine Anstellung als Theatermaler in Koburg und starb dort frühzeitig.

Von seinem zweiten Freunde, Ferdinand Bellermann (geboren 1814 in Erfurt) entwirft uns Pfannschmidt folgendes Charakterbild:

„Er hatte eine hochgewachsene, schlanke Gestalt mit glühend roten Haaren. Sein frisches, ehrliches, treues Herz ließ uns nicht lange Fremdlinge bleiben; auch die thüringische Landsmannschaft bildete einen Kitt zur Freundschaft, die durch das Leben hindurch gewährt hat. Zuerst Porzellanmaler, war er hierher gekommen, um sich in W. Schirmers Atelier als Landschaftsmaler auszubilden. Nach wenigen Studienjahren kam ein Kauf-

mann aus Südamerika und erzählte von den Wundern des Südens. A. v. Humboldt wurde dafür gewonnen, einen jungen Künstler dorthin zu senden. Das Los fiel auf Bellermann und wandte ihm ein Reisestipendium auf vier Jahre nach Südamerika zu. Dort machte er vortreffliche Studien und legte den Grund zu seiner eigenartigen Thätigkeit, durch welche er einen Blick in die reiche Vegetation des Südens gewährt."

Wohl durch Bellermann bestimmt trat Pfannschmidt im Winter 35/36 einem Verein junger Künstler bei, in welchem man sich an bestimmten Abenden im Aktzeichnen übte und an mitgebrachten Kompositionen von einander zu lernen suchte. Es war dies der Anfang zu dem späteren „Verein Berliner Künstler." — Von Bellermann werden wir im folgenden noch öfter hören.

Besonders innig beschreibt Pfannschmidt sein Verhältnis zu Otto Vogel (geboren 1816, gestorben 1851), der wie sein Vater Johann Daniel und sein Bruder Albert (1814—86) in Berlin Hervorragendes auf dem Gebiete des Holzschnittes leistete.

„Otto Vogel gewann bald meine Seele. Wenn ich an ihn zurückdenke, fühle ich die Mattigkeit der Worte, ihn zeichnen zu können. Tiefernste und zugleich Jubel-Akkorde möchte ich anstimmen, seinen Wert zu preisen. Seine Seele war ein stiller, tiefer See, so daß man meinte: die Wellen würden sich nie wirr vom Sturm bewegt erheben können. Die Sonne schien warm hinein und ließ den Grund farbig erscheinen, während sie auf der Oberfläche ihre glänzenden Lichtstrahlen badete. Was man ihm anvertraute, lag sicher im verschlossenen Schachte, aber seine innige Teilnahme war stets für den Freund lebendig. Sein ganzes Leben war ernst und verschwiegen, nie hörte ich ihn in lautes Jubilieren einstimmen. Der Grund seines Ernstes mochte zum Teil körperliche Ursachen haben, — wiederholt wurde er vom Blutsturz heimgesucht — zum Teil in Familienverhältnissen liegen. Sein Bruder Albert verheiratete sich früh, vielleicht allzufrüh, so daß eine tüchtige Arbeitskraft dem Vaterhause verloren ging. Ein jüngerer Bruder war Schriftsetzer und verdiente nur Geringes; und seines Vaters Verdienst mochte auch nicht bedeutend

sein. Seine alte, brave Mutter, welche lahm war, konnte nur mit Beschwerden die Wirtschaft beschicken. Ottos überaus angestrengtes Arbeiten hat sicher zur Aufrechterhaltung der Familie gedient, obwohl er nie darüber ein Wort hat fallen lassen.

Seine Hauptthätigkeit, man kann sagen seine Lebensarbeit, bestand bis zu seinem Tode darin, Menzelsche Zeichnungen zu Kuglers ‚Geschichte Friedrich des Großen‘ im Faksimileschnitt auszuführen. Menzels Weise zu zeichnen, die wohl zur Radierung am geeignetsten war, konnte für den Holzschneider, der eine spröde, schwerfällige Masse zu durchdringen hatte, eine Tantalusqual werden.*) Otto Vogel hat seine Aufgabe in der nur möglichen, gediegensten Weise gelöst und das Ausgezeichnetste der neuesten Zeit in der Kunst der Xylographie geleistet. Die charaktervollen, lebendigen, gar vielfach durch einander laufenden Linien hat er mit der größten Meisterschaft wiedergegeben, ohne den ursprünglichen Charakter abzuschwächen. — Sein Körper wurde bei der beschwerlichen Arbeit immer schwächer, bis er sich auf das Ruhebett legte, von dem er nicht wieder aufstand. Eine Lungenkrankheit machte seinem Leben ein Ende, und was für einem Leben! Am 3. Februar 51 schloß er seine Augen und am 7. begleiteten wir ihn zur letzten Ruhestätte auf dem Sophienkirchhofe."

Albert Vogel, der auch mit Pfannschmidt befreundet war, erreichte ein höheres Alter (gestorben 1886) und hat in späterer Zeit manche Zeichnung von ihm in Holz geschnitten.

Je mehr die Einnahmequellen des väterlichen Geschäfts und damit die Unterstützungen, die dem Sohne wurden, zurückgingen, um so dringender wurde für den sechzehnjährigen Künstler die

*) Diese Schwierigkeiten klagt Vogel einmal seinem Freunde Pfannschmidt den 20. Oktober 45: „Menzels Holzzeichnungen werden immer ausgeführter und freier, für den Holzschneider aber wahre Bahnen mit Hindernissen, nichts weniger als Rennbahnen. Je mehr Schwierigkeiten heute überwunden, desto mehr sind mir morgen gewiß. Das hat nun seine Beschwer — doch da ich einsehe, daß es nicht umsonst geschieht, vielmehr den Erfolg erhöht — auch seine Anregung und seinen Lohn."

Mahnung, für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Bereits im ersten Jahre hatte er vergeblich versucht, sich bei Kunsthändlern Aufträge zum Kolorieren zu verschaffen, um seinem Paten Julius aus eignen Mitteln ein Geburtstagsgeschenk machen zu können. Jedoch durch Daeges Vermittlung wurde ihm nun manche kleine Arbeit zugewiesen.

Einen größeren Verdienst brachte ihm 1836 die Empfehlung des Architekten Scheppig an den Archäologen Professor Gerhard. Für ein Werk des letzteren verkleinerte Pfannschmidt etrurische Vasenbilder, eine Arbeit, für welche er wie für einige Lithographien sich nur die Zeit des Morgens vor sieben Uhr und nach acht Uhr abends nahm, um in seinen Studien nicht aufgehalten zu werden.

Es gelang ihm auch durch diese und andere kleine Arbeiten im Sommer 1836 seinen kümmerlichen Lebensunterhalt selbst zu bestreiten; ja er konnte dem Gedanken nachgehen, eine erste Ferienreise in die Heimat auf eigene Kosten zu unternehmen. Um diese auch für landschaftliche Studien fruchtbar zu machen, benutzt er vor der Reise Biermanns Freundlichkeit reichlich, sich von ihm in der Landschaftsmalerei fördern zu lassen. In der Vorfreude über das Wiedersehen schreibt er nach Haus (den 31. Juli 1836): „In drei bis vier Wochen reise ich von hier ab, und in ohngefähr sechs Wochen treffe ich in Mühlhausen ein. Es hat mich sehr gewundert, daß mich Herr Dettmann mit dem fremdartigen Sie anredet; ich bin ein junger deutscher Künstler und lege auf dergleichen Sachen keinen Wert .... Erschreckt bei meinem Erscheinen zu Hause nur nicht; denn ich trage etwas lange Haare. Einen Reisekittel werde ich mir hier kaufen. Denn mein alter Staubmantel sieht, da ich ihn beim Malen gebraucht habe, von den vielen Ölfarben aus wie eine Landkarte."

Schauen wir zurück und überblicken den Zeitraum vom 24. März 1835 an, da der reisemüde Knabe mutterseelenallein durch Berlins Häusermeer sich nach der Lindenstraße durchfragte, bis zu seiner ersten Studien- und Heimreise im August 1836, — welch ein inhaltreicher Abschnitt von kaum siebzehn Monaten!

Trotz vieler Hindernisse hat der Jüngling schon manchen sicheren Schritt voran gethan auf der erwählten Künstlerlaufbahn unter kundiger Leitung tüchtiger Meister und treuer Gönner. Pfannschmidt hatte in seiner Armut nicht vergeblich seine Hoffnung auf den reichen Zahlmeister gesetzt, dessen sich selbst die Spatzen auf dem Dache jubelnd freuen.

12. Die erste Studien- und Heimreise.

Herbst 1836.

Lassen wir Pfannschmidt selbst erzählen:

„Die Augustferien begannen, und mit einem Personenwagen verließ ich Berlin. Im Kabriolett des Wagens saß neben mir ein Student von ehrenfestem, Vertrauen erweckendem Wesen. Als dieser hörte, daß ich nach Quedlinburg wollte, forderte er mich auf, mit ihm von Magdeburg nach Hoim zu gehen und bei seinen Eltern zu übernachten. Der guten Gesellschaft wegen willigte ich in diesen Vorschlag. Der Weg wurde mir zwar sehr schwer durch Tornister und wunde Füße, aber dafür war auch der Empfang in dieser mir wildfremden Pastorenfamilie ein herzlicher. Es war, als begrüßten sie mit ihrem Sohne noch einen zweiten Sohn. Bis gegen Mittag des andern Tages blieb ich bei ihnen. Dann brachte mich die ganze Familie auf den Weg nach Quedlinburg; die Töchter trugen Rechen auf den Schultern, weil sie noch das Getreide wenden wollten. Der Name des Pastors*) ist mir entfallen, aber der Eindruck des patriarchalischen Wesens ist in meinem Herzen lebendig geblieben.

Mit dem Gedanken an Quedlinburg war von Jugend auf ein Heimatgefühl verbunden. Die Mutter hatte viel von ihrem Besuche in der Geburtsstadt ihres Vaters erzählt, und ich freute mich, nun die Verwandten meines Großvaters kennen zu lernen.

Nachdem ich lange vergeblich nach Verwandten mich erkundigt

*) Oberhofprediger Meyer. Sein Sohn gestorben 1848 als Pastor in Groß-Mühlingen.

hatte, wurde ich endlich an die Witwe Zander gewiesen, welche mit meiner Mutter verwandt sein könnte, weil sie aus dem Geschlecht der Niemanns sei. Hier kam ich an den richtigen Ort, wo ich auch die Namen der andern Verwandten erfuhr, der Niemanns und Holzhausens. Die Witwe Zander und ihre Tochter betrachteten mich gleich als zu ihnen gehörig; und es galt als selbstverständlich, daß ich bei ihnen wohnte.

Von hier aus machte ich meine Wanderungen in und um die Stadt, die ja wie wenige deutsche Städte durch ihre engen Straßen, ihre Holzarchitektur, ihre Kirchen, vor allem ihr Schloß und die schnelle, dem engen Felsenthale entflohene Bode den ehrwürdigsten und zugleich gemütvollsten Eindruck macht, daß man sich an allen Ecken angeheimelt fühlt. Die vielen Gärten mit Blumenteppichen lassen das Schloß wie einen Felsen im farbigen Meere erscheinen, oder wie einen Delphin, der seine Brust in Blumen badet. Umher die alten Warten und noch weiter der blaue Harz mit seiner frischen Luft, wem sollte sich da die Brust nicht weiten?

Ich begann hier meine Naturstudien, um das zu proben, was ich bei Meister Biermann gelernt. Zuerst suchte ich das Schloß vom Klopstockhause aus zu zeichnen, dann eine sehr alte Linde, die sich mit vielen knorrigen Wurzeln in die Erde bohrt.

Die Zeit verfloß, in welcher ich in einen Kreis als Fremdling einkehrte und als gern gesehenes Familienglied durch die Kraft der Verwandtschaft in Dankbarkeit schied.

Nun sollte mir der Harz seine Schätze zeigen. Über Ballenstedt und Falkenstein lenkte ich ins Bodethal ein. Der Harz war damals noch wenig besucht. Die Blechhütte war der am weitesten vorgeschobene Posten. Die Fußwege waren eng und steinig, echte Gebirgspfade. Von Villen, Hotels und schönen Parkwegen wußte man nicht. Man bewegte sich frei und frisch in der großen Natur und wurde durch nichts gestört, den überwältigenden Eindruck in sich aufzunehmen. — Kurz zuvor hatte sich ein junger Wirt im Thale zwischen die Felsen ein kleines Steinhäuschen gebaut, um Erfrischungen darzubieten. Ein Quedlinburger Maler Oßwald

hatte ihm auf das Thürschild einen „Waldkater" gemalt. Hier kehrte ich ein und konnte auch übernachten, obwohl das Häuschen nur aus zwei kleinen Gelassen bestand: in dem einen wurden die Getränke verwahrt und in dem andern ausgeschenkt und am Abend das Strohlager bereitet. Recht wohl fühlte ich mich in dem kühlen Thale und Hause und zeichnete. Trotz aller Großartigkeit und Kühnheit der bizarren Felsenkegel füllte sich indes meine Mappe nicht so, als man es hätte erwarten können. Nach der großen Anstrengung in Berlin bedurfte ich mehr, daß die bedrückte Brust sich weitete und Gottes herrliche Natur als ein notwendiges Bad Auge, Herz und Glieder stählte.

Über den Regenstein, Blankenburg und Rübeland zog ich mit einer Zahl heiterer Musensöhne dem Brocken zu. Die Wohlhabenderen übernachteten wohlgebettet in Wernigerode, die größere Hälfte, zu der ich gehörte, in dem geräumigen Wirtszimmer einer Dorfschenke auf dem Wege nach Ilsenburg. Am nächsten Morgen ging es durch das taufrische Thal der springenden, jubelnden, hochmalerischen Ilse hinauf zu dem steinigen, moosigen Haupte des Brocken. Dort oben verabschiedete ich mich am nächsten Tage von den Studenten und trollte fröhlich nach Süden der Heimat zu.

In Nordhausen angekommen, wollte ich im Drange der Sehnsucht noch in der Nacht weiterziehen. Außerhalb der Stadt aber entstand im Südosten eine so feurige Glut, daß ich erschreckt und furchtsam wieder nach Nordhausen umkehrte. Es stellte sich sehr bald heraus, daß es der unschuldige Mond war, der durch die wunderlichen Wolkengebilde sich Bahn zu machen suchte. So konnte ich erst am nächsten Tage meinem lieben Mühlhausen näher rücken.

Gegen Abend langte ich auf dem Forstberg nördlich der Stadt an. Das ganze Gebiet derselben mit ihren vielen Dörfern lag vor mir in Abendsonnenglut ausgebreitet. Ich lagerte mich und sog wie an Mutterbrust und sog das Land mit all seinen Träumen und dem Treiben der Jugend in meine Seele. Das sehnsüchtige Herz sollte ja bald beruhigt werden. Es war ein



Selbstbildnis des Neunzehnjährigen.
Oelbild 1838.



öder Berg, auf dem ich ruhte, steinig und wenig bebaut, um mich herum lagen Ammonshörner; aber in mir glühte es bei dem Gedanken, meine Eltern und Geschwister zu überraschen.

Nur die Türme der Stadt erhielten noch den letzten Scheidegruß des goldigen Westens, ein violetter Schleier hatte sich bereits über das weite Thal gebreitet, als ich mich erhob und durch eine Schlucht des Berges niederstieg auf die Stadt zu. Der Weg war weiter als ich dachte, so daß ich erst bei völliger Nacht an der Hinterthüre unseres Hauses anlangte. Die Überraschung war gelungen, und aus dem Brunnen der elterlichen und geschwisterlichen Liebe wurde nun mit voller Brust getrunken.

Für meine Eltern hatte ich als eine der ersten Malstudien mein Porträt gemalt. Hier wurde es ausgepackt. Es fehlte nur noch der Lacküberzug, um die eingeschlagenen Farben ins Leben zurückzurufen. In der Apotheke ließ ich mir Mastixfirniß bereiten; aber anstatt mit Terpentin hatte man ihn mit Spiritus aufgelöst, so daß, als ich das Bild mit demselben überzog, es ganz weiß wurde. Unwiederbringlich ging es verloren: aus dem lebendigen Kopf wurde eine Leiche. Ich trauerte herzlich und begann auf diesem Grunde das Bildnis meines Vaters*) zu malen, das ich bei einer späteren Gelegenheit beendigte. Außerdem malte ich Schwester Karoline**) und zeichnete mehrere Porträts für ein geringes Geld. Auch meinen Musiklehrer bezahlte ich für eine Guitarre mit seinem Porträt.

Das freiere, ungebundene akademische Leben war auch bei mir nicht ohne die Nachwirkung geblieben, daß man die Welt mit ihren Fesseln weitherziger ansieht und auch in Gestalt und Gebärden den angehenden Künstler auszudrücken sucht. Der lichte, aber noch sehr unklare Fleck, dem man als Stern am Himmel folgt, hebt die Füße, daß man aus dem Gleichgewicht ins Schwanken kommt.

Ich erschien mit langen, bis auf die Schultern wallenden, blonden Locken, einem nachlässigen, wankenden Gange, so daß

*) und **) im Besitz des Oberkonsistorialrats Kühn in Sondershausen.

man wohl fragen konnte: Ist der junge Mann trunken von geistigen Getränken oder ist er geistestrunken? Dazu machte der breitkrämpige Hut und die Guitarre unter dem Arme den Romantiker vollständig. Bei meinem lieben Vater fand dieser Aufzug wenig Anklang. Er meinte, daß es der Gesundheit viel zuträglicher wäre, wenn Körper und Haupt aufrecht und gerade gehalten würden. Trotz dieses Rates habe ich es aber nie zu einer strammen, soldatischen Haltung bringen können.

Meinem Nebelflecken gegenüber zeigte mir Schwester Karoline einen andern Stern am Himmel, der ihres Lebens Ziel geworden und auf dessen Glanz und Schein sie nicht eindringlich genug hinweisen konnte. Wir disputierten viel darüber. Ich glaubte, ihre Worte widerlegen und abschütteln zu können, aber ein Haken blieb im Herzen zurück, den ich nicht wieder los werden konnte." —

Zu Fuß wanderte Pfannschmidt über Halle wieder nach Berlin zurück, von wo er am 30. Oktober 1836 nach Hause schreibt:

„Donnerstag Abend traf ich in Berlin ein und meine Wirtin und Leben munter und gesund an. Ein ganz eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich in mein Kämmerlein wieder eintrat. Mein erster Gang am Freitag früh war zu meinem guten Daege ... Als ich in sein Zimmer trat, rannen die Thränen aus meinen Augen, und er küßte mich. Viel mußte ich ihm erzählen von Euch, er läßt Euch grüßen ...

Der Herr Baurat, Daege und Biermann haben meine Studien sehr brauchbar gefunden ... Ich bin in einiger Verlegenheit ..., in einigen Wochen wird sich wohl wieder etwas für mich finden, um meinen Unterhalt zu bestreiten. Schreibt mir doch ja recht bald, bald wieder ...

Es umarmt und küßt Euch

Euer Euch innigst liebender Sohn und Bruder

C. G. Pfannschmidt."

13. Lehrjahre in Daeges Meisterschule und in unseres Herrgotts Leidensschule.

(Herbst 1836 bis Anfang 1840.)

1. In Daeges Meisterschule.

Auf der Akademie, der Vorschule der Kunst, hatte sich Pfannschmidt in verhältnismäßig kurzer Zeit die Elemente angeeignet und konnte nun in die Meisterschule des Professors Daege, dessen Atelier ihm ja schon immer offen gestanden, eintreten. Während er bisher nur, soweit es das Akademie-Studium gestattete, Daeges Atelier aufsuchte, so war diesem jetzt seine Hauptzeit gewidmet. Aber auch die Akademie wurde von jetzt an keineswegs vernachlässigt. Bis zum Frühjahr 1840 besuchte er den Aktsaal, in welchem ihm Anfang 1839 der Senat den ersten Platz zuerkannte.

Es herrschten auch in Daeges Meisterschule noch die Nachklänge der romantischen Richtung. Mittelalterliches Leben und mittelalterliche Frömmigkeit bestrebte man sich der Gegenwart nahe zu rücken, doch nicht — wie zumeist anfangs — im Gegensatz zum Klassizismus, vielmehr in Anlehnung an das klassische Schönheitsideal. Wohl fehlte ein Bindeglied von der abgeschlossenen Welt der Vergangenheit zu dem Leben und Denken der Gegenwart. Im Genre, das sich aus dem Volksleben seine Motive wählt, suchte man Ersatz dieses Mangels, jedoch ohne sich von dem Banne der Romantik ganz frei machen zu können, da man noch nicht das heimische Volksleben in seiner individuellen Eigentümlichkeit in Ludwig Richters Art zu erfassen suchte.

Die Romantik war ein notwendiger Übergang von einer einseitigen klassischen Kunst, die ganz in der Mythologie des Altertums sich verlor, oder, wenn sie in die neuere Zeit übergriff, ihre Menschen in griechisches oder römisches Kostüm hüllte, zu der neuzeitlichen Kunst, die sich ihrer Aufgabe für die Gegenwart und das Volksleben mehr bewußt ist. Die Wege zu diesem neuzeitlichen Kunstleben waren vor allem in München durch Cor-

nelius und seine Mitarbeiter schon angebahnt; jedoch die Berliner Malerschulen waren bisher von dieser Bewegung fast ganz unberührt geblieben.

Pfannschmidt, der ja schon im Herbst 1836 im Aufzuge eines „Romantikers" zur Verwunderung seiner Angehörigen in Mühlhausen erschien, gab sich harmlos der romantischen Schule in Daeges Atelier hin, wie auch die Kompositionsübungen und ausgeführten Arbeiten des ersten Lehrjahres beweisen, mit welchen er sich ausschließlich in dem romantischen Vorstellungskreise bewegte. Jedoch blieb diese Schule auch für ihn nur ein Übergang. Obwohl er ihr nach etwa fünf Jahren entwuchs, verdankte er ihr viel. Poetische Auffassung des Gegenstandes, genaue Zeichnung, peinlich gewissenhafte malerische Durchführung traten ihm in Daeges Schaffen vorbildlich entgegen; und Daege fand in ihm einen empfänglichen Schüler, der sich des Meisters Vorzüge anzueignen suchte, bis unter Mitwirkung seiner religiösen Entwicklung der Drang nach Selbständigkeit und einem, seinen individuellen Gaben entsprechenden Schaffen ihn trieb, sich den Münchener Einflüssen hinzugeben, ohne jedoch Daeges Schule, deren Vorzüge er zeitlebens bewahrte, zu verleugnen.

Betrachten wir näher Daeges Atelier und Pfannschmidts Studium in demselben! Das Atelier Daeges befand sich anfangs in der Charitéstraße, später in der Schadowstraße, im Hause des alten Direktor Schadow. Zwischen Daege und seinen Schülern, in deren Mitte jener meist arbeitete, bestand ein patriarchalisches Verhältnis. Von seinen Mitschülern trat Pfannschmidt einigen nahe; dieser gedenkt er in seinen „Erinnerungen".

„Zuerst kam Arnold Ewald, jüdischer Abkunft, aber getauft. Er hatte studiert, schwankte dann aber zwischen Musik und Malerei, bis letztere siegte. Er war von keinen hervorragenden künstlerischen Anlagen; doch hat er später durch Fleiß Tüchtiges geleistet. Insbesondere war er ein thätiges Glied bei gemeinnützigen künstlerischen Unternehmungen als Unterstützungsvereinen u. a. Da er in vielen Fächern des Wissens zu Hause war, so war sein Umgang anregend und bildend.

Sodann kam **Franz Kinderling**, der Sohn eines Superintendenten in Krossen, eine höchst originelle Persönlichkeit. Als er das Gymnasium in Luckau bezog und auf seinem Stübchen angekommen war, war sein erstes Werk, daß er sich am Abend zum Fenster hinauslegte und das ihm vom Vater mitgegebene Geld, das in Groschen-Röllchen bestand, Stück für Stück unter die spielende Straßenjugend warf und sich königlich darüber amüsierte, wie die Jungen im Greifen nach dem Gelde übereinander purzelten. Auf der Schule that er sich im Zeichnen hervor; besonders verstand er gute Silhouetten zu schneiden. Um Maler zu werden, kam er nach Berlin und wurde von einem reichen Onkel, dem Weinhändler Güßfeldt, unterstützt.

Von untersetzter Gestalt mit dunklem Haar, dunklen, finsterblickenden Augen, fahler Gesichtsfarbe, die wohl nur selten auf den schmalen Backen rötlich angehaucht wurde, machte er den Eindruck eines altrömischen Kriegers, dem ein ehrliches Herz unter dem Panzer schlug. Mit einem seltenen Gedächtnis begabt, konnte er die längsten Gedichte, insonderheit Heldengedichte in großem Pathos deklamieren und wußte gelesene Bücher fast auswendig. Er beschäftigte sich in seiner lebhaften Phantasie viel mit Nordlandfahrten und Abenteuergeschichten: er erzählte genau die verwickelten Umstände, unter denen diese geschahen, z. B. die Unterredungen mit den Häuptlingen, so daß man meinen konnte, es sei Selbsterlebtes, von dem er sprach. Ebenso kühn und hochfliegend war eine künstlerische Komposition von ihm „Kampf der Götter mit den Titanen“. Noch sehe ich die Minerva mit aufgehobenem Speer in großen Schritten den Göttern voranschreiten.

Doch zur Kunst gehört außer dem Fluge des Geistes und einer geschickten Hand eine große Stetigkeit und Ausdauer, unermübeter Fleiß und Entsagung manchen Genusses, um nur die Anfänge der Technik überwinden zu können. Von diesen Eigenschaften war er, „der kühne Recke,“ wie er unter uns genannt wurde, nicht so eingenommen.

Den unermüdlichen Fleiß und die Ausdauer, welche diesem

fehlten, brachte der Artilleriehauptmann Isenburg mit. Vom Exerzierplatze war er ins Atelier geeilt und verlor keinen Augenblick, um seine norwegischen Genrebilder zu malen. Eines stellte die „norwegische Landpost" vor: ein zweirädriger Karren mit einem Pferde bespannt, wird von einem Bauernmädchen gelenkt, während der neben ihr sitzende Reisende seinem durch die Stöße auf dem holprigen Wege verursachten Unbehagen Ausdruck giebt. Es war lustig anzusehen, wie Isenburg an der Staffelei saß und hin und wieder in den Spiegel sehend Grimassen schnitt, um seinen Reisenden recht lebendig darstellen zu können. Er war Dilettant und wollte auch nichts anderes sein.

Ein zweiter Dilettant folgte: Hoppe, der bei der hannöverschen Gesandtschaft als Registrator angestellt war. Da Daege sein Atelier nach der Schadowstraße verlegt hatte und die Gesandtschaft Unter den Linden 4 war, so konnte Hoppe leicht hin und her wandern, um die freie Zeit auszunutzen. Sehr brachte es ihn auf, wenn ein Handwerksbursche kam und ihn beim Malen störte, um seinen Paß visieren zu lassen.

Wohl zur selben Zeit wie Hoppe trat Paul Bürde, aus Schlesien gebürtig, ins Atelier ein. Beide verkehrten viel mit einander, obwohl sie sehr verschieden geartet waren. Bürde sollte Künstler von Beruf werden, war dazu auch wohl veranlagt und malte sich die Zukunft rosig aus. Er war von großer Gestalt und einnehmendem, gewandtem Wesen. Man hatte ihm gesagt, daß er dem Göthe in seiner Jugend ähnlich sähe. Er faßte daher besondere Zuneigung zu Göthe und seinen Werken und glaubte auch ein besonderes Verständnis für diese zu haben. Daran schloß sich eine Liebe für die dramatische Kunst, welche nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen blieb. Eine seiner ersten Kompositionen war: Hamlet, den Monolog ‚Sein oder Nichtsein' sprechend. In der Wahl des Gegenstandes hatte er sich natürlich vergriffen; denn den herrlichen Inhalt des Monologs konnte er nicht darstellen.

Da Daege sein Atelier im Hause des Direktors Schadow hatte, blieben auch Berührungen mit dem alten Herrn nicht aus.

Sein Sohn Felix war nach Dresden gegangen, um Schüler seines Schwagers Bendemann zu werden. Schadow fühlte sich nun sehr einsam und verlangte nach einem jungen, gebildeten Manne, der ihn bei seinem abnehmenden Augenlichte auf seinen Gängen begleiten und ihm abends vorlesen könnte. Diese ihm angetragene Stellung nahm Bürde mit Freuden an, zog in Schadows Haus und hatte dadurch Gelegenheit, in die Nähe vieler hervorragender Leute zu kommen.

Bürde zeichnete hübsche Porträts, malte Gegenstände aus dem Leben Schillers und Göthes und aquarellierte für ein Album des Hofes Vorgänge aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelm IV. Er brachte es zu einer anerkennenswerten Tüchtigkeit. In den besten Mannesjahren ist er aus diesem Leben geschieden. Wiederholt hat er mir in meinem Leben Freundesdienste erwiesen, so daß ich nur bewegten Herzens an ihn als eine ehrliche und edle Natur zurückdenke."

Sehen wir nun zu, was Pfannschmidt in der Genossenschaft dieser Künstler in Meister Daeges Atelier gearbeitet hat. Das Motiv zur ersten größeren Komposition von sechsundvierzig Figuren gab aus Dante „die Hölle der Verschwender und Geizigen," welche verdammt sind, ohne Aufhören Steine gegen einander zu rollen. Diese Leistung erregte nach einem Briefe Pfannschmidts (30. März 1837) einiges Staunen und erhöhte die Achtung seiner Freunde gegen ihn. Ferner komponierte er unter anderem den „Kirchgang einer Patrizierin", „einen Mönch am Sarge Heinrichs IV", „Kirchgang zur Obermarktskirche in Mühlhausen."

Gleichzeitig beschäftigte ihn ein Ölbild, dessen Gegenstand auch dem romantischen Ideenkreise entnommen ist. Es stellt eine Legende aus dem Leben des heiligen Georg dar: dieser übergiebt einer Witwe ihr Kind, das er vom Tode erweckt hat. Wie schnell Pfannschmidt sich bei dem ernsten Studium entwickelte, ersehen wir daraus, daß dieses, sorgfältig durchstudierte und in lebhaften Farben ausgeführte erste größere Oelbild ihn bald nicht mehr befriedigt, und er nach Hause schrieb (28. Okt. 1839):

„Ich werde euch mein erstes Bild, den heiligen Georg, schicken, welches ihr in den Schornstein hängen und räuchern könnt; bei mir versauert es doch.“

Während eines längeren Weihnachtsaufenthalts (1837) in der Heimat komponiert er einen „Christus“, den er seinem Meister verehrt.

Im gleichen romantischen Geiste des „heiligen Georg“ führt er bald darauf ein größeres Ölbild aus: „Ein verirrter Kreuzritter fragt bei einer Hirtenfamilie nach dem Wege.“ Dieses Bild weist in der Komposition, Zeichnung und Farbe einen bedeutenden Fortschritt auf. Auch wurde ihm Gelegenheit gegeben, sich an hervorragenden Werken bedeutender Meister durch Reproduktion derselben zu bilden.

Im Juli und August 1838 ist er mit einer Zeichnung des Lessing'schen Bildes der „Hussitenpredigt“ für den Kupferstecher Eichens beschäftigt. Bei dieser Arbeit trat zum erstenmale ein Augenübel auf, das ihn später noch öfter mit Sorge erfüllte und sein Schaffen hemmte. Auf einer Reise in die Heimat durch die sächsische Schweiz, auf welcher er die Kunstdenkmäler und -Schätze in Meißen und Dresden studiert, erfrischt er sich, um vor allem seine Augen zu stärken. Aus Mühlhausen brachte er eine Zeichnung der herrlichen Obermarktskirche mit, die er in Berlin lithographierte.

Vom Bildhauer Kiß (1802—1865) erhielt er im März 1839 den Auftrag, zwei Zeichnungen von seiner „Amazone,“ die später vor dem alten Museum Aufstellung fand, anzufertigen und sie zu lithographieren. Von der Großartigkeit dieses Werkes war Pfannschmidt ganz hingenommen; er unterzog sich daher mit Begeisterung der ihm gestellten Aufgabe, die ihn auch dem Meister Kiß näher brachte.

„Kiß ist, außer daß er ein so großer Künstler ist, schreibt er seinen Eltern, ein höchst liebenswürdiger, biederer Mensch, und ich fühle mich seit den wenigen Tagen, daß ich mit ihm zusammenbin, sehr zu ihm hingezogen; er hat in seinem Wesen viel von den alten Nürnberger Künstlern .... Kiß hat bei dem großen

Werke alles aufs Spiel gesetzt. Lange Zeit, ehe er das Modell anfing, hat er viel Vorstudien gemacht und an der Statue selbst sechzehn Monate gearbeitet bei der großen Feuchtigkeit, die durch den Thon hervorgebracht wird. Rauch äußerte in meiner Gegenwart, daß es ihm sicher den Tod gebracht hätte; doch Kiß bei seiner kräftigen Natur und mit Gottes Hilfe hat es sicher überstanden."

Die innere religiöse Entwicklung, auf welche wir wegen ihrer Bedeutung für Pfannschmidts Kunst weiter unten näher eingehen müssen, macht sich schon jetzt spürbar an der Art, wie ihn je länger je mehr biblische Gegenstände in Anspruch nehmen. Für ein großes Bild wählte er den Vorgang aus Matth. 8, 1 f., wie Christus ein Kind seinen Jüngern als Vorbild hinstellt, und schreibt seiner Schwester Karoline (den 17. Febr. 1839): „Bald werde ich nun nach Beendigung einiger kleinen Arbeiten ein großes Bild anfangen, woran ich mit großer Begierde und Lust gehe. Denn es ist der erste Gegenstand, den ich mit Liebe malen werde, weil er aus inneren Triebfedern hervorgegangen, mit Bedacht gewählt und mit Überzeugung zu Tage gefördert ist. Die vorigen Bildchen sind größtenteils solche, deren Stoff aus der Gunst des Augenblicks entsprungen war, und die eher verkäuflich scheinen."

Bereits war eine Ölstudie gemacht, als Pfannschmidt vom hallischen Kunstverein den Auftrag erhielt, für ihn ein historisches Bild zu malen. Freudig erregt hoffte er durch diesen Auftrag in der Ausführung eines Lieblingsgedankens Förderung zu finden, und schickte mit einigen andern Skizzen auch diese Studie ein. Jedoch schrieb man ihm zurück: unsere Zeit wäre nicht geeignet, Gegenstände aus dem Leben des Erlösers würdigen zu können.

„Wann aber wird die Zeit kommen, schreibt er an Karoline (den 30. Juni 39), wenn nicht Kunstvereine und Künstler dahin wirken? Soll der Künstler der Welt frönen? Soll die Welt den Künstler machen? Mit einem ordentlichen Widerwillen scheint das Volk solche Gegenstände zu betrachten. Ob sie vielleicht in sein Gewissen eingreifen, was es nicht gern mag? Ich verstehe

es nicht. Jedoch soll es mich nicht daran hindern, meine Richtung entschieden durchzuführen. Wenn dann die Werke auch nur wenigen gefallen, wenn die wenigen nur Edele sind!"

Dennoch scheiterten die sich länger hinziehenden Verhandlungen mit dem hallischen Kunstverein nicht, und Pfannschmidt konnte doch wenigstens einen biblischen Gegenstand „Pauli Verteidigung vor Festus und König Agrippa" malen. Die Ausführung des andern Bildes hingegen mußte unterbleiben.

Während noch mit dem Verein unterhandelt wurde, arbeitete Pfannschmidt an zwei Ölbildern. In dem einen stellt er ergreifend dar den „Kampf des Grafen Ugolino und seiner Kinder mit dem Hungertode im Gefängnis" nach Dantes Hölle. In dem andern Bilde versucht sich Pfannschmidt mit Glück auf dem Gebiete des humoristischen Genres: Es hat zum Gegenstand „Knaben, denen ein Ziegenbock durchgeht". Über die Geschichte dieser Komposition schreibt er seinem Vetter Karl Kühn (den 11. November 39): „Lange hatte ich mich mit dem Gedanken herumgetragen, einen ‚Herbst' zu zeichnen .... Es waren da Jungen beschäftigt mit dem Abpflücken des Weines, Keltern u. s. w., spielende, übermütige Kindergruppen, um die Üppigkeit und Fruchtbarkeit des Herbstes zu bezeichnen; so waren unter andren auch Kinder, die mit einem Bock spielten, da. Indes der Entwurf wollte gar nicht vom Flecke, und ich war willens, ihn bei Seite zu legen. — Eines Abends beim nochmaligen Durchsehen der Skizze fällt mir ein, daß es recht heiter sein müsse, wenn der Bock sich den Spaß machte und ginge mit den Kindern durch. Ich strich gleich die ganze vorige Geschichte durch, und es gestaltete sich ein ganz neues Bild von ganz anderem Inhalt."

Dieses Bildchen fand auf der Kunstausstellung Beifall und einen Käufer, der es für sechzehn Friedrichsdor erstand.

Daß Pfannschmidts künstlerisches Streben immer bewußter und selbständiger wird, beweist folgende Stelle aus einem Briefe an Schwester Karoline (29. Oktober 39): „Dann bitte ich Dich, liebe Karoline, Vater zu überreden, daß er nicht so viel giebt

auf die Rezensionen, die so in den Zeitungen stehen. Die Leute, die sie schreiben, haben vielerlei und wenig gelernt, und am letzten Ende rezensieren sie, um ihr Dasein fristen zu können. So z. B. hat einer kürzlich in einem Blatte über mein Bildchen ‚den kleinen Knaben, denen ein Bock durchgeht‘ unter anderem auch das gesagt: es sei etwas ‚Geisterhaftes‘ darin. Dieses ist nun auch leicht zu erklären, daß Leute, die sich nicht von ihrem Erdenkloß losmachen können, etwas in dem Bilde sehen, was sie nicht so grade unter den Jungen auf der Straße finden und was ihnen so fern liegt, daß sie es nicht mit ihrem großen Munde herbeischreien können; sie wissen nicht, wie sie es nennen sollen, und am letzten Ende verwechseln sie ‚geistig‘ und ‚geisterhaft.‘“

Nach einem kurzen Weihnachtsbesuch in der Heimat beschäftigt ihn das große Bild für den hallischen Kunstverein „Paulus vor Festus und Agrippa.“ Bei diesem Werke, welches an einer Wendung in Pfannschmidts Leben beteiligt ist und uns später noch einmal entgegentreten wird, ist es nötig, die Darstellung des künstlerischen Entwicklungsganges zu unterbrechen.

Die geschilderten Lehrjahre des Künstlers sind zugleich entscheidend gewesen für die Gestaltung und Entfaltung seines bisher über den Rationalismus nicht hinausgehenden religiösen Lebens zu biblisch-christlicher Bestimmtheit, welche dann sein ganzes künstlerisches Schaffen wesentlich beeinflußte.

Kindliche Gottesfurcht und festes Gottvertrauen hatten schon den Knaben beseelt und den Jüngling durch schwere Jahre hindurchgeführt. Jedoch noch war ihm nicht der Reichtum, die Schönheit und Herrlichkeit der Gotteserkenntnis und Gottesliebe aufgegangen, die uns durch und in Christus allein zu teil werden, und unser Leben und Schaffen zu unsrer und andrer Beseligung verklären können. Der Stern über Bethlehems Stall, der einst den Weisen aus dem Morgenlande Frieden gebracht, ward auch der Stern für Pfannschmidts Leben und Kunst in der Schule der Trübsal.

2. In unsres Herrgotts Leidensschule.

Motto: Lange hab' ich mich gesträubt, endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach;
Und solang du dies nicht hast, dieses: Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.
Göthe.

Nach der ersten Reise in die Heimat (Herbst 1836) begann für den Jüngling von neuem eine Zeit bitterster Not, die ihn bis zum Anfang des Jahres 1839 mit wenigen Unterbrechungen heimsuchte.

Unter dem Eindruck der Sorgen im elterlichen Hause war er nach Berlin zurückgekehrt. Die Liebe zu den Eltern treibt ihn, sich äußerster Entbehrung hinzugeben. Nur des Sonntags gönnt er sich ein Mittagessen, sonst begnügt er sich mit einem Stück Brot. Und sein Vater weiß ihn nur zu trösten mit den Worten (19. Dezember 1836): „Du hast nur des Sonntags Mittagessen, — laß es so, lieber Karl! Es ist besser, man thut sich in der Jugend einige Gewalt an und hat es im Alter gut, als wenn man sich in der Jugend der Bequemlichkeit und dem Wohlleben hingiebt und im Alter darben muß."

Dabei werden noch die elterlichen Trostbriefe, nach denen der Sohn so verlangt, so selten wegen des teuren Portos, und der Vater rechtfertigt sein zwei Monate langes Schweigen: „Ich hätte Dir schon längst gern geschrieben, wenn ich mich so leicht von den sechs Silbergroschen Porto hätte trennen können, denn dafür muß ich ja einen viertel Zentner Lichte fabrizieren."

Da werden wir es dem Jüngling nachfühlen, daß sich seiner bei der Arbeits- und Sorgenlast, von welcher die jugendlichen Schultern gedrückt wurden, öfter düstere Gefühle bemächtigten. In solcher Stimmung und wohl auch aus Mangel an Geld für das Porto läßt er im Winter 1836/37 die Seinigen länger als ein Vierteljahr ohne Nachricht, obgleich inzwischen drei Briefe aus der Heimat eingetroffen waren. Endlich am 6. April 1837 entschließt er sich, die Lieben einen Blick in sein Herz thun zu lassen: „.... Verzeiht mir, daß ich lange nicht geschrieben habe. Wohl kann ich sagen, daß ich manche heitere und frohe Stunde ge-

nieße, doch auch sie sind öfters unterbrochen durch ein düsteres Gefühl, welches sich meiner bemächtigt, und Ernst wird sich auf der Stirne lagern. Mehr kann ich und werd ich hierüber nicht schreiben ...."

Daheim war auch Schwester Karoline in die Leidensschule genommen, aber schon soweit gefördert, daß sie ihrem Bruder eine Wegweiserin zur Quelle alles Trostes werden konnte. — Ihr Bräutigam, der Kandidat der Theologie Christel Hübner, jener Schüler Tholucks, sollte seinen Glauben in schwerer Trübsal läutern und bewähren. Sein Studium war beendet, und doch konnte er kein Amt übernehmen; er war an Epilepsie erkrankt, so daß nach jahrelangem Leiden schließlich sein Geist umnachtet wurde, bis er am 19. September 1846 erlöst wurde. Als köstlichstes Erbteil hinterließ er seiner schwer geprüften Braut eine innige Heilandsliebe.

Schwester Karoline konnte am besten des Bruders Kampf mit düsteren Gefühlen verstehen; sie fühlte sich daher gedrungen, den Schlüssel zu des Bruders Herzen zu finden und sein Vertrauen zu gewinnen, um ihm helfen zu können. Sie antwortete ihm auf den letzten Brief:

(15. April 1837). „Lieber, guter Karl! Lange, lange warteten wir auf ein Zeichen der Liebe von Dir, bis endlich ein lieber Brief von Dir erscheint mit vielen Nachrichten, die wohl erfüllen möchten das Herz mit großer Freude. Aber da tritt auch wie immer im Leben etwas dazwischen, was die Freude dämpft und den Jubel verstummen macht.

Wir sehen Dich in düstrer, melancholischer Stimmung; ängstlich forscht das liebende Herz nach der Ursache, aber da ist keine Andeutung; somit ist ein weites Feld der Vermutungen geöffnet, die trüber und trüber vor unsern Blicken vorüberziehen. Wohl möchte das Herz verzagen, welches den geliebten Sohn, den geliebten Bruder in weiter Ferne weiß in solchem Zustande, wenn nicht Vertrauen auf ihn, in dessen Hand alle Fäden unseres Lebens, unserer Schicksale zusammenlaufen, uns hielte; ja wenn sie auch abrollen, wenn wir sie selbst abrollen, — reißen können sie nie.

Geliebter Bruder, könntest Du doch in mein Herz sehen, wie lieb es Dich hat. Wohl schon viele heiße Gebete für Dich hat es emporgeschickt so lange es Dich heiter und gutes Mutes glaubte. Aber nun es weiß, daß es anders ist, drängt und treibt es mich unaufhörlich zu Dir. O ich möchte allen meinen Trost, den ich selbst einst durch Gottes Gnade empfangen habe, ich möchte ihn ausschütten in Dein Herz, ich möchte Deine Wunden heilen — und kenne sie noch nicht. Wäre es wohl nicht besser, wenn Du dein Herz ausschüttetest in die unsrigen, welche alles, was es auch sei, mit Liebe aufnehmen werden.

Laß mich das, was ich am meisten vermute, offen gegen Dich aussprechen! Sollte es leidenschaftliche Liebe sein, die Dich unglücklich macht? Um so mehr darfst du Dich mir vertrauen, da ich sie kenne, da ich die tiefen Wunden kenne, die sie schlagen kann. Aber ich weiß auch, daß es eine größere Liebe giebt, die sie heilt. Unsere Liebe ist selbstsüchtig; denn sie liebt nur, um Liebe zu empfangen; aber seine Liebe liebt, auch ohne zu empfangen, ja sogar da, wo er verspottet wird.

Lieber, innigst geliebter Bruder! ich weiß, daß schon lange ein innerer Drang zum Ernste Dich beherrschte, der nach Befriedigung rang und sie vielleicht in Deiner jetzigen Stimmung fand. Aber glaube mir: das ist Dir nicht gut! Wohl soll er Befriedigung haben, aber wo anders soll er sie suchen — in dem Streben, würdig zu werden der unendlichen Liebe.

Hättest Du schon gefühlt, wie man, ganz durchdrungen von dem Gefühle der göttlichen Liebe, so ruhig und still zusehen kann dem Verluste oder Mangel alles Irdischen, wie man da lieben lernt mit einer anderen Liebe, du würdest deine edelsten Kräfte daran wenden, dahin zu kommen. Ach, alles in der Welt ist so vergänglich: die Liebe unsrer Freunde, unsrer Geliebten kann uns entrissen werden; und wie steht es dann, wenn wir keinen Tröster und Helfer haben? Auch Deine Kunst, sie verschönt Dir Dein Leben, durchwebt es mit vielen Freuden, und es ist wohl wert, ihr unsere Kräfte zu widmen. Aber keine von ihren Freuden können wir mit hinübernehmen. Denn auch sie ist ja nur ein

Geschenk des Höchsten, der es wieder zurückfordern kann. Und wären wir nicht höchst undankbar, bloß die Gabe zu lieben und nicht auch den Geber, sie zu unserer Ehre anzuwenden und nicht zu seiner Ehre? ....

Ach! höre seinen Ruf, wirf dich in Gottes liebende Arme, die er dir beständig entgegenstreckt ....

Noch eine Bitte: Sieh' meine Worte nicht als Vorwürfe an, die mir am wenigsten ziemen würden. Denn ich war ja wohl weniger wert wie Du, daß mich Gott das Glück, seine Liebe zu erkennen, schmecken ließ. Lies auch nicht mit Vorurteil, sondern mit Liebe! — Gott sei mit Dir! Deine Karoline." —

Wohlthuend mußte diese Liebe, obwohl die Beurteilung seines Gemütszustandes nicht ganz richtig war, auf den Bruder wirken; aber daß er noch nicht sich zur Klarheit und zum Frieden durchgerungen, beweist die Zurückhaltung, welche er in seiner Antwort an die Seinen bewahrt:

(21. April 1837.) „Es ist für mich sehr schmerzlich, Euch durch meinen letzten Brief Angst und Zweifel verursacht zu haben. Unterdrückt beides! Denn ich bin gesund und wohl; und was die Worte „düsteres Gefühl" anbetrifft, so meine ich nichts anderes als ein solches, als eine ernste Stimmung, welche gleichsam mit meiner Seele verknüpft ist, und weder von etwas anderem abhängt, noch darauf Bezug hat. Nur innig geliebte Eltern und Geschwister, aus Eurer allzugroßen Liebe gegen mich, der ich kaum würdig bin, entsprangen die Mutmaßungen zu einem Grunde desselben.

Meine Unschuld werde ich im Vertrauen auf Gott ferner zu bewahren suchen; denn nur mit einem reinen Herzen kann man Reines und Wahres wirken, wenn auch das Wirken nicht von langer Dauer sein kann. Täglich danke ich es dem Vater, daß er mir Eltern gegeben hat, von denen ich so innig und zärtlich geliebt werde. Euch nur werde ich meine Kräfte opfern.

Karoline bitte ich sehr, mich ferner mit Briefen zu erquicken; denn ich will trachten nach dem, was not ist ...."

Trotz der Zurückhaltung Pfannschmidts fühlen wir es diesem

Briefe, nämlich dem Schlußworte, ab, daß sein Herz für die Worte des Lebens jetzt empfänglicher geworden ist, als es zur Zeit seiner ersten Mühlhäuser Reise (1836) war, und daß der gute Same, den damals Karoline ausgestreut, nun zu keimen beginnt. Darum kann diese auch mit Freuden antworten:

„Mühlhausen, den 8. Juni 1837. Freudiger als je ergreife ich die Feder. Ach, ich weiß ja, Du hast meinen Wunsch erfüllt und mit Liebe gelesen. Der Herr öffnete Dein Herz und legte seinen Segen auf meine schwachen Worte.

Ja, mein Karl, ich habe nun zwei Leben kennen gelernt: ein Leben ohne Gott und Christus — und ein Leben mit und in Gott und Christus, und weiß wohl, daß beide zu vergleichen sind mit Nacht und Tag. Kannst Du mir es verdenken, wenn ich den geliebten Bruder bitte, die erkannte Seligkeit anzunehmen?

Doch Du hast nun selbst erkannt und wirst mit Gottes Hilfe immer mehr erkennen. Wer beschreibt meine Seligkeit, wenn ich mir denke: oben an seinem Throne begegnen und vereinigen sich eure Gebete, ihr seid nicht bloß leibliche Geschwister, sondern eure Seelen und Herzen folgen einem Zuge. Meine größte Freude wird es immerdar sein, einen freien Erguß Deines liebevollen Herzens zu empfangen .... Gott sei mit Dir!

Deine Dich liebende Karoline Pfannschmidt."

Die Sorge um den teuren Bruder läßt der treuen Schwester keine Ruhe. Ohne eine Antwort auf ihren letzten Brief abzuwarten, schreibt sie:

„Mühlhausen, den 10. Juli 1837. Mein Herz drängt und treibt mich, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, Dir zu schreiben. Es liebt ja den Bruder inniger als es aussprechen kann .... Es möchte Dir alle seine Gedanken und Gefühle, seine Ruhe und seinen Frieden mitteilen. Glücklich ist es bei Deinem Glücke und Dein Schmerz umwölket seinen Horizont.

Ach, mein Karl, es ward uns Kunde, Du schontest nicht Deines Körpers, sondern vergässest über Deiner Arbeit die Sorge für ihn. Erhöre doch das Flehen Deiner Lieben, erhalte Dich ihnen! Und kann Dich das nicht bewegen, so bedenke, daß Dein

Leib auch ein Pfand Gottes ist, daß es Deine heilige Pflicht ist, ihn so lange als möglich vor allem Schaden zu behüten. Du darfst ihn nicht verderben, sei es auch aus edlem Zwecke; denn er ist des Herrn Werkzeug, wodurch er vielleicht noch manches ausrichten wird. Kürze nicht selbst die Zeit Deiner Vorbereitung auf den Himmel ab, sondern erstarke immer mehr zu einem rüstigen Kämpfer, daß des Herrn Herrlichkeit auch an Dir offenbar werde!

Willst Du uns nicht bald erfreuen durch einen Erguß Deines Herzens? Uns verlangt in Dein geliebtes Herz zu sehen bis auf den Grund; und Du schließest es zu . . . Komm zu uns, ruhe aus bei uns von Deiner Arbeit, gesunde in dem Sonnenscheine unserer Liebe! Der Segen des Herrn sei mit Dir! Dies der Wunsch Deiner Schwester Karoline.

Meine Gebete vereinen sich mit denen Deiner Mutter, und ihre Grüße sendet sie Dir."

Solche Glaubens- und Liebesworte, die wir uns ergänzt denken müssen durch manches (noch wachwirkende) Zwiegespräch von Bruder und Schwester im Herbst 1836 konnten nicht leer zurückkommen. Unter dem Sonnenscheine dieser von oben stammenden schwesterlichen Liebe wurde auch des Bruders Herz warm und wärmer und erfüllt mit einer beseligenden Liebe zum Heilande. Nachdem er lange sich gesträubt, endlich gab er nach, und seine Seele begann zu genesen in dem Herrn, der gesagt: „Ohne mich könnet ihr nichts thun." Nun konnte er auch ganz sich der Schwester erschließen und seine innere Wandlung bezeugen:

(Juli 1837.) „Eine sehr wohlthätige Wirkung haben Deine lieben Briefe auf mich gemacht; denn ein neues, ein besseres Sein haben sie in mir hervorgerufen, das innere geistige Sein in Gott und Christus. Mir war immer, als fehle mir etwas, als fehle mir das Beste; doch ich konnte es nicht ergründen, bis Du, liebe Schwester, mich aus meinen Träumereien rissest, mir die Augen aufthatest und ein Licht anzündetest, was ich mich bestrebe, zur helllodernden Flamme auszubilden. Herzlicher Dank sei Dir dafür!

Die Natur erscheint mir noch einmal so schön, noch einmal so inhaltschwer, wie sie predigt von der Liebe Gottes gegen den Menschen auch in ihren kleinsten Teilen. Und alles dankt ihm, und der Mensch? Der Mensch wollte ihm nicht danken, wollte ihn nicht recht innig lieben und anbeten? Darum werde ich mich bestreben, im Glauben fest zu werden. Es wird zwar noch manchen Kampf kosten, und die Geister meiner Sünden nahen sich; doch gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte; und er wird mir auch Gnade bezeugen und mir vergeben.

Um ihn immer näher kennen zu lernen, lese ich täglich in seinem Buche und besuche auch des Sonntags den Gottesdienst.*) Und im Bewußtsein, daß Gott gnädig mit mir sein wird, stehe ich freudiger auf, lege mich freudiger nieder und kann noch freudiger dem holden Jüngling mit der gesenkten Fackel, wenn er vielleicht früh kommen sollte, die Hand reichen.

Schreibe mir ja bald wieder! Dein Bruder Carl!"

Freudig erregt antwortet Karoline: (4. August 1837.) „Große, unaussprechliche Freude hat mir Dein lieber Brief gebracht; und es macht mich so glücklich, daß der Herr auch die eine Last noch von dem Herzen genommen hat. Wer wollte wohl die Gnade des Herrn verkennen? Ihm wollen wir danken, so lange wir leben! Danke nicht mir, sondern ihm allein, ohne den wir nichts thun können.

Ja, mein Karl, noch manchen Kampf wirst Du zu bestehen haben, und das ist ja unser aller Los, denn ohne Kampf ist kein Sieg; aber der Herr steht Dir mächtig bei, wenn Du für seine Sache kämpfst, und großer Lohn wartet Deiner. Bei ihm sollen sich ja dereinst alle die treuen Kämpfer versammeln und sollen seine Herrlichkeit schmecken. Darum gehe freudig fort auf der betretenen Bahn, auf welcher das Gefühl der Sünde der erste Schritt ist. Denn erst wenn wir unsere Sünde fühlen (von der doch kein Mensch frei ist), werden wir uns nach einem Erlöser

---

*) Meist in der Parochialkirche bei Pastor Friedrich Arndt.

sehnen. Und er sagt ja selbst: „Ich bin nicht gekommen für die Gesunden (die sich gesund dünken), sondern für die Kranken. Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ und er hält auch, was er verheißt ....

Deine Karoline.“

Pfannschmidts Glaubensleben wurde in dieser Zeit bitterster äußerer Not gefestigt durch mancherlei Erfahrungen wunderbarer Durchhilfe des Herrn, der treuer Menschen Herzen lenkte, sich des strebsamen Jünglings in liebevoller Fürsorge anzunehmen.

Herr Franke, Professor Daege und Geh. Kabinettssekretär Büsching, ein Verwandter von Frau Daege, gewährten ihm eine Zeit lang wöchentlich je einen Freitisch. Daege und der Architekt Scheppig schenkten ihm zu Weihnachten einen schönen blechernen Malkasten mit Zubehör. Da wurden ihm von einem unbekannten Wohlthäter zehn Thaler durch Herrn Kleinschmidt zugesandt. Der auf seinen Schüler stolze Lehrer Dettmann legt einem Trostbriefe (vom 16. April 1837) einen Dukaten bei, und im Juni wird ihm von der Akademie in Anerkennung seines Fleißes und seiner Leistungen ein Preis von 25 Thalern zuerkannt. Auch kleinere Aufträge, welche ihm Stüler und Daege zuwandten, halfen ihm in großer Not.

So wird es ihm endlich möglich, den langersehnten Besuch den Seinen Mitte Dezember 1837 frohen Mutes anzukündigen.

„... Erwartet mich aber nicht zu früh, denn es kann sein, daß ich erst so kurz vor Thorschluß komme ....

Notabene: Backt für mich eine Christstolle mit, auch bitte ich ein Wachslichtlein (für die Christmette) nicht zu vergessen.

Euer unterthänigster und Euch sehr und innigst liebender Sohn und Bruder C. G. Pfannschmidt, pictor historiae.“

Dieser zweite Aufenthalt in Mühlhausen zog sich bis in den April 1838 hin. Unter elterlicher Hut und Pflege und im geistigen Austausche mit Schwester Karoline wurden Leib und Seele zu neuen Anstrengungen und Kämpfen gestärkt. Eine Komposition Christi (S. 64), die er hier entwarf und später etwas verändert seinem Meister schenkte, beweist, daß er beginnt, als seines Lebens

Aufgabe zu erkennen, mit seiner Kunst dem Heiland, den er lieben gelernt, zu dienen, indem er ihn und sein Heilswerk mit Pinsel oder Stift verherrlicht.

Was Schwester Karoline dem Bruder namentlich während dieses langen Aufenthaltes in Mühlhausen gewesen, spricht er ihr in dem Brief vom 23. Juni 1838 aus, welcher freilich auch bekundet, daß sein Glaubensleben noch etwas abhängig von seiner Schwester war, dem Werkzeuge der göttlichen Gnade, während er gleichzeitig der herrschenden Kunstrichtung und dem Zeitgeiste gegenüber immer selbständiger wurde.

(Berlin, den 23. Juni 1838.) „So oft ich von Dir Zeilen der schwesterlichen Liebe empfange, wird das Herz mir wohl und freut sich; denn ich erkenne in Dir das Werkzeug des Höchsten zu einer neuen Umschaffung des geistigen Daseins in mir. Doch schade, daß der Herr mir nicht Worte verliehen hat, Dir dies große edle Werk zu danken. Durch Gestalten, durch viele Gestalten, welche die Phantasie mir beut, könnte ich meine Gefühle ausdrücken. Doch auch sie sind zu arm, um Deinem Geiste zu huldigen, Deinem Göttlichen. Denn Du bist nicht mehr Erdenkind, Du bist hier schon Engel, weil Du den Himmel in Dir trägst und auf Deine Umgebung den Samen des Göttlichen ausstreuest. Täglich bete ich zu Gott, er möchte mich immer ähnlicher Dir machen; dann werde ich auch seinem Bilde immer ähnlicher werden ....

Nur kränkt mich eines, nämlich daß die Kunst nicht die Richtung befolgt, welcher sie bestimmt ist. Denn nicht ist sie da, um den Menschen wollüstige Gefühle zu wecken und zu nähren, um ihnen alltägliche, gemeine Sachen schön vorzutragen und mundrecht zu machen. Sondern dem Göttlichen soll sie dienen; und nur dann kann ihr Zweck erreicht werden, wenn sie das Himmlische dem menschlichen Geiste näher bringt. Diese Richtung, liebe Karoline, ist es, welche die meisten Meister nicht befolgen, nur wenige ausgenommen, die sich mit empfänglichem Herzen dem Göttlichen hingeben ..."

Die Schwester versteht es, mit feinem Takt alles Verdienst

von sich abzuweisen und sein Herz allein auf den ihnen gemeinsamen Heiland hinzulenken, zugleich auch ihn zu stärken für den Kampf wider den Zeitgeist in der Kunst.

(Mühlhausen, den 12. August 1838.) „... Wie freue ich mich, daß Du gesund und heiter Deinen Weg gehest, trotz der Steine des Anstoßes, die ja die Welt einem jeden in den Weg legt, der einem andern Ziele zuwandert. Blicke getrost auf unsern Herrn und bete zu ihm! Er hilft in allen Dingen. Aber auch Deinen Dank zolle nur ihm! Nur sein Bild schwebe Dir vor Augen; nur seine Hand ergreife, daß er Deine Schwachheit stütze! Wie kann auch ein Schwacher den Schwachen stützen, ein Blinder den andern leiten? Denn wo Licht ist, da hat es der Herr angezündet, und wo Kraft ist, da ist es seine Kraft!

Laß es Dich nicht kränken, lieber Karl, daß so viele Meister Deiner Kunst auf falschen Wegen dahinwandeln. Denn wie von allen Richtungen des menschlichen Denkens und Handelns gilt auch von dieser der Ausspruch unseres Herrn: „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und es sind ihrer wenige, die darauf wandeln ...“

Im Herbst 1838 finden wir Pfannschmidt wieder in der Heimat, namentlich um seine durch die Zeichnung der „Hussitenpredigt“ angegriffenen Augen zu erholen. Doch lange hat er bei dem erwachten Schaffensdrange keine Ruhe. Am 25. November schreibt er schon wieder von Berlin aus:

„Ich kann nicht leugnen, daß ich in der letzten Zeit in Mühlhausen große Sehnsucht nach Berlin hegte. Denn in den Armen der Liebe kann sich der Geist nur erholen, aber im Ringen mit sich selbst und dem Schicksal kann er erstarken und sich zu Großem und Gutem rüsten. Wie viele außerordentliche Thaten und Werke würden auf Erden nicht geschehen, wenn die Kraft dazu so leicht zu erringen wäre, wenn ein jeder auch in Unthätigkeit dahin gelangen könnte, wonach der rastlos Fleißige jahrelang strebt! Doch da es so schwer ist, etwas Großes zu leisten, um so mehr muß es den Menschen anspornen, sich durch Hindernisse durchzuschlagen, um zu geistiger Freiheit zu gelangen, Tüchtiges

zu wirken und nicht allein sich, sondern auch den Nebenmenschen nützlich zu werden."

Einen durch Sorgen ums tägliche Brot schweren Winter hatte er 1838 bis 1839 wieder durchzumachen. Um Heizung beiderseits zu sparen, wohnte er mit Freund Kinderling zusammen in der Luisenstraße 27, Daeges Atelier gegenüber.

Eine Wendung zu wesentlicher Besserung seiner äußeren Lage brachte ihm erst das Jahr 1839. Durch Stülers und Daeges Vermittelung ward ihm Gelegenheit gegeben, in mehreren wohlhabenden Familien Zeichenunterricht zu erteilen. Der Ertrag desselben war so reichlich, daß er noch für eine geplante größere Studienreise sparen konnte. Er begann seine Lehrthätigkeit bei einem Neffen des Dr. Chambeau, der ihm von Stüler als Schüler zugeführt wurde. Durch Daeges Empfehlung wurden ihm die Töchter des Bankiers Benicke v. Gröditzberg anvertraut. Hinzu kamen Töchter der Frau Majorin v. Forstner, ein Fräulein Sophie v. d. Marwitz, noch später die Fürstin Adelheid zu Karolat mit ihren Töchtern und Fürstin Schönburg. Welches Vergnügen ihm dieser Unterricht machte, bezeugen die Worte an Karoline (17. Februar 1839): „Recht freundliche Stunden verlebte ich öfters in meinem Lehramte; denn es sind größtenteils liebe, gute und bescheidene Mädchen, die mir wohl manchmal den Kopf warm machen, aber das Herz kalt lassen." In schelmischem Tone antwortete Karoline: „Ich freue mich, wenn Dir Dein Lehramt gefällt. Du, Schalk, willst mir Dein Herz rühmen, welches in der Nähe junger Mädchen so gar kalt bleibt? Nimm es nur in acht, daß der kleine Schelm nicht so bald seinen Scherz damit treibt."

Durch sein Lehramt trat Pfannschmidt namentlich mit der Marwitz'schen Familie in Verkehr, deren Einladung nach Friedersdorf er wiederholt folgte. Auch diese innerlich erweckte Familie ist nicht ohne Einfluß auf Pfannschmidts religiöses Leben gewesen.

Seinen Dank für die Besserung der äußeren Verhältnisse, welche ihn mit neuer Schaffensfreudigkeit erfüllte, vergaß er nicht. Schon am 30. Juni 1839 legte er seinem Briefe für die Eltern

zwanzig Thaler und für seinen Paten Julius einen Thaler bei; und mancher Brief von jetzt ab wird mit einem größeren oder kleineren Geldgeschenk für Eltern und Geschwister begleitet. Um dies zu können, ändert er die Einfachheit, ja Anspruchslosigkeit seiner Lebensweise nicht im mindesten.

Im Rückblick auf die Zeit der Not und wunderbarer Hilfe schreibt Pfannschmidt in seinen „Erinnerungen": „Ich habe die Fürsorge Gottes preisen lernen und die bewunderungswürdigen Fäden ahnen können, die er auf dem Lebenswege zieht. Diese Erfahrungen sind viel mehr wert als das Geld, welches der Wohlhabende zu seinem sorgenlosen Unterhalte braucht. Nach solchen Erlebnissen fühlt man sich als reicher Mann denen gegenüber, die nicht diese Wege geführt werden und diese hohe Freude entbehren müssen." —

Pfannschmidts Glaubensleben entwickelte sich aber keineswegs ohne Störungen und rückläufige Bewegungen, — Einflüsse eines Freundes machten sich geltend — bis es in neuen Kämpfen und Nöten Festigung und Stetigkeit erhielt. Eine solche Störung verursachte die Ordnung seiner Militärangelegenheit.

Da Pfannschmidt ohne das Zeugnis zur Berechtigung zum einjährigen Dienste das Gymnasium in der Obertertia verlassen hatte, hing die dreijährige Dienstpflicht über seinem Haupte wie ein Damoklesschwert, welches seinem Studium Gefahr drohte. Immer näher rückte die Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres, und damit der Stellungstermin. Da er keinen andern Ausweg sieht, nimmt er in seiner Ratlosigkeit zu einer Unlauterkeit Zuflucht. Er schreibt nach Haus:

(Berlin, den 15. Dezember 1838.) „... Meine Ruhe wird nur durch etwas gestört, nämlich wenn ich an das Soldatwerden denke. Das sehe ich immer wie ein großes Ungeheuer, welches mit blitzenden Augen auf mich Blicke schießt und in seinem abscheulichen Rachen die giftschwangeren Zähne zeigt ... Ich muß den Vater bitten, wenn es möglich ist, mir ein Zeugnis von Sekunda zu verschaffen .... Bekommt der Vater das erstere nicht, so muß ich andere Mittel ergreifen. Dieser Tage werde

ich auch zum Doktor gehen und über Brustbeklemmungen klagen (ohne je welche gehabt zu haben), damit er mir dafür etwas verschreibt und ich im Notfalle von ihm ein Zeugnis erhalte."

Natürlich waren die Bemühungen um das Zeugnis von Sekunda unnütz, und Pfannschmidt ließ sich noch rechtzeitig von seinem erwachten Gewissen leiten und vertraute auch diese Not dem, der Wege hat aller Wege, auch aus solcher Verlegenheit zu helfen. Am 2. März 1839 schrieb er:

„Ich bin nicht beim Arzt gewesen wegen der Atteste, werde auch nicht hingehen; denn mit unrechten Mitteln richtet man doch nichts aus am Ende, wenn es auch so scheinen möchte."

Auch seiner Schwester Karoline bekennt er seine Sinnesänderung:

„(17. Februar 1839.) Bald werde ich mich nun zum Militärdienst stellen und zwar zum dreijährigen (denselben macht man jetzt in 1¼ Jahren ab) und, im Fall sie mich nehmen, sehen, daß er mir bis zum dreiundzwanzigsten Jahre gestundet wird, weil er mir dann weniger störend sein würde als jetzt . . . Bin ich für etwas Höheres bestimmt, als ein alltägliches Leben zu führen, so erhört der allgütige Gott meine Bitte sicher, und eine dunkle Ahnung wird zur Gewißheit."

Und es wurde ihm geholfen. Der Stellungstermin kam und verlief nach Pfannschmidts Erzählung folgendermaßen:

„Wie die Schlachtschafe wurden wir auf dem Hofe rangiert. Dann zog man eine Treppe höher, kam unter das Maß, und es hieß: ‚Entkleiden!' Eine mitleidige Seele von Aufseher wies mir ein Plätzchen hinter einer Gardine an, so daß ich von der Herde gesondert war. Die Untersuchung vom Regimentsarzt war nur kurz. Er frug nach meinem Beruf. Als ich sagte: ‚Geschichtsmaler!' meinte er: ‚Malen Sie uns nur recht schöne Bilderchen!' Ich war entlassen mit dem Prädikat: ‚Zeitig unbrauchbar!'" —

Was Pfannschmidt im Anfang entbehrte, wurde ihm jetzt reichlich zu teil: anregender, freundschaftlich-geselliger Umgang, der jedoch bei allem Gewinn auch nicht ohne Gefahr für seine religiöse und künstlerische Entwicklung war. Durch Kinderling,

mit dem er ein ganzes Jahr zusammen wohnte, ward er in einen Kreis fröhlicher Studenten hineingezogen.

„Studiosus der Theologie Karl Lehmann war der eine, schreibt Pfannschmidt, der gerade Gegensatz von Franz Kinderling, sein Genosse, wenn es galt, eine Partie Billard zu spielen. Der andere war Gustav Carus, auch Student der Theologie, ernst in seinem ganzen Wesen bei einem frischen und warmen Gemüt. Mit tiefglühenden, vielversprechenden Augen war seine Gesichtsform ovaler und von frischerer Farbe als die des Kinderling. Carus war bereits kirchlich angeregt, mußte aber noch durch manche Kämpfe gehen, bis er wurde, was er jetzt ist.*) Wir haben uns noch öfter im Leben begegnet in alter Liebe und Freundschaft."

In diesem Kreise, in welchem noch zwei Mühlhäuser Landsleute, Peter und Karl Weber, auch Theologen, eintraten, hat Pfannschmidt ein harmlos fröhliches Studentenleben, wenn auch nur kurze Zeit, genossen. „Es fehlte nicht an Poesie und Gesang und bei feierlichen Gelegenheiten an einem Glase Punsch; dazu kam die lange dampfende Pfeife und der behagliche lange Schlafrock."

Doch je länger je mehr lockerte sich das Freundschaftsband zwischen Pfannschmidt und Kinderling, da beider geistige Gaben und Lebensanschauungen nicht mit einander harmonierten. Ohne Schmerz vollzog sich diese Lösung für Pfannschmidt nicht, da er Kinderling wegen vieler trefflichen Eigenschaften innig geliebt hatte. Sie war aber nötig für ihn. Denn dem ungebundenen Leben, das Kinderling führte, dessen Lebensschifflein noch nicht in seinem eigentlichen Fahrwasser angelangt war, sondern noch unstät hin und her schwankte, konnte er als Freund sich wohl nicht ganz entziehen, und daraus erwuchs ihm eine Gefahr. Daß während dieses Umganges sein inneres Leben zu kurz kam, zeigt sich auch darin, daß seine Schwester Karoline von ihm vernachlässigt wurde.

---

*) Generalsuperintendent in Königsberg †.

Diese hat auch bald die Gefahr erkannt und trifft den richtigen Punkt, wenn sie schreibt.

(Mühlhausen, den 27. Dezember 1838.) „Oft wohl las ich sonst in Deinen lieben Briefen, die mir so lieben Worte: „Bittet Karoline, daß sie mir schreibt!" Aber jetzt scheint Dein brüderliches Herz nicht mehr darnach zu verlangen. Glaubst Du noch immer, daß, wie der kalte Hauch des Winters die Fluren erstarren macht, auch bei mir alle Liebe zu Dir erstorben ist? — Hat auch die Welt schon so manche Blüte abgestreift, sind ihre Wurzeln doch fest mit dem Herzen verwachsen. Bleibe mit Deinem Blicke nicht auf der Oberfläche, suche tiefer und Du wirst nicht vergeblich suchen! Wenn Dich nach meiner Liebe verlangt, Du hast sie ja, mein Bruder. Ich freue mich ja so herzlich, wenn Du Dich freust, fühlte so gern einmal wieder den warmen Hauch Deiner Liebe. Lebe recht wohl und gedenke Deiner Karoline!"

Fast zwei Monate vergingen, bis Pfannschmidt sich entschloß zu antworten. Inzwischen war er sich über sich selbst und über Kinderling, der auch Daeges Mißfallen erregte, zur Klarheit gekommen. Endlich schüttet er seiner geliebten Schwester sein Herz aus.

(Den 17. Februar 1839): „Wenn ich Dir alles schreiben sollte, was mir so hier begegnet, was ich denke, wie ich's treibe, müßte ich Dir viele Bogen voll schreiben, da jetzt besonders viele Gefühle meine Brust durchkreuzen. Doch als ein Sklave der Zeit, kann ich Dir nur das Bemerkenswerteste anführen.

Was meine äußeren Verhältnisse anlangt, kann ich nur von Glück sagen, welches mir der gute Gott spendet. Innen ist es anders. Von allen Seiten her wird die arme Seele gedrängt und bestürmt von vielen Gefahren, aus welchen ich mich nur mit Hilfe des Höchsten retten kann.

Ich sehne mich nach einem Freunde, einem Freunde, der mich so habe, wie ich ihn haben wollte. Oft überlege ich hin und her, zähle sie mir alle vor, ob ich nicht einen von meinen Bekannten finde, der diesen Platz in meinem Herzen einnehmen könne; doch ich finde keinen. Der einzige, der es hätte sein

können, wäre Kinderling, — doch er ist es nicht. Denn bei allen seinen trefflichen Eigenschaften scheint ihm die christliche Liebe zu ermangeln, und all sein Streben mehr aus Ruhmsucht als um des Guten selbst willen hervorzugehen, — und ich muß bedauern ihn geliebt zu haben. Nichts bleibt mir übrig, als für ihn zu beten, daß ihm der Herr andere Mittel verleihe und daß er den schwindelnd schwanken Weg baldigst verlassen möge.

Je mehr ich unter Menschen komme, desto öfter wird mir unheimlich unter ihnen, und volles Vertrauen schenke ich nur wenigen. Glücklich fühle ich mich im Gedanken an die Meinigen, glücklich in Gottes sich neubelebender Natur, glücklich, daß ich Künstler bin .... Nie kehrt Zufriedenheit mit dem, was ich leiste, bei mir ein. Darum werde ich recht tief in mich gehen, um den Grund zu einem größeren Glück in mir selbst zu bauen.

Nimm es nicht übel, liebe Karoline, daß ich Dich mit dem Lesen so vieler Worte belästige. Ich wüßte niemanden als Dich, dem ich sie mitteilen könnte. Du warst mir bei dem sittlich-religiösen Teile meines Lebens ein Wegweiser, den zu folgen ich strebe; Du bist dasjenige von allen weiblichen Wesen, welchem ich meine ganze Achtung darbringe. Du bist das Bild, nach welchem ich auch einst meine Liebe wählen werde; ob ich sie finde, weiß ich nicht.

Behalte mich lieb und vertritt mir die Stelle des besten Freundes! ...

Schließlich bitte ich noch um einen Brief von Dir baldigst, und daß die Briefe, die ich an Dich schreibe, von niemand als Dir gelesen werden. Lebe glücklich!

Dein Bruder Carl Pfannschmidt."

Karoline antwortet.

(Mühlhausen, den 31. März 1839): „Einen Freund wünschest Du Dir, und ich wünsche ihn Dir auch. Es lebt sich besser, wenn zwei nach einem Ziele streben, wenn einer in Liebe des anderen Führer ist durch die oft verworrenen Wege, die uns der Herr führt. Aber sei getrost: er giebt einem jeden nach seiner Gnade, was ihm gut ist. Er hat ja verheißen: „Bittet, so wird euch gegeben!"

Wohl mag er Dir eine tiefe Wunde geschlagen haben, daß Dein Freund, den Du lieb hattest, Dich täuschte; aber deshalb lasse es Dir nicht unheimlich werden unter den Menschen! Sondern sieh es als einen Fingerzeig Gottes an, daß Du künftig tiefer suchen müssest, um den Schatz zu finden. Es giebt ja derer, die Gott lieben, noch so viele; aber sie fallen nicht immer in die Augen durch glänzende Eigenschaften, die sie zur Schau tragen, nicht durch Geist oder außerordentlichen Verstand; und dennoch ersetzt ihr Herz voll Glaube, Liebe und Hoffnung dieses alles.

Mein lieber Carl, wenn Du von mir sprichst, hüte Dich vor Überschätzung! Was ich Dir sage, ist ja nichts, wenn der Herr seine Hand nicht darauf legt, wenn er nicht den Boden des Herzens auflockert durch mancherlei Trübsal, daß es den guten Samen fröhlich aufnimmt. Und streuen wir guten Samen aus, haben wir ihn denn von uns selbst? Der Herr allein ist der rechte Säemann."

Daß Pfannschmidt jetzt wieder gefördert wurde in seiner religiösen und künstlerischen Entwicklung, ersehen wir aus folgendem Briefe an Karoline.

(30. Juni 1839): „Gott ist dein Freund und Schutz", lautet es am Ende Deines lieben Briefes (vom 9. Juni 1839); und wahrhaftig das ist er, das erkenne ich hell und klar und lasse ihn mir nicht nehmen.

Wer hätte vor vier Jahren geglaubt, als ich in die betrügerische Welt geworfen wurde, die der dumme Knabe noch gar nicht kannte, daß mich Gott mit seiner Vaterhand durch so viele Gefahren und Leiden glücklich hindurch führte und es mir nun so wohl gehen läßt? Bewunderungswürdig sind die Fäden meines Schicksals geflochten; und der Verstand steht mir öfters stille, wenn ich bedenke, wie die geringste Kleinigkeit wichtig war, meinem Streben den rechten Weg zu weisen, und wenn etwas ausgelassen wäre, dem ganzen Schicksale eine andere Wendung geworden wäre. Liebe Karoline, freuten sich alle Leute so ihres Schicksales und Berufs als ich, es müßte eine recht glückliche Welt sein.

.... Ich bin so mit Aufträgen überhäuft, daß ich ein Jahr

lang nur für Geld arbeiten könnte. Und wenn ich so fort führe, würde ich bald ein reicher Mann werden, aber kein Mensch und Künstler, der für die Wahrheit wirken soll. Deshalb lasse ich die Verdienste alle hintenan liegen, arbeite nur soviel dafür, als ich muß, und lebe meiner Himmelstochter, der Kunst. Vorderhand will ich noch ein armer Künstler bleiben. Denn bei einem solchen verweilt die Muse am liebsten. Um so sicherer, glücklicher und reicher wird die spätere Ernte werden.

Der große Gott behüte Dich durch Jesum Christum, unsern Herrn! Gruß und Kuß von Deinem Carl."

Vertrauen weckte Vertrauen. Nun hatte die Schwester des Bruders Herz wiedergewonnen, und sie, die durch ihres Bräutigams Krankheit gerade jetzt schwer heimgesucht war und nach einer Seele verlangte, der sie ihren Schmerz mitteilen könnte, fand jetzt ein liebevolles Verständnis für ihre Seelenkämpfe; und der Bruder konnte nun ihren Glauben stärken und dadurch den Segen, den er eben erst von ihr empfangen, ihr zurückgeben, ohne dadurch ärmer zu werden. Vielmehr hat ihm dieser innige Austausch mit der geängsteten weiblichen Seele neuen reichen Segen wiedergebracht.

Was Kinderling ihm nicht bieten konnte, ersetzte ihm so die Schwester. Kinderlings weitere Schicksale hat Pfannschmidt mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt und sich ihrer günstigen Wendung von Herzen gefreut.

Jener gab bald die Künstlerlaufbahn auf, da er der Erfolglosigkeit seines Strebens sich bewußt wurde. Als er seiner Militärpflicht genügt hatte, trat er auf einem Bremer Schiffe als Schiffsjunge in Dienst. Jetzt war er in seinem Elemente: bald wurde er Steuermann und Kapitän. 1848 beteiligte er sich an der vorzeitigen Gründung einer deutschen Flotte, deren Ende die gerichtliche Versteigerung war, weil ihr der Rückhalt eines einigen Deutschlands fehlte. Als dieses erstanden, erblühte auch die deutsche Marine, — und Kinderling gehörte zu ihren ältesten Kontre-Admirälen. Er lebte zuletzt in Freienwalde a. O. und starb 1895 in Berlin. —

Inniger Verkehr mit einem Herzensfreunde, wie ihn Pfannschmidt seit der Trennung von Kinderling entbehren mußte, wurde ihm bald in einer Weise zu teil, wie er ihn schöner sich nicht wünschen konnte, und zwar durch den Theologen Lampe und den Vetter Karl Kühn.

Über Lampe schreibt er nach Haus (den 25. Sept. 1839): „Seit dem Frühjahr habe ich Umgang mit einem Menschen, der mir sehr nahe steht und den ich daher innig liebe. Es ist ein Theolog Namens Lampe, aus Bremen gebürtig, einer von denen, wie man sie selten findet. Er ist ein gläubiger Christ, ein sehr tüchtiger Theolog, dem aber nicht wie fast allgemein alles außer seiner Theologie gleichgültig ist: er ist begeistert für alles was edel und schön ist, und sucht sein Wissen allseitig zu mehren, um allseitig wirken zu können, notabene in seinem Fache. Nochmals gesagt: es ist ein Mensch, den man jedem als Muster aufstellen kann. Ich wenigstens sehe keinen Fehler an ihm, muß es machen, weil ich ihm nahe stehe, so daß mein Gesicht von seinen glänzenden Eigenschaften leidet."

Doch nur bis in den August 1840 währte der rege Verkehr zwischen ihm und Lampe, da dieser Berlin verließ. Nur noch einige Male begegneten sich ihre Lebenswege. Lampe wurde Pastor in Husen bei Ossingen, dann in Steinmaur, Kanton Zürich, und starb 1883 in Zürich. Die verschieden gearteten Verhältnisse, unter denen die Freunde lebten, wirkten und sich nach verschiedenen Richtungen politisch und konfessionell entwickelten, ließen auch den Briefwechsel in späteren Jahren aufhören, da eine gegenseitige Verständigung im brieflichen Verkehr durch den Mangel des persönlichen Umganges erschwert wurde.

Zwischen Kühn und Pfannschmidt dagegen entwickelte sich gleich nach der ersten Begegnung eine innige Herzensfreundschaft, deren reger Austausch sich durch Pfannschmidts ganzes Leben zog. In Kühn wurde ihm der Herzensfreund, nach welchem er sich so lange gesehnt.

Karl Kühn, den 10. März 1813 zu Billeben in Sondershausen geboren, war von Haus aus Theologe. Nach bestandener

Kandidatenprüfung hatte er sich aber dem Studium der Philosophie zugewandt. Um Mittel zur akademischen Laufbahn zu erlangen und daneben sich auf dieselbe vorzubereiten, lebte er vier Jahre als Hauslehrer auf dem Lande. In dieser Zeit (1839) lernte ihn Pfannschmidt kennen, als Kühn auf der Reise von der Heimat nach Pommern ihn besuchte. Über diesen schreibt er nach Hause (den 25. Sept. 1839): „Er hat fast gar nichts Äußerliches, aber desto mehr Geist und Scharfsinn." Und (den 28. Okt. 1839): „Zwischen Karl Kühn und meiner Wenigkeit ist ein Briefwechsel ins Leben getreten, der für mich sowohl interessant wie belehrend und nützlich ist, nämlich über Kunst und gelehrte Sachen, wobei Karl Kühn einen merkwürdigen Grad von Geist und Scharfsinn entwickelt."

Am 13. Aug. 1839 hatte Vetter Kühn diesen Briefwechsel mit folgendem Briefe begonnen:

„Mein geliebter Vetter! Ich habe mich gefreut, daß ich einen so genialen Vetter habe, noch mehr aber, daß es auch so ein liebes Vetterchen ist; und ich wünsche nichts mehr, als ihn für immer an meine Person zu ketten und mir aus einem entfernten Verwandten einen nahen Freund zu machen . . . Jedoch muß ich dabei auf Großmut rechnen; denn was ich dagegen geben kann, wiegt leider wenig: statt des Gediegenen des eigenen Wesens habe ich nur einen Enthusiasmus, der das Große außer sich sucht und mit beiden Armen umfassen möchte. Ich habe zwar schon auf manchem Felde nicht ohne Tapferkeit gekämpft, aber keine Palme habe ich aufzuweisen, keinen Kranz errungen. Ich irre noch immer auf großen Gebieten suchend umher und habe kein Eigentum erobert, von wo aus ich sicher nach dem Künftigen schauen könnte.

Wie sehr muß ich Sie nicht da, lieber Vetter, bewundern, der Sie in einem zarten Alter den Kampf mit harten Bedrängnissen glücklich durchgekämpft und sich jetzt schon so weit in Ihrer Kunst emporgeschwungen haben, daß Sie kühn mit Ihren Werken hervortreten können und die Nachbarschaft der Meister nicht zu scheuen brauchen.

Doch werden auch Ihre Ideale noch immer unerreicht in der Ferne glänzen und Sie darum um so geneigter sein, schöne Wünsche und ein eifriges Streben für Thaten und Werke hingehen zu lassen. Aber seltsam wird es Ihnen vorkommen, wenn ich mich sogleich zum Freunde aufwerfe, der doch das innere Geistesleben teilen soll, nachdem ich kaum die äußere Bekanntschaft nach jahrelanger Vergessenheit wieder aufgefrischt habe."

Reger und herzlicher wurde der gegenseitige Austausch, als Kühn Ostern 1840 nach Berlin übersiedelte, um dort mehrere Jahre sich als Trendelenburgs Schüler dem Studium der Philosophie zu widmen. Außer den philosophischen Vorlesungen besuchte er das philologische Seminar. Nachdem er die Oberlehrerprüfung bestanden, promovierte er mit Auszeichnung als Doktor der Philosophie. 1844 habilitierte er sich als Privatdozent in Halle und las über Geschichte der Philosophie, über Logik, Metaphysik und Religionsphilosophie. In der Gegnerschaft Hegels war er Trendelenburgs Schüler, aber der Herbart'schen Philosophie zugethan.

Der Gewinn, den Pfannschmidt aus dem Freundschaftsverkehr mit Kühn damals zog, bestand hauptsächlich darin, daß er sich durch denselben über die in ihm schlummernde künstlerische Begabung klarer, in seinem künstlerischen Kämpfen und Ringen zielbewußter wurde. Als es dann galt, sich von der „Schule" frei zu machen, um die seinen Gaben entsprechende Richtung und Ausdrucksweise zu suchen — und dieser Zeitpunkt kam bald —, da stand ihm Kühn treu und selbstlos zur Seite. — Nicht gering war Pfannschmidts Gegengabe, die Kühn ihm verdankte, wie wir weiter unten sehen werden. —

Fassen wir das Ergebnis dieses Lebensabschnittes kurz zusammen: Pfannschmidt ist in Daeges Meisterschule als Künstler zu einer gewissen Selbständigkeit gefördert worden, und in unseres Herrgotts Leidensschule hat er das Gepräge eines christlichen Charakters erhalten.

Daß er an einem Wendepunkt seines Lebens stand, dies Bewußtsein spricht aus seinem Brief, den er bald nach seinem Geburtstag am 25. September 1839 nach Haus schrieb:

„Gottlob! Endlich habe ich die Kinderschuhe ausgetreten und bin mir nichts dir nichts am 15. d. M. zwanzig Jahre alt geworden ...

Das verflossene Jahr ist für mich das wichtigste von allen bisher durchlebten. Kurz nach seinem Beginn drängte ein Kampf den andern, eine Widerwärtigkeit die andere, ein Unglück das andere, so daß ich vor Bewunderung staune, wie mich der Arm des Herrn so liebend durchführte und die Qualen erleichtern und tragen half.

Doch nach Überstehung dessen nahm mein Schicksal eine entgegengesetzte Richtung und Glück folgte auf Glück, Segen auf Segen. Und wenn es auch wieder nächtig um mich herum wurde, freudiger und schöner tagte dann im Osten die Sonne; und bis jetzt lebe ich in einer fortwährenden, sorgenlosen Glückseligkeit, wo ich gar nicht weiß, wie ich dazu komme.

Glücklicher zu werden wünsche ich nicht, wohl aber besser zu handeln."

14. Sturm und Drang.

1840—41.

Des Jünglings Gefühl, daß er an einem Wendepunkte stehe, fand bald seine Bestätigung. Es genügte ihm nicht mehr, bei den erlernten Formen stehen zu bleiben. Es galt, was er von seinem Meister ererbt, um es besitzen, nun zu erwerben, indem er selbständig auf der gewonnenen Grundlage weiter baute.

Je mehr er innerlich reifte, um so klarer wurde er sich der Mängel der Berliner Schule bewußt, und um so unwiderstehlicher wurde der Drang nach Selbständigkeit, um für die erkannte Wahrheit die entsprechende Form selbst zu finden. Um diesem berechtigten Drange Geltung zu verschaffen, mußte mancher Sturm bestanden werden. Namentlich konnte nicht ohne inneren Kampf das Schülerverhältnis, in welchem er bisher zu seinem innig geliebten und hochverehrten Meister Daege gestanden, gelöst werden, zumal es ihm ein Herzensverlangen war, auch nicht im ge-

ringsten den Schein der Undankbarkeit, von welcher er sich frei wußte, aufkommen zu lassen.

Aber „Sturm und Drang" stählten die Kräfte und läuterten des Jünglings Streben wie in einem Gärungsprozesse.

Zum besseren Verständnis dieser Periode mag es angebracht sein, ein kurzes Bild des damaligen Standes der Berliner Malerschule mit Benutzung einer späteren Niederschrift Pfannschmidts vorauszuschicken.

„Die größte Schule besaß Professor Wach, dessen Schüler auch Daege war. Ihr war eigen eine genaue, strenge Zeichnung bei edler Anschauung; ein Stil, der mehr aus dem Drange nach Schönheit hervorgegangen als aus dem Streben, den jeweiligen Gedanken zum Ausdruck zu bringen; eine Modulation, die bei gewissenhafter Berücksichtigung der Antike fast zu sehr modelliert war, so daß die Einfachheit der Form litt. Die Anschauung über Kunst und Form war eine edle, wenn auch keine wahre. Karl Begas, früher den Nazarenern sich nähernd, wurde durch die Erscheinung neuerer Franzosen und Belgier fortgerissen und suchte im Besitz eines vortrefflichen Farbensinnes seine Bilder mit einer Farbenkünstelei zu malen.

Der dritte Professor, der Schüler heranbildete, war Hensel. Seine Werke zeugten von einer gewissen Lebendigkeit und einem Schwung der Auffassung, ohne die Absicht, großartig zu sein, wirklich zu erreichen.

Daege, als Schüler Wachs, folgte der damaligen Bahn. So behauptete er einmal, daß es ganz gerechtfertigt wäre, daß ein Maler, wenn er einen schönen Mädchenkopf sähe, dadurch bewogen würde, die Tochter der Herodias zu malen und als ihre Beigabe das Haupt des Johannes auf der Schüssel. Mir schien jedoch, daß der Künstler, vom tragischen Vorgang ergriffen, sich selbst das Bild in seiner Seele gestalten müsse und dann die Natur hinzunehmen, um es wahr auszugestalten.

Bei keinem der damaligen Maler konnte man sagen, daß er von einer sichern Basis aus seine Kunst entwickelt hätte wie die Münchener Schule. Es ging jeder seinen eigenen Weg. Der

Kunst dienten sie nach Goetheschem Vorbilde: sie war sich selbst Zweck. Sie malten, was vorkam, wenn es nur in das Bereich des Schönen gehörte und Herz wie Sinne schmeichelte. Sie waren jedoch fern davon, weiter zu gehen und ihre Kunst in den Dienst des Gewöhnlichen und Gemeinen zu stellen und mit absurden Effekten die niedrigen Sinne reizen zu wollen. Die höchste Aufgabe der Kunst kannten sie nicht, daß auch sie zu dienen berufen sei dem Bleibenden im Glauben und in der Geschichte, indem sie die großen Thaten Gottes predigt zum Heile des Volkes." —

In dem Schlußsatz spricht Pfannschmidt es deutlich aus, was er damals suchte, aber bei keinem Berliner Meister fand: eine Darstellung der Thaten Gottes in großem Stile, in Monumenten wie in Kirchen und Rathäusern, für das Volk zugänglich und verständlich, also eine monumentale christliche Kunst, die glaubt, was sie malt, der der heilige Gegenstand, nicht des Künstlers Können, die Hauptsache ist.

A. Die Konkurrenz.

Der erste äußere Anstoß zum „Sturm und Drang" ging aus von der für das Jahr 1840 ausgeschriebenen Konkurrenz um ein Stipendium für eine italienische Studienreise, indem der Mißerfolg ihm den Gegensatz seines Strebens und der herrschenden Richtung und eigene Mängel zum Bewußtsein brachte.

Als Pfannschmidt von Daege der Gedanke zuerst nahe gelegt wurde mitzukonkurrieren, lehnte er ab. Nach seinem Plane hätte er sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen bis zum Herbste fünf- bis sechshundert Thaler ersparen und dann eine Reise von ein bis anderthalb Jahren machen können. Beteiligte er sich an dem Wettstreit, so ging das bisher Ersparte größtenteils verloren, und dann konnte noch die Sache fehlschlagen; und die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, nach Italien zu reisen, mußte in unabsehbare Ferne gerückt werden. Daher wollte er das Sichere vorziehen und ruhig weiter arbeiten.

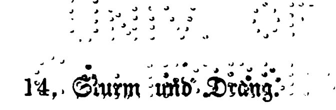
Jedoch auf fortgesetztes Zureden von seiten seines Lehrers Daege entschließt er sich, auch gegen seine Neigung sich an der

Konkurrenz zu beteiligen. Als diese bereits begonnen, rechtfertigt er seinen Entschluß Karoline gegenüber (den 23. Mai 1840): . . . „Der Hauptgrund, welcher nicht zulassen wollte, daß ich schriebe, ist, daß ich konkurriere, daß ich mich um einen Preis bewerbe, der schon vorher halb und halb, also ziemlich ganz einem andern zugesagt ist. Jedoch dieses macht mich nicht irre. Durch Daeges und meiner Freunde dringendes Zureden habe ich mich dazu entschlossen, weil ich glaubte, es Daege schuldig zu sein und in der Gewährung seiner Bitte etwas von dem Danke abzustatten, den ich ihm in so reichem Maße schuldig bin . . .

Donnerstag den 28. Mai. Himmelfahrtstag . . . . . Um halb zehn Uhr werde ich zu Arndt in die Kirche gehen. Du mußt wissen, daß der Gottesdienst in meiner jetzigen Lage das kräftigste Mittel ist, welches mich stark und aufrecht erhält; und die Klänge des Wortes tönen die ganze Woche nach, die Lasten werden leicht, und das Gemüt bleibt in einer ruhigen Stimmung, wenn auch die Phantasie oft über ihre Grenzen hinausreicht.

Ich sagte Dir, daß ich wenig Hoffnung hätte, den Preis zu gewinnen. Der Grund liegt darin, daß ein gewisser K. mitkonkurriert, welcher schon vor zwei Jahren konkurrierte, viel Protektion im Senat hat und von diesem dazu aufgefordert ist. Er ist beim Ministerium um ein Stipendium eingekommen und auf die Konkurrenz verwiesen worden — eine Menge Gründe, die in den Augen der Menschen etwas gelten und worauf der Senat zu fußen scheint! Ich habe ihm nichts entgegenzusetzen, keine Protektion des Senats, als das, was der Herr durch meine schwache Kraft schafft . . . Das einzige Glückliche, was ich Dir melden kann und mich über ihre Intriguen erhebt, ist, daß von den vier Vorarbeiten, worunter die Komposition und Farbenskizze zu dem Bilde ist, was jetzt ausgeführt wird, die Arbeiten eines gewissen Carl Pfannschmidt durchweg als die besten vom Senat erkannt worden sind, was ich nämlich von Bürde weiß, dem Adoptivsohn des Direktor Schadow . . .

Der Gegenstand, welcher jetzt in halber Lebensgröße ausgeführt wird, ist die „Rückkehr des jungen Tobias." . . . Es ist

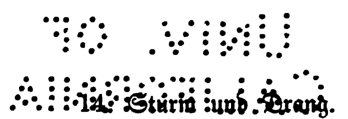


ein Gegenstand, der ganz für mich paßt. Fünf Konkurrenten sind's; ich arbeite mit zweien in einem Saale der Akademie, der durch Verschränkungen abgeteilt ist, so daß einer den andern kontrollieren kann, damit keine Besuche angenommen werden können . . .

Glaubst Du wohl, liebe Karoline, daß man einen Gegenstand wie die Rückkehr des jungen Tobias in Begleitung des Engels malen kann, während man den ganzen Tag Zoten dabei reißt und die Heiligkeit des Gegenstandes verspottet, der so durchdrungen ist von Frömmigkeit und mit derselben Frömmigkeit wiedergegeben sein will? Ich glaube es auch nicht; doch meine Nebenbuhler malen ihn, reißen auch Zoten dabei. Es ist merkwürdig. —"

Doch alle Anstrengung und Mühe blieb dem nächsten Ziele gegenüber erfolglos: der Preis ward nicht ihm, sondern dem Maler K. zugesprochen, wie man mit Bestimmtheit vorhergesagt hatte. Die großen finanziellen Opfer waren vergeblich gewesen. Etwa ein Vierteljahr hatte die Konkurrenz beansprucht; für diese Zeit mußten die einträglichen Zeichenstunden abbestellt und die Arbeiten, die ihm die Sorge ums tägliche Brot erleichtern sollten, zurückgestellt werden; außerdem verschlang die Konkurrenz hundertdreißig Thaler, die er sich mühsam für eine Reise erspart hatte. In seiner großen Bedrängnis muß er sich vom halleschen Kunstverein für das noch unvollendete Bild einen Vorschuß geben lassen. Wann würde nun die so ersehnte und nötige Reise nach Italien zur Wirklichkeit werden können? Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich daher Pfannschmidts. Erst allmählich gelang es ihm, wieder zu sich selbst zu kommen und auch in dieser Demütigung Gottes Wirken zu erkennen, so daß dieses Hemmnis ihm doch zur Förderung gereichte.

Wochen vergingen, und noch hatte er den Seinen, die in ängstlicher Sorge an ihn gedachten, keine Nachricht zukommen lassen. Erst aus der Zeitung erfuhren diese den Ausgang der Konkurrenz. Wieder ist es Schwester Karoline, welche den Schlüssel zu des Bruders verzagtem Herzen findet. Auf ihren Brief hin bricht Pfannschmidt endlich das lange Schweigen und macht seinem



Schmerzen Luft, offenbart aber auch dabei, daß er beginnt sich zu neuer Schaffenslust im Glauben aufzuraffen.

August 1840. . . . „Für Eure guten, redlichen Herzen passen keine niedrigen, ach gar zu niedrigen Geschichten. Euch würde bange hier unten werden; darum gehet ruhig und fest, den Blick nach oben gerichtet! . . . . .

Ich hatte mit den Aussichten, daß K. den Preis bekommen würde, das Bild gemalt, aber ohne Hoffnung. In den letzten Tagen der Konkurrenz sah ich die andern Bilder — —, da wurde es wieder licht in meinem Innern und eine schöne Hoffnung tagte. Doch diese Hoffnung wurde zerschellt und das herrliche Gebäude in Asche gesenkt. Meinet Ihr, das sei nicht schmerzlich? Ich ertrug es mit Geduld, weil es doch am besten sein wird für mich . . Alle edeln Leute sind erhitzt über ein solches Urteil des Senats . . . Denn wäre K.'s Bild nach meinem das beste, dann wollte ich noch nichts sagen. Aber so wetteifert es kaum mit den schlechtesten . . .

Ein so schreiendes Unrecht es ist, so bin ich doch zufrieden; denn meine Arbeit steht ehrenvoll da. Der Ausgang war des Herrn Sache, und ich freue mich über den Ausgang. Hätte ich den Preis erhalten, wäre ich vielleicht in eine Ruhe und Sicherheit versetzt worden, was meiner Kunst vom größten Schaden hätte sein können; das Herz wäre stolz und übermütig geworden. Drum ist es so besser. Das Arbeiten geht von neuem los, gründlicher; und wahrhaftig, der Herr wird sein Werk hinausführen, daß Ihr Euch wundern werdet!"

An Teilnahme und Zuspruch treuer Freunde fehlte es ihm nicht. Gerade in dieser stürmischen Zeit that ihm der Umgang mit Lampe und Kühn so wohl. „Wir haben herrliche Stunden der Freundschaft verlebt," berichtet er einmal. Auch Otto Vogel, der gerade in München weilt, sucht den Freund aufzurichten:

München, den 26. Aug. 1840. . . . „Fehlgeschossen also! Doch darum noch nicht den Kopf hängen lassen, mein lieber Freund! Hat mancher beim ersten Schuß nicht das Schwarze getroffen und ist doch ein guter Schütze geworden. Daß die Konkurrenz nicht als bestimmter Prüfstein künstlerischer Gaben dienen

kann, weißt Du so gut als ich; daß Dir nun aber die Mittel nicht zufallen, um die eben gewettet wurde, ist, was mir dabei am meisten leid thut." ...

Hierauf antwortet Pfannschmidt:

... „Auch ich lebe in Hoffnung besserer Zeiten; denn für mich ist es jetzt eine ganz unangenehme; ich schleppe mich mühsam von einem Tag bis zum andern, ohne etwas Rechtes vorwärts zu bringen. Nach der Konkurrenz habe ich wieder angefangen an meinem „Paulus" zu malen, glaubend, daß ich binnen vier Wochen fertig sei, und je länger ich daran arbeite, desto weiter rückt das Ende hinaus, und ich weiß gar nicht, wo das hin soll. Ich male mit Unlust daran, weil ich es jetzt ganz anders komponiert hätte, und ich mich gar nicht recht in meine früheren Ideen hinein finden kann. Deshalb, lieber Vogel, kannst Du Dir denken, daß es für mich nicht die glücklichsten Tage sind. Komponieren kann ich jetzt auch nicht; das Gehirn scheint mir schier ausgetrocknet zu sein.

Das Beste wird sein, wenn ich suche, sobald wie möglich das Bild zu beendigen, und nach Hause zu reisen, um Leib und Seele ein wenig zu stärken und zu erquicken, besonders da mein lieber Vogel nicht hier ist und Lampe auch Mitte August nach Bremen abgereist ist; sonst würde ich wohl mehr auf dem Strumpfe sein.

Bellermann ist aus Norwegen zurückgekehrt, frisch und gesund und beladen mit sehr hübschen Studien und einem ungeheuren Enthusiasmus für Norwegen.

Aber, liebes Vögelchen, Du hast sehr viel versäumt, denn in den letzten Tagen war es hier in Berlin sehr hübsch; ich meine die großartigen Feierlichkeiten der Einholung Seiner Majestät unseres allgeliebten Königs. Die Feierlichkeiten selbst wirst Du in der Zeitung schon so ausgeführt gelesen haben, wie ich sie Dir nicht beschreiben kann. Jedoch daß Dein Freund Pfannschmidt von morgens von sieben Uhr an herumgestapelt ist, das weißt Du noch nicht."

Es schien auch dem Senat, dem allgemein der Vorwurf der

Ungerechtigkeit gemacht wurde, das Pfannschmidt angethane Unrecht zum Bewußtsein zu kommen. Wenigstens glaubte Pfannschmidt dies darin erkennen zu müssen, daß ihn der Direktor Schadow mit K. zu Tische lud, um auch ihm ein Zeichen der Anerkennung zu geben. Jedoch verfehlte dieser Versuch seine Wirkung. Erst als der Senat 1845 dem in Rom weilenden Künstler — wohl um jenes Unrecht wieder gut zu machen — 750 Thaler als Reisebeihilfe übersandte, welcher Pfannschmidt eine wesentliche Erweiterung seines Reiseplanes verdankte, war er ganz ausgesöhnt und die Wunde konnte vernarben. Auch das Bild des Tobias war nicht vergeblich gemalt. In Herrn v. Osten aus Stralsund fand es einen Liebhaber und Käufer.

Eins aber behielt Pfannschmidt zurück von dieser seiner ersten Konkurrenz und der bei derselben gemachten Erfahrung: die Erkenntnis der großen Schattenseiten der Konkurrenzen namentlich für des Künstlers Schaffen. Und später bekämpfte er, wo er es nur konnte, das immer mehr um sich greifende Konkurrenzunwesen.

Seit einigen Jahren werden bei der Bewerbung um diesen Staatspreis keine Klausurarbeiten auf der Akademie mehr gemacht. Vielmehr reichen die jungen Künstler ihre bereits vollendeten Studienarbeiten dem Senate ein, und dieser erkennt dem tüchtigsten und würdigsten Bewerber den Preis zu. Diese Art der Konkurrenz wäre auch ganz in Pfannschmidts Sinne gewesen, da so das Arbeiten durch die Unruhe des Wettkampfes nicht gestört wird.

B. Lösung des Schülerverhältnisses zu Daege.

Die Konkurrenz hatte ihn offenbar gefördert, indem sich ihm jetzt immer klarer die Erkenntnis aufdrängte, daß er eine neue Bahn einschlagen müsse. An seinem Bilde „Paulus vor Festus und Agrippa“ kommt ihm diese seine Veränderung zum Bewußtsein. Die Arbeit, die er vor der Konkurrenz begonnen hatte, sagt ihm jetzt nicht mehr zu, und er verändert sie völlig, wie es scheint, nicht mehr im strengen Anschluß an des Meisters Weise. Er hält sie für beendet und hofft mit dem Erlös derselben seine

Schulden bezahlen und eine dringend nötige Erholungsreise in die Heimat antreten zu können. Doch Daege hält ihn hin, da er immer wieder etwas an dem Bilde auszusetzen hat. So wird es Pfannschmidt allmählich klar, daß die Methode Daeges, der des Künstlers Kämpfe auch nicht recht verstand, ihn nicht mehr zu einem befriedigenden Abschluß seiner Arbeit führen kann, er also der Schule desselben entwachsen sei; — und unter schweren Kämpfen entzieht er sich allmählich dem Einflusse des geliebten Meisters.

Die Einzelheiten dieses Vorganges lassen wir ihn selbst aus seinem Tagebuche berichten:

„Im Oktober 1840: Daege sagte mir heute, ob ich wollte eine Kopie übernehmen von Steinbrücks „Elfen", woran ich sechs bis sieben Monate arbeitete und wofür ich 300 Thaler bekäme. Doch ich werde es nicht annehmen. Die Konkurrenz hat starke Wunden geschlagen. Dann habe ich gleich, ohne davon auszuruhen und sie heilen zu lassen, den „Festus" gänzlich überarbeitet, woran ich nur mit der größten Unlust male (Gottlob, daß er in diesen Tagen beendigt ist!) — und nun soll ich wieder ein ganzes halbes Jahr hinbringen und meine edle Zeit mit Kopieren tot schlagen, daß ich dann etwas verdient hätte? — Nein, lieber will ich mich ärmlich kämpfend, das Ziel aber nicht außer Acht lassend, durchschlagen. Was würde mir das halbe Jahr nützen? Nur mehr schaden! Ich muß jetzt tapfer ringen, wenn es noch was werden soll; und der gute Vetter Kühn ist damit ganz einverstanden ... Bei mir giebt es immer und ewig Kampf und wieder Kampf, bald von außen her, bald von innen. Mühsam rette ich mich und bin beglückt, wenn ich einmal, und wenn auch nur auf sehr kurze Zeit, in der Heimat sein kann, um dort die Sonne hinter den Bergen hinableuchten zu sehen.

November 1840. Meine Anstrengung, die Leib und Seele gänzlich abgemattet hatte, ließ Daege kalt und gefühllos, und er äußerte selbst einmal, daß das Bild schon ein Mißverhältnis zwischen uns hervorgebracht, worauf ich ihm aber sagte, daß mir nicht das Mindeste davon bewußt wäre; und dann meinte er,

sei es nicht meiner Persönlichkeit wegen, weshalb ich das Bild so ausführen solle, sondern seinetwegen.

Ich fand keinen Ausweg: Schulden bis über die Ohren, Not und Qualen von allen Seiten; Daeges schroffes Betragen schreckte mich ab, so daß ich, — als das Bild auf dem Punkte war, daß ich es rechtlicher Weise abliefern konnte, und daß es durch das, was ich noch machen sollte, eher schlechter als besser wurde, — mich genötigt sah, es (in der Kiste) zuzunageln, ohne es ihm zu sagen.

Daege kommt ins Atelier, sieht die zugenagelte Kiste, ist wütend und läßt mir durch Bürde sagen: Ich sei sein Schüler gewesen, denn ich schiene seiner nicht mehr zu bedürfen. Dieser Ausspruch schreckte mich keineswegs. Denn ich hatte vorher dem Vetter meine Ahnungen darüber kund gethan, der auch dasselbe meinte, nämlich daß durch Daeges Betragen es ganz hervorleuchtete, daß er mich nicht mehr haben wollte ... Ich ging viermal zu Daege, um ihn um Verzeihung zu bitten; doch es wurde mir gesagt, er sei nicht zu Hause, und es war doch zu Zeiten, wo er zu Hause sein mußte und sollte. Ich sah daraus, daß er mich nicht sprechen wollte.

Da ich abends einen kleinen Vorschuß erhalten hatte, wußte ich nichts Besseres zu thun, als mich auf die Post zu setzen und zu den Meinigen zu fahren." —

In Mühlhausen, wo er am 7. November ankam, erfreute er sich an dem jungen ehelichen Glück seiner Schwester Mathilde Walter und nimmt teil an den schweren Prüfungen, von denen Schwester Karoline heimgesucht wurde. Der Zustand des Kandidaten Hübner hatte sich verschlimmert und Karoline schien mit ihren körperlichen Kräften zu unterliegen; denn auch bei ihr begannen epileptische Krankheitserscheinungen aufzutreten.

Hier im Kreise der Lieben begann Pfannschmidt aufzuatmen. Die größere Gemütsruhe ermöglichte es ihm, eine neue Arbeit in Angriff zu nehmen und zwar noch einmal aus dem Gebiete des Genre: „Junge Mädchen stehlen dem sich schlafend stellenden Amor die Pfeile."

Auch sah er nun klarer auf die letzte Vergangenheit zurück und erkannte, daß sein Verhalten Daege gegenüber nicht in allen Stücken zu rechtfertigen sei. Was er in erklärlicher Übereilung gefehlt, sucht er durch einen Brief an Daege vom 12. November 1840 wieder gut zu machen.

Er wies hin auf die Wunden, die die Konkurrenz geschlagen, auf die geringe Befriedigung, welche nach dieser ihm das Bild des „Festus" brachte, auf seine materielle Lage, die ihn genötigt, seine Schuldenlast auf siebzig Thaler zu erhöhen und in der letzten Zeit sich das Mittagessen zu entziehen, und ihn hinderte, den Forderungen seiner Wirtsleute gerecht zu werden, und auf sein Heimweh, das durch die Not seiner Schwester Karoline nur gesteigert wurde und schloß:

„Alles dieses brachte mich, — abgemattet an Leib und Seele — zu diesem Schritte, durch den ich selbst Ihren wohlgemeinten Wünschen zuwiderhandelte, — nicht aus Absicht, sondern mit Notwendigkeit.

Eingedenk der von Ihnen empfangenen Wohlthaten war es stets mein Streben, meinen Dank zu bezeugen; und wahrhaftig nie ging ich darauf aus, Ihre Liebe nur im mindesten zu kränken; und Sie werden sehen, daß das Ausgesprochene in meinem künftigen Leben und Handeln gerechtfertigt wird.

Üben Sie ein Werk der Gnade und verzeihen Sie mir! Kann ich darauf hoffen? Ich glaube, die Hoffnung hegen zu können; denn Gnade schließt keinen Verbrecher aus."

Bald erhielt Pfannschmidt die ersehnte Antwort durch Bürde, seinen Freund und Mitschüler, der in Daeges Auftrage schrieb:

(22. November 1840.) „Daß es Daege mit der Äeußerung, die ich verdammt war, Dir zu hinterbringen, nicht so ganz ernst gewesen ist und daß er sein Betragen darauf bald zu bereuen angefangen hat, glaube ich Dir versichern zu können. Denn schon läßt er Dir sagen: es thäte ihm leid, daß Mißverhältnisse der Art sich hätten einschleichen können, und daß er seinem Betragen gewiß eine andere Wendung gegeben haben würde, wenn Du ihm die zu spät mitgeteilte Auseinandersetzung Deiner Verhältnisse

und Deiner daraus entspringenden Gemütsverfassung früher klar vor Augen gebracht hättest. Er behielt sich aber eine mündliche Besprechung über verschiedene Punkte Deines Briefes vor, sowie eine genauere Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses. Der Eintritt in das Atelier steht Dir, wie natürlich, frei, und ich hoffe, Du wirst nach diesen Nachrichten Deinen Aufenthalt in Mühlhausen kurz abbrechen und nächstens bei uns erscheinen ...

Auf baldiges Wiedersehen hofft Dein treuer Freund und Kollege Paul Bürde."

Erfreut über diese Wendung trat er sogleich die Rückreise nach Berlin an. Nur in Halle verweilte er ein wenig, einer Einladung des Justizrats Wilke, der mit Pfannschmidt bisher namens des hallischen Kunstvereins unterhandelt hatte, folgend. Wilke zeigte ihm Halles Sehenswürdigkeiten, unter denen besonders die Ulrichskirche mit ihren Bildwerken auf ihn Eindruck machte ...

Man redete ihm zu, länger in Halle zu bleiben und den Konsistorialrat Tholuck in vollem Ornate zu malen. Doch Pfannschmidt lehnte diesen Auftrag ab; es trieb ihn unaufhaltsam nach Berlin zurück, daß dort die Versöhnung vollzogen würde. Auch reifte in ihm bereits ein anderer Entschluß für seine weitere Künstlerlaufbahn.

Über die erfolgte Aussöhnung und seine Beschäftigung im Winter schreibt er an die Eltern:

(Den 16. Dezember 1840.) „Daege empfing mich ganz freundlich wieder, und der Vorbehalt, von dem er mir hatte schreiben lassen, war eine Unterredung mit ihm, wo er mir sagte, was ich schon wußte, oder was sich von selbst verstand. Ich dankte ihm herzlich für seine Nachsicht, sprang wie ein Hirsch und malte den Sonnabend wieder frisch darauf los.

Mein „Amor" gefällt besser als ich dachte, und sie meinen alle, es wäre kein Zweifel, daß ich ihn bald verkaufe."

(Den 18. Dezember.) ... „Meine Lebensweise ist jetzt ziemlich geregelt: Mit Tagesanbruch wird angefangen im Atelier zu arbeiten; und muß ich da aufhören, so geht's nach der Akademie,

wo ich Akte zeichne bis $1/4$ auf 7 Uhr abends. Dann gehe ich nach Hause, koche einen bedeutenden Kaffee und studiere entweder Anatomie oder ich schreibe, wie z. B. jetzt, Briefe, oder ich lese nützliche Sachen, oder besuche einen Freund, deren ich keine große Wahl habe, wie Ihr wißt, nämlich die drei: den Vetter Kühn, Vogel und Bellermann. In dieser Art denke ich mich den Winter über durchzuschlagen . . ."

Trotz der Aussöhnung fühlte sich Pfannschmidt in Daeges Atelier nicht mehr wie früher heimisch, da das alte Schülerverhältnis gelockert war; und immer wieder erwachte die Sehnsucht nach einem neuen Wirkungskreis in ihm, ohne daß er schon zu völliger Klarheit kam. Charakteristisch für die schwankende Stimmung in diesem Winter ist die Beschreibung des Weihnachtsfestes 1840, die er seinen Eltern giebt:

(7. Januar 1841.) „Am heiligen Abend, an dem hier die Schenkungen stattfinden, saß ich allein in meinem Stübchen, und ich weiß nicht, ich war ganz traurig gestimmt und fast von Gefühlen, die auf mich einstürmten, erdrückt. Ungefähr waren es folgende: die Fruchtlosigkeit meines Wirkens. Ich möchte gern mit raschen Schritten vorwärts, und dann packen sie einen an allen Ecken und Enden an, halten einen auf, so daß man nur mit verdoppelten Schritten das Versäumte nachholen kann; und am Ende wird man noch an der Kehle angepackt, gekniffen und gezwickt, daß man kaum Gottes frische Luft schöpfen kann. Wie gesagt, es war mir bang zu Mute.

Im Gegensatz zu diesen zeigten sich dann wieder erhabene Gefühle, die durch das Christfest hervorgerufen wurden. Denn wer kann diese Liebe fassen, die die Pforten der Herrlichkeit vor uns aufthat, zu uns herniederstieg, um uns hinaufzuziehen? Da wurde es dann wieder Luft in meiner Brust, und ich weinte.

Während dem ich so träumte, kamen meine Wirtsleute mehreremale, um mich zu bitten, an ihrer Feierlichkeit teilzunehmen. So ungern ich mich aus meinem Zustande riß, so hat es mich doch gefreut; denn ich habe einen ganz angenehmen Abend verlebt und nur sehr bedauert, daß meine Finanzen so sehr zer-

rüttet waren, daß ich euch nicht habe eine kleine Freude machen können ....

Den ersten Feiertag früh ging ich zu Arndt in die Kirche, der eine herrliche Predigt hielt ... Gleich nach Tisch kam der Vetter zu mir. Wir kamen in ein Gespräch religiöser Art, das Gespräch wurde zum Streit, welcher von zwei bis sechs Uhr dauerte; und um nicht weiter darin fortzufahren, wurde gegessen und dann ein Schauspiel von Shakespeare gelesen.

Am zweiten Feiertage komponierte ich eine Madonna ... Als es Abend wurde, besuchten wir einige Ausstellungen; und ich ging dann wieder zu der Wohnung des Vetters mit ihm zurück in der Absicht, die übrige Zeit des Abends mit ihm traulich zuzubringen. Die Sache machte sich indessen anders.

Bei seinem Wirte, einem Lehrer am Kadettenhause, war eine ganz ausgesuchte Gesellschaft, wo ich mich auf das trefflichste amüsierte. Es wurde, was mich sehr erquickte, außerordentlich schön gesungen und dazu begleitet; und damit ich es nicht vergesse, meine Kunst fand auch da Erquickung und Nahrung. Es waren auch, wie sich von selbst versteht, Damen da, worunter aber besonders eine diejenige ist, die ich meine. Sie war so schön von Gestalt und Grazie, daß ich nichts weiter den ganzen Abend zu thun hatte, als die schönen Formen in mich einzusaugen; da kam die schöne Musik noch hinzu und versetzte mich in andere Regionen. — So ganz innig vergnügt ging ich nach Haus, sah zufällig meine Madonna an und hatte nichts weiter zu thun, als sie durchzustreichen und dann auszulöschen; so wenig entsprach sie den schönen Formen, die ich mir vorher eingeprägt hatte. — Mutter wird vielleicht wieder einmal glauben, ich sei verliebt, weil ich über die Maßen begeistert bin. Indessen es ist nicht an dem; und wenn es anders wäre, würde ich es nicht so frank und frei hinstellen, um mich auslachen zu lassen. Es ist wiederum bloße Begeisterung für die Schönheit, die daraus entspringt, weil ich Diener der Schönheit bin ...." Über seine Stellung zu Daege fügt er hinzu:

„Mein Verhältnis zu Daege ist jetzt wieder ganz gut; wir

leben friedlich nebeneinander hin. Nur meine andern Kollegen glauben, meine Einfältigkeit zum Stichblatte ihres Witzes zu nehmen. Durch die Welt sind sie abgeschliffen; die Wahrheit in der Kunst und im Leben liegt ihnen so fern, daß sie ein redliches Streben darnach für Narrheit und Unsinn halten und es auf jede Weise lächerlich zu machen suchen. Ich ertrage es, so gut ich kann, und will hoffen, Gott möge mich bald lösen aus diesen Verhältnissen, die so ohnmächtig zusammengeknüppert sind."

Von diesen Sticheleien seiner Ateliergenossen, die auch Pfannschmidts inniges Freundesverhältnis zu Kühn berührten und dazu beitrugen, die Fäden, die ihn noch in Daeges Atelier festhielten, allmählich zu lösen, erzählt er Schwester Karoline noch einiges.

(4. Febr. 1841): „Karoline, wenn Du wüßtest, wie das nagt, wie das einem an die Seele geht, wenn die Einfalt, die ich durch Gott aus der Knabenzeit in das Jünglingsalter mit hinübergenommen habe, zum Gegenstande des Spottes und Gelächters gemacht wird! Davon könnte ich Dir fast täglich aus dem Atelier Beweise geben.

Denke, heute, als Hoppe und ich allein im Atelier sind, so sagt er, als zufällig die Rede auf den Vetter kam, daß Daege sowohl als sie der Meinung wären, daß der Vetter die Ursache meiner Handlungsweise der letzten Zeit gewesen sei, (wahrscheinlich meinen sie die Zeit vor Weihnachten, die Geschichte mit dem Bild); ich würde durch ihn bestimmt, er sei die Ursache meiner frommen Ansichten (im bösen Sinne des Wortes), — kurz, sie bezeichnen den Vetter als meinen bösen Geist, der mich vom rechten Wege ablenkt, mich in unsinnigen Ideen herumschleppt. Daege hätte sogar gemeint, er würde mir sagen, ich möge den Umgang mit ihm aufgeben. Karoline, kannst Du Dir so etwas denken? Sie wollen mich bewegen, den Umgang mit dem Vetter aufzugeben! Hieße das nicht einem das Herz aus dem Leibe schneiden lebendig? Was können sie alle mir dafür geben? Zoten vielleicht? An denen fehlt es ja nicht. Das thut wehe, Karoline! Ich bitte täglich zu Gott, daß er mich herausnehmen möge. So jagt der Tag die Nacht: auf der einen Seite die herrlichsten

Sonnenblicke, und auf der andern ist's so öde, so traurig und trübe, die Brust zuschnürend."

Dabei wurde das Verhältnis Pfannschmidts zu seinem Herzensfreunde Kühn ganz falsch verstanden: der religiöse Einfluß ging nicht von Kühn aus auf Pfannschmidt, sondern vom Künstler auf den Philosophen. Dies bestätigt Kühn selbst in seinen „Erinnerungen" über jene Zeit:

„Sie (Kühn und Pfannschmidt) waren einander viel und gaben einander viel. Doch ist unzweifelhaft, daß Kühn das größere Teil des Gewinnstes hatte.

Er hatte ja wohl und entwickelte allgemeine Ansichten und Blicke und teilte sie Pfannschmidt mit, aber sein Glaubensleben bekam erst durch das Anschauen des Glaubenslebens Pfannschmidts in seiner Unmittelbarkeit und Tiefe Halt, und in der Kunst folgte er ihm bloß von Ferne und wurde von ihm emporgezogen, indem er von ihm alle Entwürfe, Gedanken und Werke desselben mit zu genießen bekam. Auch war er es, der in dem erfolgreichen, gesegneten Leben des Freundes seinen Genuß fand, während dieser wohl für die Kämpfe und Leiden des Freundes das teilnehmendste Herz hatte, aber nicht Genuß."

Diese Schilderung des Freundschaftsverhältnisses findet ihre Bestätigung in folgenden Auszügen aus Kühns Briefen an Pfannschmidt.

(Brüchter, den 15. März 1846): .... „Aber auch ich bin durch Gottes Gnade befestigt worden im Glauben, welches bei uns Gelehrten sehr schwer hält, da wir, auch wenn wir keinen Wissensdünkel haben, doch durch die Gewöhnung an das Zerlegen den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen" ....

(Halle, den 17. Mai 1846): „Ja wohl streuet der Herr Wunderblümchen auf die wirren Pfade des Lebens .... Wie manchmal ist mir ein Wort aus Deinem Munde, ein Paar Zeilen von Deiner Hand, wenn das vom Glauben erleuchtete Herz daraus sprach, ein solches Blümchen für mich gewesen, auch da schon, wo ich den Herrn in seiner Herrlichkeit noch nicht gesehen, sondern nur seinen sanften, unwiderstehlichen Zug zu ihm fühlte" ...

In seinem Drange, „seine Kraft anderswo zu erproben und auf freien Füßen zu stehen," suchte er nach einer neuen Zufluchtsstätte für sein künstlerisches Schaffen. Nach seiner bisherigen Entwicklung konnte ihm kein Ort näher liegen als München, welches durch des Cornelius Riesengeist in zwanzig Jahren eine neue christlich-deutsche Kunst hatte entstehen sehen und zu dem Mittelpunkt des neuzeitlichen Kunstlebens geworden war. Nach München sehnte sich Pfannschmidts Herz: hier hoffte er zu finden, was ihm fehlte, und wonach er strebte. Ermutigt wurde er durch Otto Vogel, der eben von dort zurückgekehrt war; und von seinem Freunde Ewald, der gegenwärtig dort weilte, erwartete er guten Rat, als er ihm Anfang 1841 schrieb:

... „Du glaubst nicht, wie ich mich aus meinem Kreise heraussehne. Ich habe gearbeitet mit Händen und Füßen, um mich herauszureißen; aber es ist mir bis jetzt nicht gelungen, und es hat weiter keinen Nutzen gehabt, als daß ich vielleicht durch das Arbeiten einige wenige Fortschritte gemacht habe .... Im Atelier habe ich keine besondere Freude mehr. Daege ist immer noch der alte, gute, brave Mensch, dem ich zu großem Danke verpflichtet bin; und eben weil ich das bin, muß ich unter seiner Leitung dahinschleichen: selbst meinen darf ich nicht; und wenn ich irgend ein Bildchen male, muß ich mich seiner Meinung unterordnen, sie mag nun zu der Sache passen oder nicht. Die Flügel werden mir von allen Seiten beschnitten, und die Kräfte, die noch vorhanden sind, zersplittert .... Kurz, mein lieber Ewald, in der letzten Zeit habe ich arge Kämpfe durchmachen müssen, und die Last drückte so auf meinen armen Rücken, daß ich mit Not noch so darüber weggekommen bin. Ich sehe wohl ein, daß ich am besten thue, wenn ich je eher je besser Berlin verlasse, um meine Kräfte anderswo zu erproben und, wenn auch nur einigermaßen, auf freien Füßen zu stehen ...

Aus diesen Gründen wage ich eine Frage an Dich: ob sich wohl in München ein Plätzchen für mich fände? Ansprüche mache ich keineswegs, wenn es nur von der Art wäre, daß man so zu sagen ein Stückchen Brot dabei hat. Es würde mir eine recht

herzliche Freude sein, wieder mit Dir vereint zu arbeiten und zu wirken, um dem weiten Ziele näher zu kommen."

Im März 1841 traf Ewalds Antwort ein. Sie lautete dahin: Pfannschmidt möge nur kommen, München sei aus vielen Gründen zur künstlerischen Ausbildung sehr geeignet; er könne mit Künstlern wie Kaulbach, Schnorr, Heß — ohne Schüler eines von ihnen zu sein, — sehr leicht in Berührung kommen und ihren Rat und ihre Hilfe umsonst und ohne Mühe haben, zumal jene Meister nicht Anstand nähmen, zu den jungen Künstlern auf ihr Zimmer zu gehen und ihnen ihre Arbeiten durchzusehen.

Zur endlichen Ausführung kam der Entschluß, Berlin zu verlassen und nach München überzusiedeln, mit der völligen Lösung des Schülerverhältnisses zu Daege durch einen Vorgang, dessen Veranlassung die Komposition „des Einzuges Christi in Jerusalem" wurde. Diesen Vorgang, den uns Pfannschmidt selbst erzählen soll, bezeichnet er in seinen „Erinnerungen" als einen Wendepunkt seines Lebens.

„An den Winterabenden oft bis spät in die Nacht hatte ich daran gearbeitet und war nun froh, die Zeichnung dem Meister Daege vorlegen zu können. Wie vor dem Gewitter die Natur schweigt, so schwieg auch Daege lange bei seiner Betrachtung. Endlich brach er los mit seinem Urteil, daß ich mich krümmen und beugen mußte. Außer wenigem, was vor ihm stand hielt, machte er die Komposition schlecht und entmutigte mich. Es war auch keine Rücksicht in Anbetracht der heißen, anstrengenden Arbeit.

Mein Mitschüler Paul Bürde konnte dieses Urteil nicht vertragen. Er ermunterte mich, die Zeichnung Schadow vorzulegen. Zögernd gab ich nach. Es bedurfte nur weniger Schritte, um dem alten Herrn unter die Augen zu treten. Wie ganz anders fiel nun Schadows Urteil aus! Er war des Lobes voll, so daß jetzt nach dem Gewitter die Sonne in ihrer erwärmenden, aufrichtenden Kraft schien. Er sagte, daß eine solche Phantasie und Charakteristik ihm noch von keinem jungen Künstler in meinen Jahren vorgekommen wäre, und führte sogar den Namen Over-

beck ins Feld. An demselben Nachmittage mußte ich die Zeichnung dem Senat der Akademie vorlegen; und einige Tage darauf lud Schadow Daege und mich zu Tische. Auch hier mußte ich die Zeichnung wieder mitbringen, und Schadow verkündete das anerkennende Urteil des Senats. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: ‚Möge ich von der göttlichen Liebe so durchdrungen werden, daß alles, was ich mache, einen lauteren und reinen Geist haucht, daß es in kindliche Seelen hineinströme! Und wenn hin und wieder eine wäre und mich verstünde und ähnliches fühlte, so würde ich beglückt sein. Wie nötig mir die Reise ist, fühle ich immer mehr; der Natur möchte ich die zartesten Kräfte aussaugen, daß sie ganz eins mit mir würden.‘

Jetzt, nach langen Jahren, erscheinen mir beide obigen Urteile in einem milderen Lichte. Daege, der strenge akademische Zeichner von fester Form, sah in der lebendigeren Form eine Durchbrechung seines Systems und wurde mißgestimmt, während gerade diese Seite den Schadow über Gebühr anzog.“ —

Doch diese Störung des einst so innigen Verhältnisses zwischen Daege und Pfannschmidt war keine dauernde. Daege hat bald in Pfannschmidt den ebenbürtigen Meister erkannt und sich der Erfolge seines Schützlings und Schülers von Herzen gefreut; und dieser hat ihm allezeit kindliche Dankbarkeit bewahrt, auch als er als seines einstigen Meisters Amtsgenosse an der Akademie wirkte. Aus dem Schülerverhältnisse war eine Dutzfreundschaft geworden. Was Pfannschmidt bei Daege gelernt: strenge Zeichnung und vollendete technische Durchführung —, hat er treu bewahrt und geübt zeitlebens. —

Es war ein wichtiger Winter, den Pfannschmidt vor seiner Münchener Reise noch in Berlin verlebte, um sich für diese die erforderlichen Mittel zu erwerben. Neben den eben geschilderten Kämpfen erfüllte ihn ein Herzensglück, das seine Seele durchglühte und erwärmte. Unter den Stürmen seines Berufes und dem Sonnenschein dieses Glückes, auf welches wir später eingehen werden, wurde er immer ruhiger, zielbewußter und kampfesfreudiger.

Zeugnis dieser beruhigten und zugleich gehobenen Stimmung,

die durch den Verkauf des „Amor" an den preußischen Kunstverein erhöht wurde, geben die folgenden Briefe:

(25. Febr. 1841): . . . „Geliebter Vater! Ich wollte gern jetzt mit Dir teilen; ich habe des Glückes der inneren Seligkeit, der ich nicht wert bin, so viel erhalten, daß sie mich alle Leiden vergessen heißt und mich stärkt, größeren Lasten und Kämpfen rüstig entgegenzugehen. Es ist eine Sommerzeit in meinem Leben, die ich aus mir in Dich hinüberströmen lassen möchte; es würde Dich dann nichts mehr betrüben . . . .

Von Freuden und immer wieder von Freuden (freilich nicht in meinem Geldbeutel) könnte ich Dir schreiben, von Gefühlen, die mich in nie geahnte Weiten tragen, von Lust zum Handeln und Wirken, daß ich rücksichtslos alle meine Kräfte aufbiete, etwas Hohes zu leisten . . . . . Meine Arbeiten sind auch bald beendigt, und Gott wird dann wohl die rechte Stunde bestimmen, wo ich mit Sack und Pack abziehe, neue Verhältnisse einzugehen, auf neue Schwierigkeiten zu stoßen, aus neuen Leiden errettet zu werden, dabei einfach und schlicht mein Leben zu erhalten, so lange es dauert" . . .

(3. März 1841): „Geliebte Eltern und Geschwister! Ein Glück jagt jetzt bei mir das andere. Nachdem der innere Mensch zum Frieden gebracht war und der Geist neuen Aufschwung bekam, so kommt auch nun das Glück von außen herein, damit es ganz vollkommen sei. Heute habe ich die Nachricht bekommen, daß der Kunstverein meinen „Amor" gekauft hat für dreißig Friedrichsd'or; also Reisegeld, um nach München zu gehen . . . . Preiset mit mir den Gott der Gnade von einem Tag zum andern und lasset nicht nach! Wie sich alle Verhältnisse in den letzten Jahren wunderbar gefügt haben, ist mir unbegreiflich. Soviel sehe ich nur, daß sich die Hand des Herrn in allem sichtbar zeigt, und ich mich ganz unwillkürlich von ihr leiten lasse.

Ist es nicht ein großes Glück, daß ich bei der Konkurrenz den Preis nicht gewann? Ich wäre, im Falle ich ihn bekommen hätte, bald von Berlin abgereist, das Glück hätte mich auf eine Zeit aufgeregt und meinen Geist etwas gehoben, um ihn desto

tiefer sinken zu lassen. Was habe ich nun? Ich habe eine nachhaltende Kraft, einen höheren, bleibenderen Schwung erhalten, den ich mit Gott hoffe bis zum Grabe zu bewahren. Und das wäre, wenn ich den Preis gewonnen hätte, alles weggefallen: also der schönste Teil meines Lebens. Außerdem habe ich in diesem Winter einiges studiert, was mir vom größten Nutzen war, und was sonst unterblieben wäre. Kurz, es konnte sich alles zu meinem Besten nicht besser fügen, als es sich gefügt hat."

Welches Ziel Pfannschmidt sich für sein Künstlerleben gesteckt, als er im Frühjahr 1841 Berlin verließ, um ihm in München näher zu kommen, vertraut er seinem Tagebuch am 27. Februar 1841 an:

„Auf alle Verhältnisse des Lebens, die der Mensch zu seinem Glücke rechnet, kann ich verzichten. Das eine, was mir am Herzen liegt, ist die heilige Sache, für die ich wirke, **die Kunst mit dem Protestantismus in Einklang zu bringen.** Ein Kinderspiel ist das freilich nicht; es will die Kraft von Männern und diese wird gar oft gebrochen."

Zielbewußter kann kaum ein Jüngling von einundzwanzig einhalb Jahren sein; und wie treu und erfolgreich hat Pfannschmidt bis zu seinem Lebensende auf dieses Ziel hingearbeitet!

C. Reise nach München.

1841.

Bis zur letzten Stunde war er in Berlin angespannt thätig, um den „Einzug Christi in Jerusalem" zu vollenden. Endlich erhielt er auch den Kaufpreis des „Amor" vom Kunstverein. Als er bei den Berliner Behörden um einen Paß ins Ausland nachsuchte, wurde ihm gesagt: da seine Militärverhältnisse noch nicht geordnet wären, müßte er sich an die Regierung seiner Heimat in Erfurt wenden. Seinen Abschied von Berlin Anfang April beschreibt er kurz:

„Von meinen Freunden Kühn, Vogel und Bellermann nahm ich den innigsten Abschied; sie hatten mich überhäuft mit Freund-

schaftsbezeugungen, und unser Band hatte sich immer enger gebunden. — Auch meine Wirtsleute*), die mich mehr als Kind des Hauses gehalten hatten, denn als einen, von dem man Vorteil zieht, sind mir sehr lieb geworden. Daß ich bei so braven Leuten wohnte, trug viel dazu bei, daß die letzte Zeit in Berlin eine so glückliche war. — Endlich saß ich denn im Postwagen, um zu den Meinigen zu fahren."

So hatte er Berlin verlassen, ungewiß, ob er je wieder dorthin zurückkehren würde.

In Mühlhausen wurde er durch die Paßangelegenheit länger aufgehalten, als er erwartet hatte und ihm lieb war. Er hatte beantragt, daß man die dritte und letzte Stellung bis nach seiner Rückkehr von München hinausschieben möchte. Obwohl ihm auf dem Landratsamt gesagt war, in sechs Tagen wäre die Antwort aus Erfurt da, vergingen drei Wochen, ohne daß der Bescheid eintraf. Dieser unerwartete Aufenthalt wirkte wieder lähmend auf Pfannschmidts Gemüt, so daß er manchmal mit Freuden nach Berlin zurückgekehrt wäre, nur um aus der peinigenden Ungewißheit herauszukommen, so sehr er auch von dem Schaden eines längeren Bleibens daselbst für sein Weiterkommen überzeugt war.

Diese Wochen benutzte er zu einer Studie nach der Natur „Wasser mit Bäumen und Erdreich, das vom Wasser ausgehöhlt ist." Auch traf er hier unerwarteter Weise eine Persönlichkeit wieder, die in Berlin noch vor kurzem als Kunstmäcen großes Aufsehen erregt hatte: den Referendar L o f f h a g e n, der von ihm bereits zwei Aquarelle besaß und ihm jetzt die Wartezeit erleichterte, indem er ihn ein Lesezeichen zur Einsegnung seiner Nichte aquarellieren ließ. Von diesem wunderbaren Manne erzählt uns Pfannschmidt noch folgendes:

„Er trat in Berlin plötzlich als Kunstbeschützer auf, bewohnte eine Parterrewohnung am Pariserplatze, fuhr mit leuchtend gelben Handschuhen in offener Equipage die Linden entlang

*) Fräulein Luise Haukwitz, ihre Schwester und Nichte in der Klosterstraße 67.

bis in den Schloßhof, stieg treppauf und treppab und fuhr wieder heim. Er legte sich ein kostbares Album von Handzeichnungen und Aquarellen an und wurde gern begrüßt von Künstlern und Kunsthändlern.

Es war ein gutmütiger, wie die Leute sagen, nobler Mensch mit feinem Benehmen. Sein Reichtum schien außerordentlich groß zu sein; steckte er doch den Trompetern, von welchen er sich ein Ständchen hatte bringen lassen, goldene Vorstecknadeln in Gestalt kleiner Trompeter an den Halskragen. Die Lust, von sich reden zu lassen, gesehen zu werden, als eine Art Komet über den Horizont hinzuschweben, sollte indes nicht allzu lange währen. Der Komet verschwand, und der Schweif von zerrütteten Vermögensverhältnissen kam nach. Das kostbare Album kam unter den Hammer. Von dem großen Vermögen blieb nur eine mäßige Rente, wovon er ohne irgend welchen Aufwand leben konnte.

So fand ich ihn in Mühlhausen, wo er einen Freund hatte, in dessen Nähe er sich auf das Assessor-Examen vorbereitete. Assessor ist er meines Wissens nicht geworden. Er war glücklich, daß er unbesoldeter Stadtrat wurde, der das Verschönerungswesen unter sich hatte. Auch so hat er geholfen und unterstützt, soweit es seine sehr mäßigen Mittel zuließen. Wie er sein Ende kommen sah, ließ er sich krank nach Berlin bringen; und hier ist er arm gestorben.“ —

Endlich am 25. April erhielt Pfannschmidt von Erfurt die Nachricht, daß ihm der Aufschub seiner Militärangelegenheit nicht gestattet sei, er sich aber ausnahmsweise in Erfurt zum dritten- und letztenmale stellen dürfe.

„Ich machte mich auch gleich auf nach Erfurt, um mich vom Arzte untersuchen zu lassen, so schreibt Pfannschmidt an Kühn. Dieser riet mir auch, daß ich nur jetzt dienen möge: ich sei gesund und würde nicht frei kommen vom Militär. In solchen Augenblicken, wo so viel auf dem Spiele steht, fließen auch die Worte eindringlicher als sonst; und so stellte ich ihm meine Lage nach der Wahrheit unumwunden vor. Er nannte mir viele Krankheiten, ob ich an dieser oder jener nicht gelitten hätte; aber

immer mußte ich es verneinen. Es mußte ihm wohl merkwürdig vorkommen, wie ein Mensch, dem sein Streben durch einen dreijährigen Dienst gänzlich untergraben wird und der nichts sehnlicher wünscht, als davon frei zu sein, dessen ungeachtet die dargebotenen Mittel nicht ergreift. Endlich entdeckte er bei einer näheren Untersuchung, daß beim Atmen ein Lungenflügel stärker als der andere und daher meine Brust schwach sei; überhaupt fanden sich noch mehrere Kleinigkeiten. Nach langem Diskurs und Untersuchen schieden wir freundlich, und er sagte mir, ich möchte mir nachmittags vier Uhr Bescheid holen beim Assessor .... Dieser sagte mir dann: ich sei wieder als zeitig unbrauchbar erklärt; und da es das drittemal sei, wäre ich vom aktiven Dienste frei!

Ich hatte nun mehr als ich wollte, dankte Gott inbrünstig und klagte mich an, wie ich nur einen Augenblick an seiner Liebe hatte zweifeln können .. Es fing sich wieder an in mir aufzuklären, und die Zukunft lag schön und freudig vor mir da." —

Nun konnte er in Seelenruhe noch Erfurts Dom besehen; einen großartigen Eindruck machte der Chor und ein Bronzerelief von Peter Vischer, „Mariä Krönung" auf ihn.

Von Erfurt aus machte er einen Abstecher nach Weimar, um die dortigen Kunstschätze kennen zu lernen, wozu ihm ein Brief seines Freundes Bellermann an den Maler Preller gute Dienste leisten sollte. Am Morgen besuchte er den herrlichen, von Göthe und dem Herzog Karl August angelegten Park, wo schon alles in voller Frühlingspracht prangte. „Da der glückliche Ausgang wieder ein wenig Licht in meine Seele gebracht hatte, so gestaltete sich die Natur wie die Menschen herrlicher," schreibt er dem Vetter. Hier in Weimar sollte er zuerst in den Bannkreis der Münchener Kunst eintreten.

Bei Preller bereitete ihm Bellermanns Brief eine außerordentlich freundliche Aufnahme. Da Preller heftigen Kopfreißens wegen das Zimmer hüten mußte, gab er einem Schüler den Auftrag, Pfannschmidt in Weimar herumzuführen. So wurde dieser zu den Malern Neher und Kögel geleitet, welche Kartons für das Göthezimmer im Residenzschlosse zeichneten. Dort fand

er das Wielandzimmer mit Prellers Bildern aus dem „Oberon" überaus schön und sah im Schillerzimmer Nehers Darstellungen aus Schillers Dramen. Vor allem Nehers Karton: „der Einzug Ludwig des Bayern," zu dem Fresko am Stadtthore in München, ließ ihn etwas ahnen von dem Geheimnis der Münchener Kunst, von welcher er für sich neue Anregung erhoffte.

Am Abend verlebte er eine herrliche Stunde bei Preller. „Ich bin ganz von seinen Eigenschaften und seinem Wesen eingenommen und innig entzückt: eine schlichte, würdige, biedere und große Seele, die so Herrliches schafft, in einer einfachen Außenseite, schreibt er seinem Vetter. Noch nie habe ich einen Menschen so schnell liebgewonnen, und noch nie nach einer so schnellen Bekanntschaft so innig Abschied genommen. Er sprach mir ganz aus der Seele."

Einen bedeutsamen Liebesdienst erwies ihm Preller. Er gab ihm einen Brief an den Kupferstecher Thäter in München mit, in welchem er diesen bat, Pfannschmidt mit Kaulbach bekannt zu machen. Auch Neher trug ihm Grüße an Maler Heß auf.

Nachdem er am 15. Mai in Mühlhausen in den Besitz des Passes, der auf drei Jahre lautete, gelangt war, konnte er am Montag den 17. Mai die langersehnte Reise antreten. Zu Fuß wanderte er über den Thüringer Wald durch Gotha nach Koburg, wo er leider seinen Freund Leben nicht antraf. Da das Marschieren ihn zu sehr angriff und er auf dem Rücken seinen schweren Ranzen zu tragen hatte, entschloß er sich, von Koburg aus die Post zu benutzen. In Bamberg wurde am Himmelfahrtstage der Dom bewundert. In Nürnberg fesselten ihn die schönen Glasfenster und Holzbildwerke der Lorenzkirche und über Peter Vischers Sebaldusgrab in der Sebalduskirche schreibt er:

„Es ist ein Reichtum der Phantasie und des Charakters, verbunden mit Schönheit, so daß es vollendet dasteht. Da sah ich erst recht, wie ich meinen Charakter befestigen muß, wie die Welt überwinden und aus mir das ungöttliche Wesen herausreißen, um etwas Gediegenes zu schaffen. Man kann ja doch nichts schaffen aus sich selbst. Größe der Kunst kann der Welt-

mensch erringen, aber die wahre Güte und Erhabenheit geht ihm verloren."

Über Augsburg wurde endlich am 23. Mai abends München erreicht. Sein erster Gang am nächsten Tage führte ihn zu Freund Ewald, den er schon zur Abreise nach Berlin gerüstet antraf, so daß er sich von ihm jedoch noch in die Münchener Verhältnisse einführen lassen konnte. —

Als Pfannschmidt das Isar-Athen betrat, war kurz zuvor ein Ereignis eingetreten, welches ganz besonders für das Münchener Kunstleben, aber auch für dasjenige Berlins von geschichtlicher Bedeutung ist. Im März des Jahres 1841 hatte Cornelius, die Seele des Münchener Kunstlebens, Bayern verlassen, da König Ludwig das Vertrauen zu ihm angesichts eines seiner großartigsten Werke, „des jüngsten Gerichts" in der Ludwigskirche wohl infolge mißgünstiger Einflüsterungen (nach Ernst Förster) verloren hatte. Er war einem Rufe Friedrich Wilhelm IV, dem er seine Dienste zur Verfügung gestellt, nach Berlin gefolgt, um mit jugendlicher Elastizität neue große Aufgaben auf allerdings für ihn weniger günstigem Schauplatze in Angriff zu nehmen.

Doch schreibt Pfannschmidt, „man lebt noch frisch in der Luft, die Cornelius umgab; und vom hohen Gerüst in der Ludwigskirche, das Cornelius eben verlassen, sah man den großartigen Gestalten aus nächster Nähe in die Augen."

Hier in der Ludwigskirche vor allem fand er, was er suchte: eine monumentale christliche Kunst, welche im Anschluß an große, dem Volk zugängliche Monumente, die Heilsthaten Gottes als Selbstzweck, nicht bloß als Mittel für einen andern ihnen übergeordneten Zweck zu verkünden strebte. Uber den ersten Eindruck der Münchener Kunst, deren Studium er die Vormittage widmete, während er des Nachmittags zu Haus arbeitete, schreibt er seinen Eltern:

(Den 30. Mai 1841.) „Das, was ich in München finde, entspricht ganz den Zwecken meiner Reise. Etwas Näheres kann ich Euch noch nicht schreiben, da ich von der Masse des Schönen erdrückt werde und mich selbst erst mühsam darunter hervorziehen muß . . ."

Neben den Werken des Cornelius übten die alten Meister, deren Gemälde in der Pinakothek vereinigt sind, nicht minder ihre Anziehungskraft aus. Jedoch die Fülle der überwältigenden Eindrücke und die große Kluft zwischen seinem Können und dieser Kunst, die allein ihn seinem Ziele näher führen konnte, wirkten zuerst niederschmetternd und führten einen länger andauernden Zustand herbei, den er selbst als künstlerischen „Katzenjammer" bezeichnete. In seinem Tagebuche lesen wir:

(Den 2. Juni.) „Heute kam ich nach Haus von der Pinakothek ganz niedergeschlagen. Denn wahrhaftig zu groß ist das, was ich zu erreichen habe, wenn ich etwas erreichen soll. Wenn ich da sehe die gehaltvolle Tiefe und scharfe Charakterzeichnung eines Albrecht Dürer und mehrerer bei kindlichem Gemüt, — Farbe und Leben des van Eyck und die unerreichbare Hoheit des Rafael, da wird mir bange zu Mute, und ich möchte die Segel streichen. Doch was würde es mir helfen? Es treibt mich fort, ich muß weiter, ich mag wollen oder nicht. Der Herr sandte mir schon früh Kämpfe, und als Knabe von fünf Jahren stand ich schon mit einem Fuße im Grabe. Je weiter die Fortschritte, je größer der Kampf. Und nun wacht wieder die Sinnlichkeit auf, und die Natur will ihre Rechte, die das Christentum unterdrücken muß und kann, freilich nur durch die Kraft Gottes. Der Teufel kann nicht leiden, daß die Seele im Reinen, Schönen und Großen sich ergeht, er greift beißend dazwischen. Gott möge mir helfen auf meinem schweren Gang!

Ich wollte diesen Nachmittag malen, aber vergeblich; ich mußte alles wieder fortwischen ... Was mich das jammert, wenn ich so ansehe, was ich mache, und es immer noch nicht weiter will! Manchmal kommt es mir gar vor, als wäre ich immer so weit gewesen, als ich jetzt bin. Wäre doch der Vetter hier, von meinen Freunden der erste! Es würde Linderung geben."

(Den 6. Juni.) .... „Bis jetzt ist es immer noch nichts. Zuerst, daß ich selbst ein anderer Mensch würde! .... Mein Glaube steht auf noch sehr schwachen Stützen und mein Thun ist eitel.

Es giebt noch eine Größe, die zu erringen wäre: geistige Frische und Lebenswahrheit, dabei erhaben, fromm und tief. Das ist freilich ein weites Feld bei schwachen Kräften. Der Cornelius ist gewaltig und groß, doch nicht erhaben, und alle feineren und zarten Gefühle gehen ihm ab, es sei denn das Gefühl einer feinen, üppigen Sinnlichkeit."

(Den 17. Juli.) „Gott gebe, daß auf meinen künstlerischen Katzenjammer eine neue bessere Zeit komme! Denn wie es jetzt steht mit mir, mit meiner Kunst, so kann es nicht bleiben; das sehe ich wohl. Und Gott wolle Mittel geben, daß es anders werde! Denn hoffentlich ist mir der Gang zum Wahren und Guten noch nicht verschlossen." —

Als Pfannschmidt dieses letzte Wort schrieb, war ihm bereits ein Mittel gegeben, das ihn auf den rechten Weg leiten sollte; ja, er hatte diesen Weg schon beschritten, obwohl es ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen war. Dieses Mittel wurde ihm in einem Rat, den ihm Kaulbach gegeben und er selbst seit Wochen zu befolgen sich alle Mühe gab.

Prellers Brief an Thäter hatte die Wirkung, daß dieser mit Pfannschmidt zu Kaulbach ging. Sie trafen den Meister kurz vor seinem Atelier, als er gerade mit Frau und Töchterchen ausgehen wollte, so daß Pfannschmidt ihm zunächst nur vorgestellt wurde. Kaulbachs Erscheinung hatte gleich bei dieser ersten Begegnung viel Fesselndes für ihn. Er schreibt: „Man hatte mir den Kaulbach immer geschildert als einen kränklichen, launischen, düsteren Menschen, und nur hin und wieder wollte man das Gegenteil behaupten. Durch unmäßiges Arbeiten ist sein Körper allerdings schwächlich, sein Geist zart gebildet, sein Auge lebendig und durchdringend."

Am 7. Juni nun durfte er den Kaulbach zum erstenmale in seinem Atelier besuchen, wo er einen kleinen Karton und einen angefangenen größeren von der „Zerstörung Jerusalems" sah. Über Kaulbachs Werke schreibt er: „Um nicht viele Blätter über ihre Schönheit vollzuschreiben, läßt sich nur sagen, daß sie so vortrefflich sind, wie sie nur irgend menschlicher Geist und mensch-

liche Hand zu malen im stande sind .... Seine Malereien sind von einer solchen zarten Farbe, daß sie den Arbeiten der besten Koloristen an die Seite gesetzt werden können."

Mit großem Interesse sah Kaulbach Pfannschmidts mitgebrachte Arbeiten und sagte ihm unumwunden streng die Wahrheit: Das wichtige Urteil hat Pfannschmidt in sein Tagebuch eingetragen:

„Bei meinen Kompositionen überhaupt mangele es an Stil. Sie könnten mehr zusammengefügt sein, ohne die Absicht sehen zu lassen. Öfters sei die Gewandung dürftig, etwas genreartig, und der Einfluß der Düsseldorfer — obwohl ich mehr Gaben hätte als sie alle — sei nicht zu verkennen: sie hätten schon viel Unheil angerichtet. Ich hätte wohl gethan, daß ich von Berlin fortgegangen wäre, denn auf dem Punkte, da ich wäre, könnten sie mir dort nichts helfen.

Er riet mir, den Cornelius in seinen Werken unablässig zu studieren, der freilich, wie alle Reformatoren in dem, was er gewollt, zu streng sei und daher eine rauhe Außenseite habe. Aber der Grundton in seinen Gewandungen und in dem Zusammenfügen des Einzelnen zum Ganzen sei so überaus schön, daß er sogar den Rafael darin übertroffen hätte.

Die Auffassung des Christus (in der Komposition des Einzuges Christi) gefiel ihm nicht. Er wollte ihn segnend haben, (damit kann ich nun nicht übereinstimmen). Das Motiv des Palmenstreuens und Tücherausbreitens müsse besser hervortreten. Der „Amor", der gemalte Akt und eine Landschaft, die ich in Mühlhausen gezeichnet habe, gefielen ihm sehr. Er versicherte mir zu mehrerenmalen, daß ich bei Schönheitssinn und Zartheit viel Talent besäße.

Ich möge fleißig die Bibel studieren und mehr in ihren Geist einzudringen suchen; und ob ich nicht nach Italien wolle, das würde mir gut sein.

Er hat mich auf eine sehr liebevolle Weise eingeladen, recht bald, ja recht bald wieder zu ihm zu kommen."

Erfreut und ermuntert auf der einen Seite, aber auf der andern einen neuen ungeheuren Berg vor sich sehend, verließ er

Kaulbachs Atelier. Die begonnene Skizze eines Christus wollte er vorderhand nicht weiter malen. Sogleich beginnt er mit Ernst die Bibel, insonderheit das Alte Testament, zu studieren und bei schönem Wetter Landschaften zu zeichnen, um sich auch von außen her Erquickung und Anregung zu verschaffen. Auch von Kaulbachs freundlicher Einladung machte er Gebrauch.

Unterm 3. Juli lesen wir von einem zweiten Besuch bei dem Meister: „Ich zeigte ihm wieder neue Kompositionen, und er meinte: obgleich ich viel Schönheitssinn hätte, so sei die Schönheit, wie sie sich in meinen Bildern zeigte, nicht die rechte. Man sehe zu sehr, was die Leute thun sollten; daher sehe es öfter aus wie die Bewegungen, die die Modelle machten. Ich solle mein Talent zur Kraft wenden, bisher hätte ich es mehr zum Weichlichen gewandt.

Was ich also zu thun habe ist ungeheuer, daß ich kräftig werde. Denn nichts ist mir widerlicher als Weichlichkeit; und es durchrieselt mich, wenn ich denke, daß in meinen Sachen etwas Weichliches sein solle.

Wenn einer in den Bock gespannt ist, und er mag arbeiten, wie er will, um sich der Bande zu entledigen, so werden seine Muskeln schlaffer. Ist er aber der Bande frei, so wird das Arbeiten sie stärken. Vielleicht ist es mit mir auch so, nachdem ich frei und leicht nun dastehe."

Da Kaulbach Pfannschmidts Eigenheit, ihre Stärke nnd Schwäche und das ihr entsprechende Gebiet mit wunderbarer Klarheit erkannt hatte, konnte sein Rat ihm ein Wegweiser werden, von dem er sich in dieser für seine künstlerische Entwicklung kritischen Zeit hat leiten lassen. Später pflegte er diesen Rat kurz zusammenzufassen in die Worte: „Studieren Sie fleißig die Bibel und den Cornelius!"

Neben dem Bibelstudium, das ihn zu fortlaufenden Kompositionen aus dem Alten Testament anregte, ließ er vor allem des Cornelius Werke in München auf sich wirken. Freilich machte damals noch, wie wir aus seinen ersten Aussprüchen über die Eindrücke der Kunst beider ersehen können, Kaulbach einen tiefer-

gehenden Eindruck auf ihn als Cornelius, so daß er des ersteren Bescheidenheit rühmt, daß er ihn auf den letzteren hingewiesen, „da dasselbe bei ihm in der schönsten Vollendung dastehe.“ Sein Auge war in Daeges Schule an anmutige Formen gewöhnt und fand diese mehr bei Kaulbach als bei Cornelius. Je länger je mehr trat aber der Einfluß des ersteren hinter den des letzteren zurück; Kaulbach, in dessen Werken Pfannschmidt zunächst mehr Anknüpfungspunkte vorfand, war ihm ein Führer zum Cornelius geworden, dessen Geistesschüler er sich später nennen konnte. Trotzdem ist es nicht zu verkennen, daß, was Cornelius ihm nicht bieten konnte: größere Formenschönheit, Naturwahrheit und Farbenharmonie, er dieses bei Kaulbach fand und zum guten Teile bei ihm auch später lernte.

Es war nicht leicht, alle in München erhaltenen Anregungen und Eindrücke innerlich zu verarbeiten und selbst zur Klarheit und Ruhe zu gelangen. Daher wollten auch die alttestamentlichen Kompositionen nicht recht fortschreiten, und Pfannschmidt mußte Erfrischung und Stärkung für Seele und Geist suchen in der Natur. —

Im Monat Juli durchwanderte er während mehrerer Wochen Tirol und machte eifrig landschaftliche Studien. In dem lieblichen Partenkirchen weilte er neun Tage in Gemeinschaft des Genremalers Karst. In Innsbruck bewunderte er die Bronzestatuen des Maximiliandenkmals in der Franziskanerkirche und erfreute sich an Kochs Gemälden im Ferdinandeum „Macbeth und die Hexen“, „Ruth und Boas“ und „Orpheus“. Durch das Wippthal marschierte er über den Brenner bis Sterzing und wandte sich von dort in das Passeyerthal an Hofers Haus vorbei nach Meran, wo er Schloß Tirol erstieg. Der Etsch folgte er nach Bozen. Den Rückweg schlug er durch das Eisack- und Zillerthal ein.

Ende Juli kehrte er nach München zurück mit einem reichen Schatz von durchgearbeiteten Landschaften, von denen er „Schloß Zenoberg bei Meran“ und „Aus dem Zillerthal“ später als Ölbilder ausführte. Jedoch die erhoffte Wirkung der Reise trat

zunächst noch nicht ein. Niedergeschlagenheit bemächtigte sich wieder seines Gemütes, das wohl auch unter dem feuchten Klima Münchens litt. An Karoline schreibt er:

(Den 31. Juli 1841.) „Das Schöne und Große in der Kunst wie die gewaltige Natur erdrücken mich, passen nicht in meinen armen Kopf; das schmerzt mich. Deshalb traure ich und komme nicht zur Ruhe, weiß nicht recht, was ich anfangen soll...

Die Tage, da ich so unbewußt und zugleich keck nach dem goldenen Ziele haschte, sind vorüber. Die Schwere dessen, was kommen muß, daß ich etwas werde, ruht auf meiner Schulter, und bis jetzt weiß ich keinen Ausweg; meine Phantasie ist schlafen gegangen ....

Es ist gut, daß ich nach München gegangen bin, wo ich so recht einsehen gelernt habe, daß ich nichts kann — der Anfang zu einem Besserwerden."

Seinem Vetter Kühn teilte er mit, daß er nach vier bis acht Wochen München verlassen müsse, weil er dann nur noch so viel Mittel habe, um die Rückreise antreten zu können. Doch jenem will es nicht in den Sinn, daß er schon so bald München wieder verlasse, weil er einen längeren Aufenthalt für so wichtig hält. Diesen dem Freunde zu ermöglichen, ist er in seiner selbstlosen, opferfreudigen Liebe entschlossen. Er sendet ihm fünfzig Thaler mit folgendem Geleitschreiben, das uns zeigt, welch ein Verständnis er für Pfannschmidts künstlerische Entwicklung hat.

(Den 20. August 1841.) „Mein Teurer! Nicht mehr schneidet Dein Schifflein mit strotzenden Segeln durch die volle Flut, sondern es gilt auf feindlichem Elemente sich zu halten und widerwärtigen Sturm zu besiegen. Nicht mehr schwingt sich der Geist durch ungemessene Räume dem unendlichen Ziele entgegen, sondern er hält an und blickt rückwärts, ob er auch auf rechter Bahn ist. Nicht mehr hebt ihn das stolze Bewußtsein des Gelingens leicht empor und treibt ihn frisch vorwärts, sondern inne gewordene Mängel drücken nieder und das Verfehlte klammert seine Fesseln an, und das, was noch unerreicht sich vor dem Blicke ausdehnt, scheint nun nie und nimmer erreichbar.

Auch solche Zeiten müssen kommen, soll es mit uns gut werden. In solchen Zeiten bewährt sich der tüchtige Geist; denn er hält aus, wenn auch das Gefühl des eigenen Nichts noch so niederdrückend ist, wenn auch das Ziel jenseits aller Möglichkeit hinauszurücken scheint . . . .

Ich war bei Deinem Briefe, der die Spuren des niedergedrücktesten Gefühles an sich trägt, ganz ruhig und gab mich durchaus der Hoffnung hin, daß Dein Geist sich gar bald wieder mit neuer Kraft und frisch beseeltem Mute emporschwingen werde, wenn er nur erst der Mängel, deren Bewußtsein ihn jetzt mit voller Frische drückt, Herr geworden ist.

Nur das machte mir nicht geringe Besorgnis, daß auch die äußeren Umstände sich vereinigten, Dir Deine Lage zu verbittern, ja Deine Existenz in München unmöglich zu machen . . . Darum dachte ich darauf, Dir Geld zu verschaffen . . . Ich sende Dir fünfzig Thaler, da ich gegenwärtig trotzdem noch über sechzig Thaler zu gebieten habe und also dadurch durchaus nicht in Verlegenheit gerate . . . . Auch rechne diesen Dienst nicht höher als er wirklich ist. Wir wollen überhaupt wie Brüder leben, und wie wir es in Berlin zusammen hielten, auch fernerhin halten. Ich weiß wohl, daß Du damit noch nicht weit langen wirst, aber Du darfst darauf rechnen, daß Du, wenn es nötig sein wird, zu Neujahr wieder ebensoviel erhalten sollst . . . .

Das aber steht fest: Du mußt durchaus jetzt in München aushalten . . . ."

Doch des Vetters Geldbrief traf den Herzensfreund nicht mehr in München, konnte also seinen wohlgemeinten Zweck nicht erfüllen. Ende August hatte dieser München verlassen, an demselben Tage, als der Geldbrief ankam.

„Ich hätte jauchzen mögen," schreibt er am 29. August in sein Tagebuch, „als ich München im Rücken hatte mit seinen Kunstschätzen, die mir großes Leid brachten. Gott gebe, daß ich in Berlin ruhig und ernst weiter arbeiten kann; denn so kann es auch nicht bleiben, wie es jetzt war." —

Zunächst macht er noch einen Abstecher ins Gebirge und

zwar ins Salzburgische. Eine ganze Woche verweilt er in dem Eldorado der Landschaftsmaler, **Branneburg** im Innthal, wo das Volk singt:

„Zachner sind lust'ge Leit',
Zachnen zum Zeitvertreib,
Haben brav Geld im Sack',
Rauchen Toback."

Pfannschmidt schreibt von dieser Gegend: „Branneburg mit seinen Umgebungen ist so reich und verschiedenartig an landschaftlichen Sachen, wie ich auf meiner Reise durch Tirol nichts derart gesehen habe, besonders auch in Hinsicht der Baumgruppen ... Die Schönheiten sind hier unerschöpflich; und es ist zu bewundern, wie auf einer Gegend so viel zusammengedrängt ist. Dabei ist die Gesellschaft der Künstler, die sich hier aufhalten, sehr interessant und unterhaltend."

Von hier ging's an den Chiemsee, weiter nach Reichenhall, Berchtesgaden, Salzburg. Gegen 47 größere Landschaften, namentlich von Branneburg, sind Zeugnis des Naturstudiums auf dieser zweiten Tiroler Reise. —

Über Prag gelangte er in den ersten Tagen des Oktober wieder in Berlin an. Von hier aus schreibt er in die Heimat:

(Den 3. Oktober 1841.) „Nach langem Umherirren bin ich nun endlich wieder zur Ruhe gelangt. Die Reise im Gebirge war außerordentlich verschiedenartig und interessant, und zuletzt sehnte ich mich denn doch nach meinem lieben Berlin zurück, an das ich auf so mannigfache Weise gekettet bin, und das mir darum meine zweite Heimat ist."

So kurz der Münchener Aufenthalt gewesen, ist er doch für Pfannschmidt von einschneidender Bedeutung geworden. Er selbst bestätigt es später in einem Lebenslaufe, den er der Berliner Akademie überreichte, als sie ihn 1855 zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt hatte:

„Im Jahre 1841 übte eine Reise nach München, wo ich die Werke des Direktor von Cornelius sah, einen wesentlich umwandelnden Einfluß auf meine Kunstrichtung."

Überdrüssig des Romantischen und Genrehaften, welches er bisher mit besonderer Vorliebe in seinen Bildern gepflegt, statt dessen begeistert für eine monumentale christliche Kunst, im Bewußtsein seiner Schwächen, aber mit einem für die Natur geschärften Auge und im Besitze von Kaulbachs Rat: „Studieren Sie fleißig die Bibel und unablässig den Cornelius!" — wahrlich reich beladen kehrte Pfannschmidt von seiner Münchener Künstlerfahrt heim in sein altes Berlin, um nun im Geiste der Münchener Kunst weiterzuarbeiten.

Und hier ging es ihm, wie es den meisten Menschen geht: Ihre Heimat haben sie erst recht lieb, wenn sie dieselbe einmal verlassen hatten. War ihm doch Berlin nun noch wertvoller geworden, seit Cornelius es zur Stätte seiner Wirksamkeit erkoren.

Für die monumentale Malerei, die ein Cornelius neu belebt hat, war Pfannschmidt in München gewonnen. Hier hatte er erkannt, daß jene das Mittel sei, das er gesucht zu einer auf weitere Kreise wirkenden Darstellung der großen Thaten Gottes; und freudig stellte er sich nun mit allen Kräften in ihren Dienst, indem er ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen suchte, ganz im Sinne Karl Schnaases, der einmal sagt (Chr. Kunstblatt 1862, S. 107): „Es ist das der große, lange nicht genug gekannte und gewürdigte Vorzug der monumentalen Malerei, daß sie, indem sie sich den architektonischen Raumbeschränkungen unterwirft, von den Fesseln des Kleinlebens befreit ist und direkt nach dem Ausdrucke des geistigen Inhalts streben kann."

15. Freskomalerei am Berliner Museum unter Cornelius Leitung.

1842—1844.

Wollte Pfannschmidt sich in den Dienst der monumentalen Kunst stellen, so war es wichtig, daß er sich die Technik des Malens al fresco aneignete. Die günstigste Gelegenheit dazu sollte sich ihm in Berlin bald darbieten in der Mitarbeit an den

Fresken des alten Museums, die ihm außerdem zu engen Beziehungen mit Cornelius und vor allem mit dem Maler Hermann verhalfen.

Am 22. April 1841, in demselben Monat, in welchem etwa zwei Wochen zuvor Pfannschmidt seine Münchener Reise angetreten hatte, war Peter von Cornelius aus München in Berlin eingetroffen.

Noch waren Friedrich Wilhelms IV großartige Pläne leider nicht so weit vorbereitet, daß dem Cornelius eine seiner Bedeutung würdige Aufgabe, welche ihm später in den Arbeiten für das geplante Kamposanto wurde, übertragen werden konnte. Zunächst mußte Cornelius sich begnügen, das Testament seines Freundes Schinkel, der an einem unheilbaren Gehirnübel dahinsiechte und am 9. Oktober 1841 starb, ausführen zu helfen. Der König hatte nämlich beschlossen, den Schinkelschen Bauwerken: Schauspielhaus, Königswache, Schloßbrücke und Museum den von ihrem Meister geplanten Schmuck zu verleihen.

Dem Cornelius fielen nun die Freskomalereien in der Vorhalle des Museums zu, welche nach Schinkels durchgeführten Entwürfen die Entwicklung der Weltkräfte und des menschlichen Geisteslebens in mythologischen Gestalten darstellen sollten. Zugleich war diese umfangreiche Arbeit dazu bestimmt, junge Künstler in der für Norddeutschland noch fremden, in München durch Cornelius neubelebten Freskomalerei heranzubilden, um sie für geplante größere Aufgaben tüchtig zu machen. Dieser Gesichtspunkt bestimmte wohl vor allem den Cornelius, die Ausführung fremder Kompositionen zu übernehmen.

Als „Feldhauptmann" der heranzubildenden jungen Künstlerschar wurde von Cornelius aus München Karl Heinrich Hermann berufen, der ihm dort zuerst als Schüler, dann als Freund und Mitarbeiter lieb und wert geworden. Diesem Rufe folgte Hermann 1841. Nach einer Prüfung des Planes erkannte er sofort die großen Schwierigkeiten, „diese lang ausgedehnten Kompositionen mit ihrer poetischen Farbenwirkung in dem einfachen und so strengen Material des Fresko wiederzugeben" und

diese Arbeit mit noch völlig ungeübten jungen Kräften in Angriff zu nehmen. Auch bezogen sich seine Bedenken auf das Material. Als man ihm auf seine Bitte die Verantwortung für das Gelingen des Werkes nicht abnehmen wollte, übernahm er die Leitung nur nach der amtlichen Zusicherung, daß in der Staatszeitung eine Erklärung herbeigeführt würde, welche keinen Zweifel darüber ließe, daß es sich zunächst nur um einen Versuch handle.

Als Pfannschmidt Anfang Oktober nach Berlin zurückgekehrt war, besuchte er den Maler Hermann, um ihm Grüße von dem in weiten christlichen Kreisen geliebten Mühlhäuser Kaufmann Julius Hübner zu bringen und sich für die Museumsarbeit zur Verfügung zu stellen. Doch konnte ihm von Hermann noch keine bestimmte Zusage gegeben werden, da Cornelius gerade in London weilte.

Noch ein Vierteljahr war Pfannschmidt auf sich selbst angewiesen. Dieses benutzte er zur Ausführung der beiden oben erwähnten (S. 127) Tiroler Landschaften, die der preußische Kunstverein erwarb.

Die größere Ruhe in der gewohnten, liebgewordenen Umgebung, die Bekanntschaft mit Hermann, die Erneuerung der alten Freundschaft mit Daege, die Hoffnung auf den Eintritt in des großen Cornelius Schule — halfen dazu, die durch München verursachte Niedergeschlagenheit in eine gehobene Stimmung aufzulösen, so daß die Frucht jener Gärungsperiode reifen konnte. In der Wartezeit schreibt er an Karoline:

(Den 17. November 1841.) „. . . Gott sei Dank, es wird wieder besser mit mir, mein Gehirn wird wieder leichter . . . . außerdem habe ich, was aber unter uns bleibt, Aussichten künftiges Frühjahr beim Freskomalen am Museum mit teilzunehmen.

Mit dem Maler Hermann aus München bin ich bekannt geworden: er ist ein ausgezeichneter Mann und der ausführende Teil von Cornelius . . . .

Auch mit Daege stehe ich auf sehr freundschaftlichem Fuße; er beweist sich sehr teilnehmend und liebevoll . . . . Ich arbeite jetzt ganz für mich; nur wenn Daege etwas für mich zu

thun hat, male ich in seinem Atelier, wofür er mir Diäten bezahlt.“ —

Hermann erwiderte Pfannschmidts Besuch und lud ihn mehreremale ein, zu ihm zu kommen, so daß sich bald ein lebhafter Verkehr zwischen beiden Künstlern entwickelte. Hermanns Aufforderung jedoch, den Cornelius nach seiner Rückkehr aus England zu besuchen, Folge zu leisten, zögerte Pfannschmidt, um nicht den Schein zu erwecken, daß er sich zur Sache dränge.

Zufällig traf er in der Gemäldegalerie des Grafen Raszinsky mit diesem und dem Cornelius zusammen. Als der Graf Pfannschmidt vorstellte, begrüßte ihn Cornelius mit den Worten: „Ich kenne Sie! Besuchen Sie mich!“ Nun gab auch Pfannschmidt seine Zurückhaltung auf, besuchte den Altmeister, zeigte ihm einige Arbeiten, und der Vertrag für die Mithilfe am Museum und der Bund fürs Leben war geschlossen. Dies geschah noch vor Jahresschluß, so daß er Neujahr 1842 den Seinen schreiben kann:

„.... Ich muß gestehen, daß mir ein Stein vom Herzen gefallen ist, da das Jahr 1841 zu Ende gegangen. Es war ein sehr segensreiches, aber auch sehr bitteres für mich. Die Schmerzen sind dahin, und der Segen kommt ....

Übermorgen fange ich an, für Cornelius zu arbeiten. Es wird mir in mancherlei Hinsicht von größtem Nutzen sein. Denn es ist der geeignetste Weg, um etwas Tüchtiges zu lernen und mich in den Besitz von denjenigen künstlerischen Mitteln zu setzen, die ich zu dem, was ich einstens will, notwendigerweise brauche.“

Und später fügt er hinzu:

(Den 23. Februar 1842.) .... „Die Art und Weise, wie die Leute wie Cornelius und Hermann die Kunst betreiben und was für herrliche Menschen es sind, das zu rühmen könnte man kein Ende finden. Und ich wüßte gar nicht, wie es jetzt mir anders und besser gehen könnte.

Das Gehalt ist indes noch gering, nämlich den Monat vorläufig 40 Thaler, und es wird sich, wenn mit Malen angefangen wird, mehren. Jetzt werden, da man im Winter doch nicht im

Freien malen kann, nach den Schinkelschen Entwürfen die Kartons gezeichnet und zwar in der Größe, wie die Figuren dann Fresko gemalt werden, was teils lebensgroß, teils kolossal ist. Es hat seine großen Schwierigkeiten, indem viel an den Figuren geändert werden muß, und es soll doch die Schinkelsche Idee dieselbe bleiben; und es ist weit leichter, eigene Sachen auszuführen. Indessen, ich lerne etwas dabei ....

Beiläufig bemerke ich, daß mir Cornelius und Hermann sehr wohl wollen. Zu Sonntag Abend hat mich Cornelius zu sich eingeladen ...."

Die Kartons wurden in einem Atelier, das in dem engeren Teile der neuen Wilhelmsstraße lag, gezeichnet. Hier arbeiteten jetzt oder später eine stattliche Zahl Künstler zusammen, wie Hermann Schulz, Heidenreich, Eich, Wilhelm Pudor, Leopold Güterbock, Karl Becker, Felix Schadow, Elster, Gunkel, Eggers und Schütz. Mit mehreren von diesen, namentlich mit Pudor und Heidenreich knüpfte Pfannschmidt freundschaftliche Beziehungen an.

Die Meister Cornelius und Hermann hatten ihre Ateliers in den vom König ihnen eingeräumten Ateliers am Königsplatz, neben dem Hause des Grafen Raszinski. Dem neuen Reichshause haben auch diese Ateliergebäude weichen müssen.

Während der ersten Jahre (bis 1844) wurde an den Gemälden des westlichen Teiles der Halle gearbeitet. Pfannschmidts Anteil bezog sich hauptsächlich auf den nach dem Eingang zu gelegenen Abschnitt des Hauptbildes mit der Darstellung des Apollo, der gefolgt von Grazien mit seinem Viergespann dem Meer zur Beleuchtung der Welt entsteigt.

Zu diesen Kartons wurden eingehende Naturstudien nach lebendem Modell gemacht. Eine solch günstige Gelegenheit zu diesen Studien ist Pfannschmidt nie zuvor und nie nachher geworden wie in den Jahren der Museumsarbeit; und er hat diese Gelegenheit treulich ausgenutzt, wie seine Studienmappen bezeugen. Wiederholt kann er den Seinen berichten, daß er seines Meisters Zufriedenheit erntet. An Schwester Karoline schreibt er:

(Den 10. April 1842): „Cornelius ist mit meiner Arbeit so

zufrieden, wie ich nur irgend wünschen kann, und versichert mir, daß ich meine Sache sehr brav mache, wobei ich sehe, daß er sich recht mit mir freut."

(Den 20. Mai 1842.) ..... „Nach Beendigung meines ersten Kartons hat mir Cornelius mit einer Innigkeit gratuliert. Wozu nun? Das muß er selbst am besten wissen. Er ermunterte und stärkte mich sehr; und, liebe Schwester, vielleicht erleben wir alle zusammen noch einstens glückliche Tage, — obgleich, was mich betrifft, ich keine Ansprüche darauf habe, und jetzt schon nur zu glücklich bin, — doch nur um Euretwillen, zumal um Deinetwillen, die Du die Leiden, die Dir der Herr sendet, auffängst und trägst, daß sie uns nur leicht streifen ...."

(Den 26. Mai 1842.) Auch meldet er den baldigen Anfang des Freskomalens und fügt hinzu: .... „Hitze wird es kosten, denn die Sonne liegt den ganzen Tag auf dem Museum. Das Gerüst ist ganz mit Fenstern umgeben, so daß es den Spottnamen „Freskotreibhaus" erhalten hat. Hermann meint zwar: er wünsche, daß es recht ein Treibhaus werden möge, damit die Pflänzchen, die hineingesetzt werden, auch grünen und blühen."

Gleich beim Anfang des Malens trat eine peinliche Störung ein, die Hermanns vergeblich geäußerte Bedenken bestätigte: „es stellte sich heraus, daß der Malgrund der Wandfläche sowie der Kalk, der zum Malen verwandt wurde, unbrauchbar waren." Näheres schreibt darüber Pfannschmidt seinem Vater.

(13. Juli 1842): „Es hat sich nach vielen Versuchen und Mühen ergeben, daß der hiesige Kalk nicht zum Putz wie zum Malen geeignet ist, so daß wir dabei sind, das Gemalte wieder herunterzuschlagen und Kalk aus München kommen zu lassen. Es ist nämlich der Fehler am hiesigen Kalke, daß er zu kreideartig ist, daher das Wasser zu schnell einzieht und man immer nur wenige Stunden an einem Teile malen kann, und daß das, was man des nachmittags hineinmalt, als dunkle Flecken dann auftrocknet."

Hermann nahm zuerst den Hammer und schlug, was er eben mühsam auf die Wand gemalt, herunter; jeder Hammerschlag war ihm ein Stich ins Herz. Erhöht wurde sein Schmerz

dadurch, daß die ihm zugesicherte öffentliche Erklärung: es handle sich zunächst nur um einen Versuch, nicht erfolgte und so in der öffentlichen Meinung lediglich ihm die Schuld an diesem ersten Mißerfolg zugeschrieben wurde. Da er in seinen ursprünglichen Bedenken bestärkt wurde, welche die Geschichte jener Fresken nur bestätigt hat — man sehe sich nur den gegenwärtigen Zustand der bereits zweimal restaurierten Malereien an! — so blieb ihm nichts anderes übrig, als von der Leitung und Mitarbeit zurückzutreten, um für das von ihm vorausgesehene Mißlingen des ganzen Werkes nicht verantwortlich gemacht zu werden. — Zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit wanderte er nach Italien, während Karl Stürmer in seine Stelle am Museum einrückte.

Pfannschmidt konnte, da er ja nur an der Ausführung, nicht an der Verantwortung Teil hatte, mit gutem Gewissen bei der Arbeit bleiben, um die „herrlichste Gelegenheit zum Studieren" recht zu benutzen. Aber so wertvoll auch für ihn die Übung im Freskomalen war, so sah er sich doch bei der Gebundenheit an den Gedankengang eines andern und dem mythologischen Inhalt auf die Dauer nicht befriedigt, zumal ihm in den beiden ersten Jahren fast keine Zeit für selbständige Arbeiten blieb. So kam es, daß seine freudige Stimmung nicht immer auf gleicher Höhe blieb, bald wieder innere Kämpfe ihn beunruhigten, und er sogar — aber nur vorübergehend — schwankend wurde, ob das Ziel, das er sich gesteckt, das richtige sei.

Als er seiner Schwester mitteilte, daß er Italienisch lerne für eine Reise nach Italien, spricht er folgenden Gedanken, der ihn viel beschäftigte, aus.

(16. Februar 1843): „Dort ändert sich vielleicht manches; denn jetzt ist mir immer zu Mute, als würde ich dort zur Landschaftsmalerei mich wenden, was freilich ganz unter uns bleiben muß. Es wäre das freilich kein Vorteil; denn Landschaft ist Landschaft und keine Historie. Ich würde alsdann die Historie für die Landschaft hinnehmen, und das wäre ein offenbarer Verlust und gewiß ein großer Verlust, beinahe so als wenn man sein Liebstes verliert. Zu solchen Schritten gehen freilich gar

mancherlei Beweggründe vorher, mancherlei Schmerzen, daß man glaubt durch den Verlust geheilt zu werden; doch was thut man nicht des Gewissens halber?"

Der Gedanke, ihr Bruder könne der Geschichtsmalerei untreu werden, beunruhigt die treue Schwester aufs äußerste, und ihrer Besorgnis verleiht sie Ausdruck:

(22. Februar 1843) „Was schreibst Du mir von Übergehen zur Landschaftsmalerei, von Deinem Gewissen, von — dem Entschlusse vorhergegangenen — Schmerzen und Wunden, die Du dadurch heilen willst? Soll ich meinen Teil von Deinen bitteren Wehen nicht haben? Hast Du mir nicht längst ein Recht darauf eingeräumt? Alles sind nur Rätsel! Ach, löse sie mir, daß ich doch wenigstens weiß, was ich meinem Gott zu klagen habe. Ach, Carl, bedenke, daß ich, bis Du mir geschrieben, keine Ruhe habe!"

Der Bruder antwortet (den 12. März 1843): „... Es sind heftige Stürme, die da kommen und gehen; und wohl dem Baume, der ihre Wehen aushält! Seine Wurzeln greifen dann kräftiger in die Erde, und das Haupt ragt kühner und freier dem Himmel zu, der ihn gepflanzt, gewartet und gepflegt, gerüttelt und geschüttelt hat. Jetzt ist es eben Sonntagmorgen. Die Arbeit einer Woche liegt wieder hinter mir. Ich fühle mich recht ruhig. Ich will vergessen, was dahinten liegt und mich freudig strecken nach dem, was da vor mir liegt. Ich danke Dir herzlich für Deine Liebe; bewahre sie mir ferner!"

Es traf sich besonders glücklich, daß Karoline gerade in dieser Zeit neuer Kämpfe den Bruder in Berlin auf ein Vierteljahr, von Ostern 1843 ab, besuchen konnte. Bei Frankes, von denen sie eingeladen war, wohnte sie, und Pfannschmidt widmete ihr alle seine — allerdings knapp bemessene — freie Zeit, um ihr die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zu zeigen und sie in die ihm befreundeten Familien zu führen. Eine einzigartige Freude wurde ihnen dadurch zu teil, daß gerade in der Zeit ihres Beisammenseins der Professor Tholuck, der durch seinen Schüler Christel Hübner für das geistliche Leben beider von einschneidender

Bedeutung geworden war, in der Elisabethkirche eine Gastpredigt hielt, an der sie sich gemeinsam erbauen konnten.

Wie wohlthuend ihm der geistige Austausch mit seiner Schwester war, bezeugt er seinen Eltern (am 28. Juni 1843): ... „Meine Lage ist eine sehr glückliche, zumal da ich mein Schwesterlein hier weiß ... Mein armes Herz, das im Winter geängstigt wurde, ist von der Frühlingssonne erwärmt worden, das Eis brach und die Wasser stürzten sich jubelnd zu Thal ..."

Die Museumsarbeit hat für Pfannschmidt noch eine besondere Bedeutung erlangt; durch sie trat er einem uns bereits bekannten Haus nahe, das ihm einen Ersatz des Vaterhauses bot, dem des Malers, späteren Professors Karl Heinrich Hermann. Da dieses für sein künstlerisches und häusliches Leben von der allergrößesten Bedeutung wurde, dürfen wir die Mühe nicht scheuen, selbst einzutreten in dies Künstlerheim, in der Schulgartenstraße Nro. 6, die nach 1866 den Namen Königgrätzerstraße erhielt.

Den ersten Eindruck, welchen das Hermann'sche Haus auf den Eintretenden machte, schildert der Vetter Kühn, welcher von Pfannschmidt dort eingeführt wurde, in seinen „Beiträgen" folgendermaßen:

„Es wehte jeden, der dies Haus betrat, eine eigentümliche Luft an, wie ein Blütenduft des Herzens, der über alles, das zu erreichen ist, sich ergießt. Der Eintretende mochte sein, wer er wollte, er mußte fühlen: hier kam er zu Leuten, denen er etwas galt, während sie für sich nichts begehrten, als ihrem Streben, daß es ihm bei ihnen wohl wäre, genug zu thun. Dabei war die Schönheit, deren Dienst im Beruf des Malers lag, auch ins Leben eingeführt und zwar in den anspruchslosesten Formen. Denn die Familie lebte sehr einfach. Reinheit und Selbstlosigkeit sprach aus allem. Nicht ein Hauch von Unwahrheit, nicht eine Spur von konventionellen Formen oder von Prätention war zu spüren. Und das alles auf Grund des bewußten Christentums, des Herzensglaubens."

Zu Karl Hermann schaute Pfannschmidt als Schüler em=

por wie zu einem Meister, der dem gleichen Ziele: einer monumentalen evangelischen Kunst nachstrebte. Hatte doch Hermann schon große Erfolge seines Strebens aufzuweisen: in der protestantischen Kirche zu München das große Deckengemälde der „Himmelfahrt Christi," in der Bonner Universitätsaula das Freskobild der „Theologie." In der Münchner Ludwigskirche hatte er neben den Cornelius'schen Entwürfen nach eigner Komposition ausgeführt: das Deckenbild mit den Verbreitern des Christentums, den Königen und heiligen Jungfrauen; desgleichen die vier großen Kirchenväter, die Verkündigung des Engels an Maria, die Erscheinung Christi vor Magdalena. Auch hatte er schon in München Profangeschichte und Litteratur in das Bereich seines Schaffens gezogen: in den Arkaden des Hofgartens malte er den „Sieg Ludwig des Bayern bei Ampfing," in der „Residenz" und zwar im Wartezimmer der Königin vierundzwanzig Bilder aus dem Parzival.

Treffend ist die Charakteristik seiner Persönlichkeit, die Kügelgen, der 1818 Hermann auf der Dresdener Akademie kennen lernte, in den „Erinnerungen eines alten Mannes" (S. 408) giebt:

„Sehr anders als die Obengenannten war der liebenswürdig gemütvolle Hermann aus Dresden .... ein stiller, sittlich reiner und harmlos treuherziger Mensch, der jedermann mit Liebe und offenem Vertrauen entgegentrat und daher von allen geliebt ward. Fast machte es den Eindruck, als sei er bei der sonst so verschwenderischen Verteilung von Adams Nachlaß vergessen worden oder doch zu kurz gekommen, und diese natürliche Reinheit ward in der Folge noch verklärt durch die höhere Würde, die ihm ein aufrichtiger Christenglaube gab ..."

Welche Stellung Hermann in der Münchener Schule neben Cornelius einnahm, schildert Ernst Förster in seiner „Geschichte der neueren deutschen Kunst":

„Mit Hermann kam ein neues, höchst bedeutendes, aber fremdartiges Element in die Schule: zu dem klar ausgesprochenen, in der künstlerischen Schöpferkraft wurzelnden Idealismus ein nur aus Naturanschauung und -kenntnis hervorgegangener Realismus, der mit seiner überraschenden Geistigkeit selbst auf den Meister

(Cornelius) zuerst einen verwirrenden Eindruck machte, um so stärker aber auf die Schüler wirkte, denen das Maß äußeren Formensinnes schmaler zugemessen war. Dazu kam die Persönlichkeit Hermanns, die ihm, wo er auftrat, alle Herzen gewann und seinem Worte Allmacht verlieh. Bei seinen großen künstlerischen Gaben und seinem klaren, urteilsrichtigen Blick anspruchslos wie ein Kind und immer mild, nur das Gute aufsuchend und aufdeckend, hilfreich und hingebend wie ein Heiliger, dabei froh, feurig und voll Begeisterung, mußte er bald der Mittel- oder Haltpunkt der Genossenschaft werden."

Und über das persönliche Verhältnis des Cornelius zu Hermann schreibt Förster an einer andern Stelle:

„Wie von Herzen freundschaftlich und gütig Cornelius auch gegen uns alle war, das Verhältnis zu Hermann hatte noch einen wärmeren Ton. Als wir im Laufe des Jahres (1830) seinen Geburtstag mit ihm feierten, erhob er sein Glas mit den Worten:

„An seinem Festtag hat ein jeder etwas voraus oder darf sich etwas herausnehmen. Und so nehme ich mir heute die Freiheit, Hermann die Brüderschaft anzubieten. — Ich habe schon seit lange nicht den Schüler, sondern meinesgleichen in dir gesehen und von dir zu lernen gesucht. Und so laß uns brüderlich vereint unserm gemeinschaftlichen hohen Ziele zustreben!"

Über die Komposition Hermanns zu dem oben erwähnten Deckengemälde in der protestantischen Kirche zu München äußerte Cornelius im Briefe an Julius Schnorr:

(Rom, den 29. Okt. 1830) „. . Hermann hat eine Zeichnung zu diesem Bilde gemacht; ich würde keinen Augenblick anstehen, meinen Namen darunter zu setzen, wenn ich's nicht für anmaßend und unrecht hielte . . . Nun bitte ich Dich, den Herrn Vorständen in meinem Namen zu sagen, daß man Hermann nicht als Schüler, sondern als einen meinesgleichen ansehe; daß ich ebensoviel von ihm lerne als er von mir . . ."

Wie die Komposition der „Theologie" das anregende Gesprächsthema bildete während mehrerer Besuche Ernst Försters im Hause Goethes zu Weimar im Nov. 1824 und auch von dem

Dichterfürsten gewürdigt wurde, erzählt Ernst Förster in seinen Erinnerungen „Aus der Jugendzeit" S. 315—333.

Hermann zur Seite als treue Gehilfin in Haus und Beruf stand seine Lebensgefährtin Luise, geb. von Schubärt. Sie stammte aus Franken. Von ihrem Familiensitze Hohenberg bei Hof aus hat sie oft Kirchenlamitz besucht und von Löhe geistliche Nahrung empfangen. Im Hause seines Freundes Ernst Förster hatte Hermann sie kennen gelernt und mit ihr sein Heim gegründet. Hier machte auch Frau von Bunsen, die Gattin des bekannten Freundes Friedrich Wilhelms IV, ihre Bekanntschaft. In ihren Briefen aus München schreibt diese: „Ich bin sehr dankbar für den freundlichen Empfang, den ich überall fand; aber ich denke, die einzige Frau, die mir gefiel (außer drei oder vier jungen Mädchen) ist die Frau des Professors Hermann, eine unterhaltende, originelle, pikante, herzensfreundliche, phantastisch-launige Bayerin."

Und Pfannschmidt bezeugt:

„Sie war für ihren Gatten eine Gehilfin vor allem seiner Freude an dem Herrn, dessen Kreuz und Krone er mit ihr und durch sie immer inniger und fester in Glauben und Lieben zu ergreifen lernte. Sie war aber auch, durch ihre hohe geistige Begabung und vielseitige Bildung reich befähigt, Genossin seines künstlerischen Ringens und Wirkens."

Mit zwei Schwestern Hermanns, Luise und Jeanette, und drei Kindern, Johanna, Cäcilie und Friedrich, war dies Ehepaar nach Berlin übergesiedelt. Hier wurde ihnen noch ein Sohn Johannes geboren, aber der Friedrich bald darauf durch den Tod entrissen. —

Die Museumsarbeit hatte Hermann und Pfannschmidt einander nahe gebracht. Und als Hermann jene verließ, während Pfannschmidt blieb, litt darunter die Freundschaft nicht. Dieser wurde je länger je mehr heimisch im Hermann'schen Hause und nahm teil an Freud' und Leid. Nach dem Tode des kleinen Friedrich Hermann schreibt er (den 3. Febr. 1843) den Seinen: „Der gute Hermann hat in Berlin wenig frohe Zeit."

Pfannschmidt fühlt den Druck mit, unter dem die teure Familie litt, da der König den Hermann, obwohl er ihn durch

Cornelius nach Berlin berufen hatte, längere Zeit ohne Auftrag ließ, — und schreibt an Karoline:

(2. April 1843): „Herr Hermann war willens, vergangenen Freitag von hier abzureisen nach München und seine Familie nachkommen zu lassen, weil er hier nicht hat, um sein Haupt hinlegen zu können. Jedoch ist ihm ein Antrag gemacht worden, der seinen Entschluß verzögert hat, so daß wir ihn wahrscheinlich hier behalten werden. Er und seine Familie ist ganz über alles Lob erhaben. Es ist kaum denkbar, daß ein Mensch vorhanden wäre, der mehr Geschicklichkeit, Geistesgröße und Herzensgüte vereinigte wie Hermann."

Um Hermann in Berlin zu halten, gab man ihm den Auftrag, in dem Chor der neuhergestellten Klosterkirche vierzehn Figuren aus dem alten und neuen Testamente al fresco zu malen (Noah, Moses, Daniel, Jeremias, Markus, Matthäus, Petrus, Paulus, Johannes, Lukas, Jesajas, Hesekiel, David, Abraham). Hermann nahm diesen Auftrag an, und so blieb dieses Künstlerheim Pfannschmidt erhalten.

Was dieser dem Hermann verdankte, bezeugen folgende Worte aus einem späteren Briefe an ihn:

(Rom, den 13. Dezember 1844.) „Schon manches Jahr bin ich Schuldner Ihrer Liebe, die mich getragen und auf den rechten Weg bei so viel Abwegen gewiesen hat. Es würde daher des Dankens kein Ende nehmen, da Sie so wesentlich auf das Wichtigste in meinem Leben eingewirkt . . ."

Durch Pfannschmidt wurde auch mancher Freund — er verkehrte damals vor allen mit Vetter Kühn, O. Vogel, Heidenreich, Pudor und Bildhauer Stahl (F. Bellermann weilte in Süd-Amerika) — in das Hermannsche Haus eingeführt, fand freundliche Aufnahme und geistige Anregung. In diesem Kreise waren besonders schlichte Spaziergänge in die Umgegend Berlins beliebt, auf welchen man sich in der anspruchslosesten und harmlosesten Weise erheiterte.

Durch die reichlich dargebotene Gelegenheit zum Studium der Natur und der Technik der Freskomalerei, durch den Verkehr mit Cornelius und Hermann wurde die Museumsarbeit für Pfannschmidt außerordentlich gewinnbringend. Hier konnte er vor allem den einen Teil des Kaulbachschen Rates befolgen: „Studieren Sie unablässig den Cornelius!" Auch den andern Teil desselben: „Studieren Sie fleißig die Bibel!" hatte er nicht vergessen. Das Schriftstudium hat er auch jetzt nicht versäumt; aber es künstlerisch zu verwerten, gestatteten ihm die ersten Jahre nicht.

In diesen hören wir nur von einer durchgeführten, selbständigen Komposition. 1842 zeichnete und lithographierte er auf Anregung einer Schülerin eine „ländliche Kleinkinderschule", die zum Besten einer Kleinkinderschule und eines Siechenhauses auf dem Lande verkauft wurde: in einem Garten, in dessen Hintergrund das Schloß des Dorfes hervorragt, sitzt eine altehrwürdige Frau und lehrt die andächtig zu ihren Füßen sitzenden Kinder.

Erst in der ersten Hälfte des Jahres 1844 verschaffte sich seine ursprüngliche Neigung zur Darstellung biblischer Gegenstände wieder Geltung in Kompositionen zur Geschichte des ersten Menschengeschlechts, indem er die Früchte seines Studiums der Bibel und des Cornelius zeitigte. Er vollendete als getuschte Federzeichnung folgende Entwürfe:

1. Gott führt dem Adam die Eva zu.
2. Den Sündenfall.
3. Gottes Strafurteil über die gefallenen Menschen.
4. Die Vertreibung aus dem Paradies.

So wenig bei diesen Kompositionen, die später fortgesetzt wurden, der Einfluß des Cornelius in der tiefen Erfassung und dramatischen Gestaltung des Gegenstandes zu verkennen ist, — so wahrt doch Pfannschmidt seine Selbständigkeit, die in größerer Naturwahrheit und Anmut hervortritt.

Die mit den Jahren zunehmende Abneigung der anfangs mit Freuden ergriffenen Museumsarbeit gegenüber und der Wunsch, sein Verhältnis zu derselben zu lösen, ohne den Cornelius zu

kränken, wurden außer durch den Drang nach Selbständigkeit bestärkt durch das Sehnen der Künstlerseele nach Italien, dem gelobten Lande der Kunst, welches, nach dem Mißerfolg der Konkurrenz niedergeschlagen, jetzt von neuem erwachte, nun aber unwiderstehlich.

Als Cornelius 1843 für längere Zeit Berlin verlassen, um in Rom die Kompositionen zum Kamposanto zu entwerfen und dem Professor Wach die Oberleitung über die Museumsarbeit übertragen hatte, kommt es Pfannschmidt zum Bewußtsein, daß es vor allem die Persönlichkeit des Cornelius gewesen, die ihn hier gefesselt, und er schreibt an seine Eltern:

(Den 2. November 1843.) „Die Museumsangelegenheit geht ihren alten Gang; nur daß der Cornelius fort ist. Jetzt sehe ich wohl ein, daß nur er es war, der mich an die Arbeit band und Liebe zu der Arbeit gab. Bis jetzt, scheint mir, arbeite ich noch so aus alter Gewohnheit mit. Man sucht gern noch die Brandstätte, um sich des lustigen Häuschens der Freude und des Segens, die einem da zu Teil wurden, zu entsinnen . . . .; hat man sich aber an der Erinnerung gesättigt, dann bleibt nichts übrig, als ein neues Häuslein zu bauen oder zum Wanderstab zu greifen.“

Jedoch nicht gewaltsam löst Pfannschmidt sein Verhältnis zu Cornelius in Bezug aufs Museum. Er wartet einen geeigneten Zeitpunkt ab. Und während er in den Mußestunden die italienische Sprache lernt, malt er tagsüber mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit am Museum weiter und erntet den vollen Beifall des Professors Wach, der an Cornelius nach Rom schreibt:

(Den 2. Dezember 1843.) „Pfannschmidt arbeitet mit Besonnenheit und Fleiß, und seine Methode ist für die andern ein Muster, was ich auch nicht verfehle, Ihnen zu sagen.“ —

In der Wartezeit wirkten mehrere Umstände zusammen, um die Sehnsucht nach Italien zu steigern, das Scheiden von Berlin zu erleichtern.

Je klarer Pfannschmidts entschieden religiöse Richtung in seiner Kunst hervortrat, um so bedenklicher wurde ein Teil seiner

Kunstgenossen. Namentlich daß er sich unter den Einfluß des Cornelius gestellt, gefiel ihnen nicht, und sie befürchteten davon Nachteil für seine Kunst. Solche Bedenken wurden durch den Stadtrat Loffhagen Pfannschmidts Angehörigen in Mühlhausen überbracht, und Karoline teilt dem Bruder die Worte Loffhagens mit:

(Den 25. Januar 1844.) „Pfannschmidt ist ein so guter Mensch, aber leider habe ich in Berlin gehört, daß er sich seit einigen Jahren einer sehr verderblichen Richtung ergeben hat, die ihn seit der Zeit nicht mehr fortschreiten läßt in seiner Kunst. Es ist wohl gut fromm sein, aber man darf nichts übertreiben. Ich wünsche von Herzen, daß er bald wieder umkehren möge."

An Umkehr denkt aber Pfannschmidt gar nicht. Er wird sich der Berechtigung seines Standpunktes nur noch mehr bewußt, so daß er der Schwester antwortet:

(Den 3. und 4. Februar 1844.) „. . . Das heißt einem arg zu Leibe gehen. Es ist nur gut, daß, wo der Herr keine Fortschritte gesehen hat, wenn er überhaupt Arbeiten von mir in der Zeit gesehen hat, der Cornelius Riesenschritte sah. Die Geschichte hat mich recht aufgeweckt.

Gott gebe, daß meine Richtung verderblich sei, Verderben bringend allem, was der guten Sache feindlich entgegensteht, mit den Kreuzeszeichen die Schanzen der Eiteln und Thoren zu stürmen, daß die morschen Bretter fallen, die die Menschen scheiden von ihrem Gott, und eine Brücke zu schlagen, über der sich die Herrlichkeit Gottes aufthäte als ein Vorzeichen des neuen Tages, des neuen Himmels, den Gott der beglückten Seele schenkt." —

Es fügte sich, daß gerade jetzt der Vetter Kühn, der ihm Berlin so lieb machte, Abschied nahm, um, nachdem er im Juli 1843 die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, sich in Halle zu habilitieren. Über die Doktorpromotion schrieb Pfannschmidt an Karoline:

(Den 4. August 1843.) „Der Professor Trendelenburg, der Dekan der Fakultät, hat eine Rede gehalten in dem Zimmer, in dem die Büsten der Philosophen Hegel, Fichte, Schleiermacher u. a. aufgestellt sind und gesagt: es wäre eine Freude, einen

Menschen zu wissen, von dem man ähnliches wie bei genannten Männern erwarten könnte."

Nach des Vetters Abreise schreibt Pfannschmidt an Karoline:

(Den 5. April 1844.) „Eine reiche Zeit liegt wieder hinter mir. Der Vetter ist . . . vor einiger Zeit abgereist, und ich vermisse ihn unendlich. Er war es allein, der mich so verstand, wie man es nur von einem Freunde wünschen kann, ja, der mir selbst meine eigenen Gedanken und Gefühle klar machte, und mich mit Zuversicht erfüllte für das, was mein Leben einnimmt, da er selbst dieselbe Bahn geht, nur in einer andern Farbe. Jetzt muß ich nun wieder alles einschließen, zumal in einer Zeit wie jetzt, wo ich so gern mich ausspreche, bei einem so nahen wichtigen Schritte, dem ich mit banger Freude entgegensehe: ich meine meine Abreise nach Italien." —

Ernste Eindrücke brachte ihm noch die letzte Zeit, die ihn auf seiner großen Reise begleiten sollten, Eindrücke, für welche Pfannschmidts Gemüt sehr empfänglich war.

Drei ihm nahestehende liebe Menschen wurden heimgerufen: Der alte Dettmann, Frau Professor Hermann und Freund Hermann Leben.

Im Mai 1844 hatte Pfannschmidt dem Stadtrat Loffhagen ein bestelltes Bildchen nach Mühlhausen geschickt. Auf Pfannschmidts Bitte wurde dieses auch seinem Lehrer Dettmann gezeigt. Der Vater Pfannschmidts schreibt über den Eindruck des Bildchens an den Sohn:

(Den 19. Mai 1844.) „Nein, eine solche Freude, wie Dettmann hatte, als ich ihm das Bild zeigte, kann ich Dir nicht beschreiben. Er trat mit gefalteten Händen vor dasselbe und betete zu Gott, daß er Dich nur gesund erhalten und ihm das Leben so lange gönnen möge, bis Du wieder aus Italien zurückgekehrt seiest."

Doch diese Bitte sollte ihm nicht erfüllt werden. Schon am 3. Juni 1844 teilt Vater Pfannschmidt seinem Sohne Dettmanns Ende mit:

„Heute sind es vierzehn Tage, daß der gute Dettmann klagte und unwohl wurde. Den folgenden Tag jedoch wurde

seine Krankheit schon sehr bedenklich, indem er sich ohne alles Bewußtsein befand und alle Hoffnung schwinden mußte ..... Nachdem dieser Zustand zwei Tage gedauert hatte, kehrte sein Bewußtsein zu unserer Freude und Hoffnung, wenn auch nur in kurzen Abschnitten wieder zurück. In solchen lichten Augenblicken beschäftigte ihn einzig und allein der Gedanke an Dich, lieber Carl.

„Gott," sagte er dann, „laß mich nur noch so lange leben, daß ich den lieben Carl vor seiner großen Reise noch einmal sehen kann! Das ist mein einziger Wunsch! Der gute, treue Carl!" Darnach fing er wieder zu phantasieren an, bis dann abermals ein heller Augenblick erschien, in welchem er dergleichen Äußerungen, die von der allergrößten Sehnsucht nach Dir zeugten, wiederholte. Es lag ihm sehr schwer auf dem Herzen, die Welt verlassen zu sollen, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben.

Einmal sagte ich ihm, daß Du gewiß kommen würdest, wenn Du von seiner Krankheit wüßtest, und fragte ihn, ob ich Dir es schreiben solle. „Nein, sagte er, lassen Sie ihn bei seinem Streben in der Kunst! Das will ich nicht."

Täglich und stundenlang bin ich bei ihm gewesen und habe zwei Nächte bei ihm gewacht, war Zeuge seiner letzten Wünsche und frommen Ergießungen des Herzens, die mir sehr nahe gingen. Denn ich nahm großen Anteil an ihm, da ich ihm als Freund und Wohlthäter so sehr verpflichtet bin ... So hat denn am vergangenen Freitag Nachmittag nach kurzem Kampf seine schöne Seele den Leib verlassen; und heute Nachmittag fünf Uhr will ich ihm die letzte Pflicht erweisen und ihn zu seiner Ruhestätte begleiten. So ist ein Edler weniger geworden."

Über seines treuen Lehrers Begräbnis schreibt Pfannschmidt in seinen „Erinnerungen":

„Er ist gestorben als ein Armer und ist begraben als ein Reicher. Unter dem vollen Geläute der Glocken folgten der Bürgermeister und die angesehenen Leute der Stadt seinem Sarge, alle Schulen und Mädchen mit Blumenkörben, dessen Inhalt sie auf den Sarg schütteten. Superintendent und Diakonus hielten Leichenreden, und der Musikdirektor ließ eine Trauermusik von

seinem Chore ausführen. Es war die voll ausgesprochene Teilnahme einer Bevölkerung für einen einsamen Mann, der schwere Wege hatte gehen müssen und dessen Thun selbstlose Liebe bis an seinen Lebensabend war.

Er hinterließ nur weitläufige Verwandte; erst nach einem Jahre zeigte sich ein Förster aus Blankenburg, der seinen Nachlaß in Empfang nahm."

An seinen Vater schreibt Pfannschmidt nach Dettmanns Tode:

(Den 6. Juni 1844.) „Die Nachricht von des lieben Dettmanns Heimgang war Deinem Briefe schon vorausgeeilt ..... Aufs neue aber ergriff mich die Art, wie er von uns geschieden ist aus seinem bewegten, drückenden Leben zu dem Leben, wo sich die Stürme gelegt, die Seele von Banden frei ihrem Erlöser entgegenjubelt.

Was habe ich auch nicht alles dem guten Dettmann zu danken! Wie natürlich zog er mich auf, und wie bewahrte er mir seine Liebe fernerhin. Es ist der erste Freund, den ich in einer andern Welt weiß.

Hättest Du mich doch seinen Zustand wissen lassen! Denn im Fall ich nicht gekommen wäre, hätte ich ihm doch schriftlich einige Dankesworte sagen können zu seiner und meiner Beruhigung. Doch er ist nun nicht mehr; und ich muß mich deswegen beruhigen und danke Dir herzlich, daß Du ihm seine letzten Stunden erleichtert und ihm Freundesdienste erwiesen hast. Man möchte so gern seine herrliche Seele noch zurückhalten; und für ihn wieder ist es eine Freude, daß sie ein besserer Meister in die Arme geschlossen hat und daß das geängstete Herz wieder frei atmet.

Ich kann Gott nicht genug danken für den Kreis von herrlichen Menschen, in den er mich auf Erden gestellt hat. Eine Lücke ist zwar nun gebrochen, aber die Worte und Gefühle des Sterbenden, der nichts mehr hier zu hoffen hat und offen bekennt, sind ein Unterpfand, welches sie wieder ausfüllt ...."

Am Schluß dieses Briefes spricht Pfannschmidt noch einige Wünsche aus über Gegenstände aus Dettmanns Nachlaß, die sein Vater ihm bei der Versteigerung erstehen sollte, und schließt:

lich die Wege abgeschnitten, wir könnten die Hände ruhig sinken lassen und lieber ein anderes Geschäft treiben, wo man doch so den reinen, handgreiflichen Nutzen sieht. Doch steht mir unumstößlich fest, daß kein geistiges Gut vergänglich ist. Die Gabe kann schlecht angewandt Verderben bringen; sobald aber der Geist des Menschen in der Wiedergeburt lebt und durch und aus Gott geboren wird, wird die Gabe auch wiedergeboren, die von Gott stammt, und muß und soll Ewiges wirken . . .

Soviel meine ich nur, daß es mancherlei Gaben sind, aber es ist ein Geist, der da wirket alles in allen; und ein jeder mag den Herrn loben mit der Sprache, die er ihm anvertraut. Aber jemand zu sagen: „Deine Sprache taugt nicht, weil ich sie nicht verstehe," das scheint mir eine große Ungerechtigkeit zu sein. Drum liebe Schwester, soll ich stumm sein oder lallen, so gut ich's kann, bis mir Gott das Zungenband löst?"

Aus allem ersehen wir: Pfannschmidt ist in seiner Entwicklung so weit gefördert, daß er mit der Hoffnung auf reicheren Gewinn seine italienische Reise antreten kann, als er es vor vier Jahren vermochte. Es war für ihn daher kein Mißgeschick, daß er 1840 den Konkurrenzpreis zur Reise nicht erhielt und diese darum aufschieben mußte.

Kurz vor seiner Abreise schreibt er einen humorvollen Brief an das junge Kefersteinsche Ehepaar, an dessen Hochzeit er mit dem Vetter Kühn, dessen Schwester Frau Pastor Keferstein war, in Brüchter nach Weihnachten teilgenommen hatte.

(Den 23. Juli 1844.) „Es ist bereits ein halbes Jahr her, daß Hochzeitsreisen gemacht wurden von Berlin nach Brüchter, von Brüchter nach Berlin und Krossen . . . Sie beide machten die Hochzeit, und wir andern die Hochzeitsreisen.

Jetzt mache ich wieder eine Hochzeitsreise, meine eigene, aber eine recht weite. Die Braut wartet schon lange, und der Bräutigam darf nicht länger verziehen. Es thut mir recht herzlich leid, Sie nicht zu meiner Hochzeit einladen zu können. Denn, wie gesagt, die Reise ist weit und die Braut hat den Fehler, daß sie zu schüchtern ist, sie läßt sich gar selten sehen; und wenn sie sich

einmal sehen läßt, so gehören verliebte Augen dazu, um sie zu erkennen. Denn diese sind bekanntlich schärfer als die andern, das werden Sie beide auch wissen? Wozu soll ich Sie also einladen? Und mit dem Hochzeitskuchen würde es auch spärlich aussehen. — Sie werden denken, das ist ein schönes bräutliches und hochzeitliches Verhältnis: man hört, sieht nichts, muß dabei sich alles entsagen und hat dabei nicht einmal die Hoffnung, daß man die Braut in diesem Leben erjagt. Doch das schadet nichts. Ich kann Ihnen versichern, daß man gern sein Leben daran setzt; und im Ringen liegt die Freude. Hier wird gesäet und dort geerntet.

Darum hoffe ich, werden Sie mir Ihre Glückwünsche zu meiner Reise nach Italien, obengenannter Hochzeitsreise, nicht versagen und mir noch in der Ferne Ihre Liebe und Freundschaft erhalten. Es ist doch schön, so zeitlebens zur Hochzeit zu reisen."

Am 28. Juli gaben ihm seine Künstlerfreunde eine kleine Abschiedsfeier. Einer derselben hatte ein Gedenkblatt mit Bild und Lied verfaßt: Pfannschmidt mit Pinsel und Palette, auf dem Pegasus reitend, winkt seinen Freunden Lebewohl zu und fliegt über Wolken dahin den Thoren Roms zu, wo Ehrenjungfrauen ihn begrüßen.

16. Erste italienische Reise.

1. August 1844 bis Anfang Februar 1846.

Motto: „Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank' ich's,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt."
Em. Geibel.

A. Durch Deutschland und die Schweiz.

1. August bis 14. September.

Am 1. August 1844 verließ er Berlin und reiste nach Mühlhausen, wo bis zum 11. August im Elternhause gerastet wurde. Hier erhielt er von dem vielgereisten, befreundeten Kaufmann Julius Hübner wichtige Empfehlungsbriefe für seine Reise, wie er solche bereits in Berlin von Maler Hermann empfangen hatte.

Nicht in Hast suchte er sein Ziel „Italien“ zu erreichen. Ihm lag daran, zuvor wichtige Stätten deutscher Kunst, die auf dem Wege lagen, aufzusuchen, um durch ihr Studium das Auge zu schärfen und das Gemüt noch empfänglicher zu machen für die Eindrücke der italienischen Kunst. Auch später hat Pfannschmidt jungen Künstlern, wenn sie nach Italien reisen wollten, immer geraten, sie möchten zuvor die deutsche Kunst auf sich wirken lassen.

In Kassel besuchte er unter kundiger Führung des Professors Aubel die Gemäldegalerie, welche ihn mit Rembrandt, Rubens, van Dyck, Hondekoeter, Holbein und Dürer vertrauter machte. War er von Mühlhausen nach Kassel gefahren, so wanderte er jetzt nach Fritzlar, und obwohl das Ränzchen auf dem Rücken drückt, findet er es doch „gar herrlich zu Fuß zu gehen, der lieben Natur die Hand zu reichen und sich von ihr führen zu lassen.“ In dem uralten Fritzlarer Dom zeichnet er das Sakramentshäuschen, dann in der Gruft, „wo es ganz schauerlich war bei der Totenbahre, aber doch recht schön.“

Den Weg von Fritzlar nach Marburg legte er teils zu Fuß teils zu Wagen zurück. In Marburg, wo er sich im Hause des Professor Thiersch heimisch fühlte, lenkte vor allem die Elisabethkirche seine Aufmerksamkeit auf sich:

„Sie ist einzig in ihrer Art. Die gotische Architektur nimmt mich so in Anspruch, daß die Bilder, die darin sind, mich nicht so anziehen, wie sie's verdienen. Es ist ein so tiefer Ernst in allem und eine so große Einfalt, daß man sich nicht genug wundern kann.“

Mit der Post fuhr er nach Gießen, zu Fuß ging's gleich weiter nach Wetzlar, über dessen Dom er schreibt:

„Kurz, es ist hier schön und besonders schön der Dom, der aus verschiedenen Zeiten ist, byzantinisch angefangen und gotisch weitergeführt, aber unvollendet, doch im einzelnen von großer Schönheit.

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich jetzt die Architektur fesselt. Sie läßt mir gar keine Ruhe. Besonders ist im Byzantinischen ein außerordentlicher Ernst und eine Tiefe, während das Gotische erhabener, freudiger, emporstrebender ist.“

Am 18. August brachte ihn die Post nach Frankfurt a. M. Den ersten Abend verlebte er hier beim Inspektor Seibt, mit dem er gleich in herzlichster Gemeinschaft verkehrte. Seibt sprach aus, daß man Gottvater nicht darstellen dürfe. Diese Behauptung beschäftigt Pfannschmidt noch lange und nötigt ihn, seine entgegengesetzte Ansicht in einem Brief an den Vetter zu rechtfertigen. — Von Sehenswürdigkeiten besuchte er den Dom, die Kirche am Römerberge, den Römer und vor allem das Städel'sche Institut mit Werken von Cornelius, Hermann, Overbeck, Steinle, Lessing und Albrecht Zimmermann.

Besuche machte er beim Maler Veit, „einem Manne von sehr einnehmender Persönlichkeit," und bei Moritz v. Schwind, der sein Bild „Vater Rhein, umgeben von seinen Nebenflüssen" und den Karton zum „Sängerkrieg auf der Wartburg" in Arbeit hatte. Über diesen Besuch erzählt er:

„Da fiel mir ein, daß ich einmal den Schwind besuchen könnte, der mir dadurch verwandt, daß er auch Schüler des Cornelius ist. Ich faßte mir ein Herz und that es; und es gereut mich nicht. Denn ich fand einen ausgezeichneten Menschen in ihm ... In seinem Atelier hingen schöne Kartons und Kompositionen umher; und wir wurden sehr bald vertraut. Der Kupferstecher Scheffer kam auch zufällig. Der Schwind lud mich zu Tisch; und so sind wir dann vier Stunden recht gemütlich beisammen gewesen, wo ich ihm von Cornelius und dessen Verhältnissen erzählen mußte."

Mit der Eisenbahn gelangte er nach Mainz, wo er den Dom und die Galerie aufsuchte.

In Worms schreibt er den 24. August ins Tagebuch:

„Wenn man an Worms denkt, so möchte man immer ausrufen: ‚Ein feste Burg ist unser Gott!'

.... Es tritt mir immer näher, was unsere deutsche Kunst sein könnte, wenn sie so recht vom Quell des Lebens durchströmt würde, und wir den Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, zum Grundstein legen. Was könnte da für ein Bau herauskommen! Bis jetzt sind die Blüten nur vereinzelt; einige Säulen

stehen frei und hoch da, und der Bau will sich nicht zusammenfügen. Öffnete doch Gott recht unsere Herzen, daß nur hinein- und herauskäme, was ihm wohlgefällig ist."

Über Mannheim wurde nach einem Abstecher auf das Heidelberger Schloß Straßburg besucht.

„Mir wurde ganz eigen zu Mut, schreibt er, zu sehen, wie die Franzosen ein deutsches Land beherrschen.

Ich machte mich bald auf, den überreichen Münster zu sehen, wo sich der Glaube, die Phantasie und die Ausdauer eines tiefen, deutschen Gemüts entwickelt hat, daß es einen vor Staunen stumm macht. Man möchte mit hinanklettern in die äußerste Spitze auf den vielfach verschlungenen Ästen und Zweigen; und doch schwindelt's einem, wenn man so von seiner Höhe hinunter sieht. Und das Herz möchte sich vor Trauer umwenden, wenn man dann da unten die roten Pumphosen sieht, die sich dieses fremde Eigentum angemaßt haben. Doch darin muß man ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie haben für das Gebäude gesorgt wie für ihr eigen Kind, besser als es die Deutschen in Deutschland thun. Es sind eine Menge geschickter Steinmetzen da, die fortwährend das Fehlende ergänzen, auch Figuren im Charakter des Gebäudes herstellen.

Was könnte doch aus der deutschen Kunst werden, wenn man die alten Sachen ansieht, was für ein tiefer gewaltiger Schatz in ihnen verborgen ist!"

In Basel macht er die Bekanntschaft des Malers Heß, welcher mit Kompositionen aus der Schweizer Geschichte beschäftigt ist, und des Malers Frey, der mit Lepsius in Ägypten war. Besonders nahe trat ihm der Architekt Riggenbach, der ihn gastlich aufnahm und ihm einen seiner Zöglinge zum Führer mitgab. Von Kunstschätzen fesselten ihn vor allem der Münster und die Galerie mit Holbeins Werken. — Geistliche Gemeinschaft und Erbauung fand er in dem Missionshause beim Inspektor Hoffmann, dem späteren Berliner Generalsuperintendenten.

Mit Genugthuung wird sich Pfannschmidt auf dieser Reise bewußt, daß er seine frühere Schüchternheit fremden Menschen

gegenüber abgelegt, und daß ihm die Bekanntschaften vieler trefflicher Männer, die er zumeist den Empfehlungen Hermanns und Hübners verdankt, die Quelle vieler Freuden werden und in reichem Maße Förderung und Anregung bringen.

Über Beuggen wurde rheinaufwärts nach Schaffhausen gewandert, von dort ein mehrtägiger Besuch bei Freund Lampe in Husun bei Ossingen gemacht. Auf den bisherigen Verlauf der Reise zurückblickend schreibt er von hier aus den Eltern:

(2. und 3. Sept.): „Es ist wirklich recht glücklich zu sehen, wie die Scherze von der Hochzeitsreise sich in einen heiteren, wahren Ernst auflösen. Einem Bräutigam kann kaum wohler zu Mut sein als mir; denn fast jeden Tag ist wieder Hochzeit."

In Konstanz, wo er im Dom zeichnete, riet ihm der Kaufmann Schlatter: um zu sparen, solle er immer erst nach einem längeren Marsche frühstücken. Diesen Rat befolgte auch Pfannschmidt einige Zeit, bis er nachteilige Folgen dieser Reisemethode verspürte.

Von Zürich, wo er den Maler Vogel besuchte, fuhr er im Dampfboot über den See und erstieg den Rigi. Sodann ging's nach Luzern, wo er den von Thorwaldsen in den Felsen gehauenen Löwen sah, das Denkmal für die am 10. August 1792 bei der Verteidigung der Tuilerien gefallenen Schweizer.

Am 12. Sept. langte er auf dem St. Gotthard in dem Hospiz an und erreichte somit die Höhe der Alpen und die Sprachgrenze. Auf dem Abstieg folgte er dem Ticino. In Airolo mußte er anfangen sich italienisch zu verständigen, was ihm auch mit einigen Schwierigkeiten gelang.

In Magadino am Lago maggiore schrieb er:

(14. Sept.): „Heute bin ich an der Grenze zweier verschiedenen Dinge: erstens an der Grenze von Italien, da ich mich in Magadino befinde, andrerseits ist morgen mein fünfundzwanzigjähriger Geburtstag, und ein Vierteljahrhundert ist zurückgelegt. Nur freudig danken und preisen kann ich Gott für all das Gute, was er an mir gethan hat ganz über mein Verstehen, der mich frühe zu sich gezogen hat, der mich mit so viel Freuden und Gnadengaben beglückt und mir ein liebreicher, gnädiger Gott ist."

B. Durch Italien bis Rom.

14. September bis 31. Oktober.

Den Lago maggiore entlang wanderte er nach Arona, wo er die Kolossalstatue des Carlo Borromeo bis in den Kopf erstieg. Dies Vergnügen mußte er mit vier Franken teuer bezahlen. Diese und spätere Erfahrungen der Prellereisucht der Italiener gaben ihm die gute Lehre immer erst vorher zu akkordieren.

Auf der Postfahrt von Sesto nach Mailand, während welcher Gensdarmen nebenher ritten, lernte er noch eine andere damalige Eigentümlichkeit Italiens kennen: die Unsicherheit auf den Straßen.

Jedoch traten ihm diese Schattenseiten im Anfang schärfer hervor als später. Je vertrauter er mit dem italienischen Volkscharakter wurde, um so mehr Verständnis hatte er auch für die außerordentlich liebenswürdigen Seiten desselben. So schreibt er in Venedig: „Gar oft kommt es vor, daß man so zu sagen geprellt wird von den Italienern; und es ist so schlimm, daß man dadurch so sehr zum Mißtrauen gebracht wird. Dieses ist dann doch auch öfter sehr verkehrt angebracht, indem sie wieder freundlich zuvorkommend sind —, gerade wenn man meint, daß es wieder auf Verdienst abgesehen ist, — und man durch ihre Güte beschämt wird.“

In Mailand galt der erste Gang dem Dom, auf dessen Dach er stieg, um sich einen Überblick über die Stadt zu verschaffen. Die Kunstschätze desselben machten ihn bekannter mit dem Schaffen eines Rafael, Michel Angelo, Bernardino Luini und Leonardo da Vinci. Über des letzteren Abendmahl in Maria delle gracie bemerkt er:

„Der Ausdruck der Köpfe ist weit einfacher und weit edler, als man ihn auf den Kupferstichen sieht.“

Die bisherige seinem Gemüt wohlthuende Wirkung Italiens charakterisiert er mit den Worten:

„Italien macht bis jetzt mir nicht den Eindruck, den mir damals München machte. Anstatt daß ich eine Kluft verspürte, die die Art und Weise zu fühlen und zu denken zwischen mir legte, so erfüllte es mich vielmehr, und ich fühle mich wohl und heimisch.“

In Brescia und Verona trat ihm in Werken des Tizian, Moretto und Paolo Veronese die venetianische Schule entgegen, die ihn trotz ihrer größeren Farbenpracht weniger befriedigte als die lombardische wegen der geringeren Innigkeit und Strenge des Gefühls.

Freilich zur völligen Klarheit kamen die verschiedenen Eindrücke von Kunst und Leben nicht. In die Heimat schreibt er:

(Brescia, den 21. Sept. 1844): „Es grüßt Euch Euer Sohn und Bruder aus der Ferne, aus dem Lande, was so unheilig und doch heilig ist, so viel Verdorbenes und doch Gutes, Edeles und Schönes enthält. Bis jetzt weiß ich mich selbst darüber noch nicht auszusprechen, um Euch ein Bild darüber entwerfen zu können. Es vereinigt so merkwürdige, so große Widersprüche, daß so jungen, neuen Augen alles vor dem Gesichte noch durcheinander schwimmt, bis die Augen die bunten, heißen Farben gewöhnt sind."

In Verona hatte er die Freude, liebe, deutsche Künstler zu finden, mit denen er gemeinschaftlich Kunst und Natur genießen konnte. Er erzählt:

(den 23. Sept.): „Als ich abends so saß, um Abendbrot zu essen, hörte ich auf einmal am andern Tische eine mir bekannte Stimme sächsisch reden: es war der Kirchner aus München;*) und ich ging ihn zu begrüßen. Es kamen noch mehr Künstler, unter ihnen ein Schweizer, Müller .. und dann Schall, aus Breslau gebürtig, der mir Grüße von Heidenreich brachte. So sah ich mich auf einmal wieder unter Künstlern und so froh und freudig, daß es eine wahre Lust war. . . . Auch kam ich mit Schall, der ein sehr lieber Mensch ist, dessen liebe Eigenschaften sich auf religiösen, katholischen Boden gründen, überein, daß wir eine große Tour der Reise gemeinschaftlich machen.

Das Leben hier unter uns Künstlern war recht gesellig und schön und hat zwar etwas von der Zeit geraubt, die vielleicht andern ernsteren Zwecken hätte gewidmet werden können; aber die Freude, hier unter den Italienern Deutsche und Künstler zu finden, wiegt auf der andern Seite auch manches auf."

---

*) Albert Emil Kirchner, Architekturmaler 1813—85.

Gott muß ich flehentlich danken für die große Gnade, mir eine solche Welt an Natur- und Seelenschönheiten aufgeschlossen zu haben. Denn was ich gefunden habe, ist alles so reich und herrlich, daß man nur bewundern kann und von lauter Verschlingen der großen Schönheit, von dem Vergnügen, der Freude ausruhen muß . . . .

In der herrlichen Zenokirche zu Verona erregte ein merkwürdiger Realismus sein Erstaunen: Auf einem Gemälde der „Auferweckung des Lazarus“ hält einer der Zuschauer sich die Nase zu; der Künstler wollte damit der Schrift gerecht werden, nach welcher es heißt: „Er stinket schon.“

Von Verona aus geht er allein zu Fuß nach Vicenza, während Schall zu Wagen nachkommt; zusammen fahren sie dann nach Padua. Hier machen Mantegna und Giotto einen tiefen Eindruck auf ihn. Von Giotto und seiner Schule sagt er, daß ihnen Titian, dessen tiefe und kräftige Farbe er rühmt, bei weitem nachstehe.

Die Eisenbahn brachte Pfannschmidt und Schall nach der Lagunenstadt Venedig. Das eigenartige bunte Leben und der Reichtum der Kunstschätze hielt ihn etwa eine Woche fest. Wunderbar erscheint ihm gleich am ersten Tage die von Gold strotzende Markuskirche mit ihrer ungeheuren Pracht der Mosaiken und des Marmorgesteins in allen Farben und Gattungen; freilich wirkt auf ihn das Innere harmonischer als das Äußere, das aus orientalischen, byzantinischen und gotischen Elementen zusammen gesetzt ist. Vom Markusturm aus ergötzte sich das Künstlerauge an dem prächtigen Panorama der Inselstadt mit den herrlichen Kirchen und dem sich zum erstenmale darbietenden Meere. Zwischen diesen herrlichen Bauwerken flattert eine unzählige Schar Tauben herum, die sich ohne Scheu vor den Menschen auf dem Markusplatze ihr Futter suchen. Bis Sonnenuntergang wurden die öffentlichen Gärten besucht. Als sie am Abend nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ein völlig verändertes Bild. Auf den bei Tage so stillen Straßen hatte sich ein buntes Treiben entwickelt: Spaziergänger, Käufer, Verkäufer und Ausschreier, das

alles schwärmte wie eine Bienenschar durcheinander, und eine Militärmusik ergötzte sie alle. Wie anders harmonisch hoben sich die Paläste und Kirchen von dem schönen, tiefblauen Himmel ab! Es schien ihm, als wäre der Markusplatz für den Abend gebaut, da auch das Träumerische der Kirche mehr zusammenstimmt.

Als sie am 28. September früh den Maler Friedr. Nerly besuchen wollten, trafen sie ihn, als er gerade mit der Gondel zum Arbeiten fahren wollte. Er nahm sie mit bis zur Kirche Maria salute; hier fiel ihm besonders Tizians Bild „Kain und Abel" durch seine tiefe Farbe und kräftige Zeichnung auf. Von dort gingen sie nach St. Zaccaria: Giovanni Bellinis „Beschneidung Christi" in der Chorkapelle rühmt er als ein sehr schönes Bild, „welches in einer herrlichen Mitte gehalten ist, in Hinsicht des Farbengebrauchs als ein religiös-historisches Bild; die Farbe ist tiefglühend harmonisch, aber doch im religiösen Sinne."

In der Kirche S. Sebastiano, die Paolo Veronese fast ganz ausgemalt hat, empfängt er von dem Schaffen dieses Meisters das befriedigendste Bild, weil hier seine Liebe zum Pomp mehr zurück tritt und ein größerer Farbenreiz sich findet, wenn ihm auch die perspektivischen Kunststückchen an der Decke nicht behagen.

In der Akademie erkennt er der „Himmelfahrt Mariä" von Tizian einen Hauptplatz zu wegen der ungeheuer brillanten Farben. „Doch mangelt in allem sehr das Ideal: es sind wohl Fischer dargestellt, aber nicht die Fischer, die zu Aposteln geworden sind." Den „Tempelgang der Maria" nennt er ein „langes, kurioses Bild." Über Veroneses „Gastmahl des Levi" urteilt Pfannschmidt: „anstatt bei einem Bilde eines heiligen Gegenstandes vom Irdischen und Sinnlichen abgezogen zu werden, zieht einen dieses gerade dahin. Der Heiland unterhält sich so gemütlich bei Tisch, der Petrus tranchiert wohlgefällig, und ein andrer sieht ganz eßlustig auf den Braten."

Den Gesamteindruck der Venezianer faßt Pfannschmidt zusammen in die Worte:

„Im ganzen haben mich die Venezianer nicht sehr angezogen: die Farbenpoesie und eine kräftige, aber größtenteils sinnliche Auf-

fassung des Lebens reichen nicht hin, um für die dauernde Wirkung und das innerliche Seelenleben zu entschädigen."

Hier in Venedig besonders stieß ihn der Katholizismus zurück, der doch auf viele evangelische Künstler jener Zeit eine große Anziehungskraft ausübte, so daß sie zur römischen Kirche übertraten. Er schreibt:

„Immer mehr sehe ich ein, was für eine große Kluft zwischen mir und dem katholischen Kultus besteht. Denn wenn man sie so sieht, auf den Knien herumrutschen, die schmutzigen Stufen des Altars oder ein marmornes Bild der Maria küssen, wie sie den lieben Gott zum Stein machen und erst die Jungfrau brauchen zu dem, was sie dem lieben Gott selber sagen können, — da möchte mir immer das Herz übergehen."

Es war ihm daher eine große Erquickung, daß er zum erstenmale auf italienischem Boden in Venedig einem evangelischen Gottesdienste beiwohnen konnte und mit einer evangelischen Gemeinde singen: „Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören." —

In Bologna trat ihm die Florentiner Schule sympathischer als die venetianische entgegen. „Die Farbe hat nicht die Glut wie bei den Venetianern," schreibt er, „ist aber bei weitem edler und doch harmonisch."

In der Kirche St. Cäcilia fühlt er sich hingezogen zu den beiden Fresken des Franzesko Francia „die Vermählung und das Begräbnis der heiligen Cäcilie" und zu anderen Werken dieser Schule: „Es ist so unschuldig und unbefangen, daß sehr oft bei den Alten und gerade auch bei diesen Bildern die Landschaft oder Architektur eine bedeutende Stelle einnimmt und nicht die Figuren so dicht über den Köpfen abgeschnitten sind. Man sieht dann mehr die Menschen im Zusammenhang mit der Natur und zugleich mit uns selbst und verliert die Absicht, nur Figuren zu malen. Es wird zwar oft dies zum Vorwurf gemacht, daß man eines oder das andere machen soll. Aber ich glaube: es ist nicht nötig; und das eine kann mitunter manches beim andern ersetzen."

In der Akademie bewundert er an Rafaels Cäcilie die

Berechnung der Farbenwirkung und findet, daß sie auf dem Bilde einen weit frischeren, jugendlicheren Charakter hat als in der Regel auf den Kupferstichen. Außer einer Madonna von Perugino zieht ihn hier noch besonders „der bethlehemitische Kindermord“ von Guido Reni an. Die andern Werke dieses Meisters lassen ihn mehr oder weniger kalt:

„Denn,“ schreibt er, „er neigt sehr zum Zopfe hin, und man muß öfters nur die große Praxis bewundern wie überhaupt bei der Schule der Caracci, weniges ausgenommen.“

Bei dieser Gelegenheit äußert er sich über den bisherigen Eindruck des religiösen Elementes der alten Kunst, auf welches er natürlich besonders sein Augenmerk richtete:

„Wenn auch bei den Alten das religiöse Gefühl das Vorherrschende ist, was einen unwiderstehlich anzieht, — aber daß es einen umackern sollte, wie das Heilige soll und muß, und nicht bloß in eine bessere sinnliche oder auch Idealwelt, sondern den Menschen selbst in einen besseren Zustand seiner Sinnlichkeit versetzen — dieses geht den Bildern der Alten mehr oder weniger ab. Man fühlt ihre Andacht, ihre Innigkeit der Empfindung, und dabei bleibt es. Es ist gewiß jetzt mehr die Aufgabe, dahin zu arbeiten, daß es mehr auf das religiöse Leben der Menschen wirkt und dadurch auch ihnen unentbehrlicher wird. Jedoch wie das noch alles werden muß, mag der liebe Gott wissen, der so manche Rätsel gelöst, und bei dem ja alles klar und offen liegt, und dessen Sache ja doch siegen muß.“

Zu Wagen gelangte Pfannschmidt mit Freund Schall, wieder unter dem Schutze von Gensdarmen, nach Ravenna, wo er 3½ Tage verweilte und St. Vitale, St. Apollinare in Classe und die Grabmäler des Theoderich und der Kaiserin Placidia aufsuchte. Er schätzte sich besonders glücklich, daß er die alte Römer- und Gotenstadt kennen gelernt, wo ihm der Gegensatz alter Herrlichkeit und neuer Armut scharf entgegentrat. —

In freudig gehobener Stimmung erreichte er am 13. Oktober Florenz, die Stadt, von deren Kunstschätzen er für sich die größte Anregung nicht umsonst erhoffte. Er schreibt im Tagebuch:

(Florenz den 13. Oktober): „Je weiter ich in Italien komme, um so höher steigt die Aufregung und Belebung, wo man selbst nicht recht im klaren ist, von wannen sie kommt; aber sie ist doch da. Und Gott ist nicht genug zu danken für das Glück, daß man sich in einem solchen Lande voller Kunst- und Naturschönheiten im fortwährenden Wechsel der Gegenstände, wie Menschen und Ereignisse befindet, sich dabei in Gott glücklich fühlt und bittet, den Anker nicht zu verlieren, der gerade hier bei dem wogenden Leben tief geworfen sein muß, wenn einen der Wirbel nicht fassen soll.

Gegen elf Uhr rückten wir in Florenz ein und stiegen in der Fontana ab. Darauf gingen wir nach der Loggia de 'Lanzi, wo die herrliche antike Gruppe des Ajax steht: er in so ruhiger, großer herrlicher Haltung, und die Formen dabei, so lebendig und ergreifend, so natürlich und doch so stilvoll. Sehr zurücktreten dagegen die neuen Leistungen, die sich in der Nähe befinden, obwohl auch diese von hohem Interesse sind, wie der Perseus des Benvenuto Cellini, ein Raub der Sabinerinnen (Giovanni da Bologna), — ein David als Hirtenknabe, eine Jugendarbeit Michel Angelos. — Dann besahen wir den Dom, von außen freilich nur, diesen wunderbaren Bau, von vielfarbigem Marmor überkleidet.

Als wir gegessen, gingen wir in das Schweizer Kaffeehaus, um da vielleicht den Scheffer zu finden. Kaum waren wir eingetreten, so sprang jemand auf: es war der liebe Ritter, ein Schüler Wachs, der seiner Gesundheit wegen nach Italien gegangen ist, und bei ihm saß auch der Scheffer. Es war große Freude und gab vielerlei zu erzählen.

Dann sahen wir uns noch zwei Kirchen an; aber es war bereits so dunkel, daß man nur die Schönheiten ahnen und empfinden konnte, nicht betrachten. Die eine, St. Maria Novella, war sehr gefüllt und machte bei mystischer Beleuchtung einen eigenen Eindruck, besonders wenn man immer dabei sehen mußte, wie sie in ihrer Andacht Stein, Holz und Bild küssen, anstatt den Heiland im Geist und in der Wahrheit.

Darauf machten wir einen Spaziergang, obgleich es etwas spät war, über den Arno nach dem Kloster S. Miniato, der sich auch reichlich belohnte. Der Himmel glühte noch. Die blauen fernen Berge, die eigene warme Farbe der Ebene, der glänzende Arno, die noch schwach erleuchteten Häuser der Stadt mit ihren herrlichen Kuppeln, im Vordergrunde tiefgrüne Cypressen — machten einen Eindruck so schön, wie er nicht auszusagen ist. Noch ein paar Schritt höher, und wir traten in die Klosterkirche, die nur schwach im Chor erleuchtet war, wo hinter dem vergitterten Altar die Mönche ihren Abendgesang sangen. Der Pförtner kam, um die Thür zu schließen; so kehrten wir nun reicher und beglückter, als wir geglaubt hatten, in die Stadt zurück."

Mit Ritter, mit dem er noch italienische Stunden nimmt, wohnt er zusammen in der Nähe von Schall.

Der zweite Tag machte ihn mit einem Meister näher bekannt, der vielleicht die größte Anziehungskraft von allen Italienern — Luca Signorelli ausgenommen — auf Pfannschmidt ausübte, mit Fiesole. Von dem ersten Besuch in den Uffizien schreibt er:

„Hier sieht man Leute von vielen Gattungen in ihrer Vollendung: Rafael, Michel Angelo, Correggio, Dürer; ... und unter diesen steht der Mann aus der himmlischen Welt, aus der Welt der Hoffnung, — der Fiesole, mit seiner innig gläubigen, großen, bescheidenen Seele, — bescheiden abgeschieden von der Welt, während die andern ihre Reize aus der Welt nehmen und mehr oder weniger auch darauf zurückwirken ...."

Und nachdem er das Kloster S. Marco kennen gelernt, in dem Fiesole als Mönch lebte und viele Zellen, den Saal und die Wandfläche über den Thüren ausgemalt hat, schrieb er:

(18. Oktober): „Die Bilder, die man hier sieht, zeugen von einem großen Fleiß, den Fiesole neben seiner tiefen Frömmigkeit und Innigkeit besessen hat, und dabei so fern von allen Einwirkungen der Welt, daß man meinen sollte, er sei gar nicht von ihr berührt worden.

Doch auch hier sprechen mich die am meisten an, die mit den Schriftwahrheiten übereinstimmen.

Eigen kommt es mir vor, daß sie soviel nach ihm zeichnen, als wenn sie mit den Formen, die nur ihm eigen sind und nur für ihn passen, sein Gefühl und seine Gesinnung einschlürfen könnten."

Auch die Kunstschätze im Palazzo Pitti, im Dom, in St. Lorenzo mit den Grabmälern der Medici von Michelangelo und des letzteren Kirche St. Maria Novella wurden studiert. Von letzterer erkannte er an, daß Michelangelo sie nicht mit Unrecht seine Braut nannte.

So groß auch die Anziehungskraft der Florentiner, namentlich eines Fiesole, wird er sich doch klar, daß ihr Einfluß auf ihn, den evangelischen Künstler, nur ein beschränkter sein dürfe. Er spricht dies deutlich in seinem Tagebuche aus:

(14. Oktober): „So sehr mich die florentinischen und alten Meister anziehen und ich sie bewundern muß, werde ich mich nicht ganz den Eindrücken hingeben können. Dieses ewige Drehen der alten Kunst um die Geschichte, die Erhebung und Anbetung der Madonna, so unwahr gegen die h. Schrift, tritt immer stärker hervor ... Es ist so eigen, daß die katholische Kirche fast alles, was vom Heiland gesagt ist, auf die Madonna überträgt und umgekehrt. Anstatt den Heiland unter den Lehrern im Tempel zu malen, sieht man den Tempelgang der Maria, die Hochzeit mit dem Joseph, — dann auf der andern Seite wieder die Vermählung des Heilandes als Kind mit der h. Katharina, das Begräbnis und die Himmelfahrt der Maria und diese im Himmel als Fürsprecherin.

Laufen da nicht geheiligte Lügen unter?

Den Heiland sieht man fast nur als Kind im Schoß der Maria oder als den Gekreuzigten. Doch er bleibt der Held, der der Schlange den Kopf zertrat, über Tote und Lebendige Herr ist, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der da sagt: „Wer mein Wort hört und thut, der ist meine Mutter und meine Brüder," — der die Mutter als Mutter liebte; — aber nur er überwand den Tod, nur er erlöste uns und nur er kann für uns sprechen. So sehr auch Maria die Gebenedeite unter den Weibern ist und den Heiland zu gebären gewürdigt

wurde, bleibt sie doch ein Menschenkind, das uns von nichts erlösen kann." —

Nachdem Freund Schall ihm schon vorausgeeilt war, begann auch ihn die Sehnsucht nach der ewigen Stadt unwiderstehlich zu treiben. Wider Erwarten wurde er in Pisa einige Tage festgehalten, da das Dampfschiff, welches er von Livorno nach Civita Vecchia benutzen wollte, erst später abfuhr. Im Camposanto zieht ihn das Weltgericht von Andrea di Cione sehr an, und findet er in demselben viel Verwandtes mit dem des Cornelius in der Münchener Ludwigskirche.

Endlich, am 30. Oktober, brachte ihn ein Dampfschiff nach Civita Vecchia, und nach glücklicher Nachtfahrt konnte er am denkwürdigen 31. Oktober seinen Einzug in Roms Mauern halten. Carl Becker, ein Mitschüler von der Akademie und Mitarbeiter am Museum,*) war der erste ihm bekannte Künstler, den er zufällig in Rom traf, als er einen Brief an Troschel abgeben wollte und in dessen Hause an einer Thür den Namen C. Becker las. Durch Becker wurde er noch am ersten Tage in den Kreis alter Bekannten geführt, zu denen Troschel, Jüterbock, Geyer, Moser, Kaselowsky, Meyer und Dühling gehörten. Im Café greco oder bei Lepré pflegten die deutschen Künstler ihre Gemeinschaft. —

C. In Rom.

31. Oktober 1844 bis 2. April 1845.

Nach einem orientierenden Gange durch Rom nahm Pfannschmidt in der Casa Budi, wo bereits Troschel, Widmer und Becker wohnten, Quartier. Am folgenden Tage „Allerheiligen" versuchte er in die sixtinische Kapelle zu kommen, wo der Papst das Hochamt halten sollte.

„Da ich aber kein hochzeitlich Kleid anhatte, erzählte er in seinem Tagebuch, wurde ich von den Schweizern zurückgewiesen ... Ich machte mir nicht viel daraus und freue mich sehr auf den

*) Der spätere Professor und Direktor des Senats der Akademie der Künste zu Berlin.

Sonntag, in der protestantischen Kapelle meinem Gott lobsingen zu können. Da werde ich nicht des Reisekleides wegen zurückgewiesen."

So ging er von der sixtinischen Kapelle in den „Peter", der ihm durch seine kolossalen Verhältnisse Eindruck machte, aber anfänglich sonst wenig Schönes und Merkwürdiges bot, da das Verständnis für Michel-Angelo ihm erst später aufging, während die herrlichen Kunstschätze im Vatikan, obenan Rafaels Werke, sein Herz „froh und voll guter Dinge" machten.

Am Nachmittag im Café traf er seinen früheren Reisegefährten Schall, der ihn zum befreundeten Maler Bolte führte. Dieser war zumeist nun Pfannschmidts Begleiter und Genosse seiner Studien und Freuden während des italienischen Aufenthaltes. An dem Tage des Wiedersehens von Bolte schreibt er im Tagebuch:

(1. November): „Ich freute mich ungemein, mich einmal aussprechen zu können, zumal da wir in andern Sachen übereinstimmen als bloß so in den gewöhnlichen Anforderungen des Lebens."

(2. November): „Bolte erzählte mir viel von den religiösen Zuständen hier. Es ist traurig zu hören, wie viele Künstler jetzt zur katholischen Kirche übergehen, und wie viele selbst Proselyten machen; und das soll mit einer unermüdlichen Thätigkeit geschehen, die zu bewundern ist. Es ist also ein schlimmer Gang, den auch ich zu gehen haben werde, und da muß man das Rüstzeug immer bei sich haben.

Ehe ich nach Italien kam, wurde ich viel vor dem Eindruck des Kultus, der Zeremonien gewarnt, von denen man als Künstler leicht gefesselt und in die Schlinge gezogen werden könnte. Aber ich muß gestehen: je mehr und je öfter ich die Weise ihres Gottesdienstes sehe, je mehr hat sie mich zurückgeschreckt; und ich mußte die Menschen tief bedauern, deren Seelen so lange gefangen gehalten werden und deren Gottesdienst fast einem Götzendienst gleicht .... Und wenn Moses nochmals vom Sinai käme und es ansähe, er würde nochmals die Tafeln zerschmeißen."

So war bei ihm die Gefahr, in Rom zur römischen Kirche hinübergezogen zu werden, völlig ausgeschlossen. Je gründlicher

er diese und ihre Kunst kennen lernte, um so fester wurde er gegründet in seinem evangelischen Glauben, und um so enger schloß er sich der jungen evangelischen Gemeinde in Rom an.

So schreibt er dem Vetter Kühn:

(3. November): „Über so vieles, was ich nur ahnte, bin ich klarer geworden, und immer weiter wird mir vor den Augen das Feld, was noch zu bebauen ist.

Am meisten ziehen mich in Italien die Bilder an; und bei aller Vollendung der verschiedenen Meister, von denen jeder in seiner Weise groß ist, machen sie nicht die Wirkung, die sie machen könnten, da allen mehr oder weniger die Satzung und Dichtung und der Schein der katholischen Kirche anklebt. Weil sie damals nun unbewußt in dem Schein lebten, so glaube ich nicht, daß jetzt, da der Vorhang weggezogen ist, je wieder die katholische Kunst in ihrer Gesamtheit wirken wird. Und ich bin fest überzeugt, daß nur das strenge Halten an dem Worte Gottes die Kunst von neuem beleben und ihr eine predigende Stelle einräumen kann, so daß sie auf Welt und Herz wirken muß.

Heute wurde hier in der protestantischen Kapelle das Reformationsfest gefeiert. Denke Dir: die Kirche liegt auf dem Kapitol, auf dem tarpejischen Felsen, — und da tönte nun heute das ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' auf das alte graue Rom herab. Du kannst nicht glauben, wie selig und kampflustig mir zu Mute war. Und der Prediger Thiele*) hielt eine ausgezeichnete Predigt. Ob wohl das alte Babel einmal fallen wird? Und doch kann es nicht anders sein; denn des Herrn Wort soll ewig bleiben. . . .

Sehr begierig bin ich, was sich eigentlich hier für ein Kreis bilden wird, in dem ich leben möchte. Es sind hier eine Menge Bekannte von mir, aber leider stimmen wir gerade in den wichtigsten Dingen nicht überein, außer Bolte . . ."

Das Verlangen nach einer Gemeinschaft, welche seine geistigen, religiösen und künstlerischen Bedürfnisse befriedigen könnte, sollte bald erfüllt werden.

---

*) Thiele wurde später Propst in Braunschweig.

Es bildete sich ein Kreis geistesverwandter Seelen, der, solange Pfannschmidt in Rom weilte, treu zusammenhielt und Freundschaftsbande fürs ganze Leben knüpfte. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete die geistvolle, durch Heimsuchungen vielgeprüfte Frau Doktor Luise Pfeiffer, geb. Nathusius aus Magdeburg, eine Schwester von Philipp Nathusius, dem Herausgeber des „Volksblattes für Stadt und Land." Es schlossen sich an: der Bildhauer Professor Henschel aus Kassel mit seiner Nichte, Fräulein Kördel — Fränzchen genannt —, die Maler Bolte und des Coudres und der preußische Legationskanzlist und Inspektor E. Schulz*) mit seiner jungen Frau, und vorübergehend noch manch anderer.

Man traf sich Sonn- und Festtags in der Gesandtschaftskapelle und außerdem im Hause des Prediger Thiele, der durch kirchengeschichtliche Besprechungen das evangelische Bewußtsein zu pflegen suchte. Außer regelmäßigen Zusammenkünften des Donnerstags wurden gemeinschaftlich die Kunstschätze und Naturschönheiten Roms und seiner Umgebung aufgesucht.

---

*) E. Schulz, der schon in den dreißiger Jahren unter Bunsen bei der preußischen Gesandtschaft in Rom thätig war, steht noch heute als Geheimer Hofrat in ihrem Dienste. Er hat bereits das achte Lebensjahrzehnt überschritten und wirkt noch unermüdlich in seinen verschiedenen Ämtern für die deutsche Gemeinde als Säule der Tradition: seit der ersten Zeit dient er dem von Bunsen für deutsche Künstler und Gelehrte begründeten kapitolinischen Hospital in der Casa Tarpea als Inspektor und der evangelischen Gemeinde durch sein sonntägliches Orgelspiel in der Gesandtschaftskapelle.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag begrüßte ihn der Professor und Direktor Hermann Wichmann in Rom mit einem Gedicht, in welchem dieser treffend des Hofrats Wirken mit den Worten charakterisiert:

„Mein Lied erklingt dem Manne, Des Leben achtzig Jahr,
Und, da es Müh und Arbeit, Es also köstlich war.
Sein Wirken galt der Heimat, Obwohl im fremden Land;
Mit ihr hält ihn umschlungen Ein unauflöslich Band.
Er dienet seinem Gotte Mit Wort und Orgelton;
Sein Glaub', sein inn'rer Friede, Die sind ihm bester Lohn.
Er dient auch seinem Fürsten, Schenkt allen Brüdern Rat;
An Söhnen, Freunden, Kranken Bewährt er seine That.
Gleichviel, ob Freud, ob Kummer, Er schaffet ruhig fort;
Sein pflichtgetreuer Wandel Bringt Segen allerort."

In dieser Gemeinschaft fühlte sich Pfannschmidt außerordentlich glücklich; er genoß sie in vollen Zügen, soweit es sich mit dem Zwecke seiner Reise vereinigen ließ. Diesen verlor er nie aus den Augen. Unermüdlich bereicherte er seine Studienbücher; und zwischendurch arbeitete er an seinem Bildercyklus zur Geschichte des ersten Menschengeschlechts weiter. In Rom entstanden die Entwürfe, welche darstellen: „Die Opfer Kains und Abels“ (November 1844), „Die Ermordung Abels durch Kain“ (Dezember 1844), „Das erste Menschengeschlecht (Oben: Lamech, Thubalkain, Jubal, Jabal. Unten: Adam und Eva mit Kain und Abel, Enos (1845),“ „Kain von Gott zur Rechenschaft gezogen“ (1845) und „Noahs Einzug in die Arche“ (1845). Auch eine tief ergreifende Komposition aus der Geschichte des Neuen Testamentes gehört dieser Zeit: „Die Klage der bethlehemitischen Mütter um ihre von Herodes ermordeten Kindlein,“ eine Illustration der Prophetenworte: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehöret, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen.“

Einige Tagebuchauszüge vom Schluß des Jahres 1844 mögen uns in Pfannschmidts römischen Freundeskreis hineinversetzen und uns namentlich das Weihnachsfest in Rom schildern:

(Den 26. November.) „Donnerstag Abend ging ich mit Bolte und des Coudres, den ich an diesem Abend näher kennen lernte, zu Schulz auf das Kapitol. Es war ein überaus glücklicher Abend. Wir fühlten uns wohl in dem, der unsern Mund fröhlich macht und der der Einigungspunkt unserer Herzen ist . . . Es ergab sich, daß Schulz Landsmann von mir ist. Aus Welsbach bei Langensalza ist er gebürtig und seine Frau aus Weißenfels: sehr glückliche, junge Eheleutchen. Es wurde beschlossen, unsere Zusammenkünfte wöchentlich festzusetzen, um uns gegenseitig in diesem feindlichen Lande zu unterstützen, unserer Erkenntnis und unseres Glaubens gewisser zu werden.

(Den 23. Dezember.) Gestern als am Sonntag vor acht Tagen waren Henschel, die Nathusius, Körbel u. s. w. bei mir, meine Arbeiten zu sehen; und der Eindruck auf sie war so an-

regend für mich, daß, wenn sie mir auch noch so viel Mühe gemacht hätten, ich diese vergessen hätte.

(Den 26. Dezember.) Am Dienstag Abend als am heiligen Abend wanderte ich nach Sonnenuntergang auf das Kapitol. Von allen Türmen tönte das Ave Maria, wie es schien freudiger denn sonst. Das Kapitol war noch von der Abendsonne vergoldet und unsere kleine, schöne Kapelle von Lampen erhellt. Es dauerte nicht lange, so begann ein Kanonendonner, um die Geburt des Heilandes zu verkündigen; und in unserem Kirchlein tönte jubelnd dazwischen „Vom Himmel hoch, da komm' ich her, ich bring' euch gute, neue Mär'."

Nachher wurden bei der Nathusius Engel fabriziert, Nüsse vergoldet und versilbert, — liebliche Erinnerungen an die Kinderjahre.

In der Christnacht wachte ich vor vier Uhr auf, und es war also gerade Zeit, um nach S. Maria Maggiore im Mondschein zu wandern. In dieser Kirche, die mit aller Pracht ausstaffiert war, tönten vom Chore der Geistlichen Gesänge, und umher und an den Säulenschäften saß und lag das Landvolk, um die Christnacht wachend oder schlafend hier zuzubringen, wie die Hirten, die zuerst das Christkind anbeteten. Nachdem ich lange genug mich ergötzt hatte an den bunten, öfters sehr malerischen Gruppen, ging ich wieder nach Haus, um mich auf den Tag vorzubereiten.

Der Tag erwachte in seiner schönsten Schöne, wie ihn nur der liebe Gott seinen Kindern bereiten kann: so hell und klar und freundlich lächelten Himmel und Sonne. Morgens brachte ich an die Nathusius eine kleine Zeichnung, da ich ihr viel schulde; und dann machte ich mich zur Kirche auf, wo die Weihnachtsfreude wieder auf die herrlichste Weise ausgeteilt wurde . . . Ich genoß das Abendmahl, um Ihn körperlich und geistig aufzunehmen, zumal da ich die Gemeinschaft des Herrn nähren muß bei so vielem, was mich von ihm trennen will.

Nach unserem Gottesdienst gingen wir insgesamt nach S. Maria in Aracoeli auf dem Kapitol mit dem wunderthätigen Bambino, welches zu Kranken getragen wird, um sie

gesund zu machen. Eine schöne Krippe war aufgebaut mit vielem malerischen Sinn und Reiz .... Das bunte Gemisch auf der hohen Treppe war lustig anzusehen. Eine Menge Leute waren da, die das Bildnis des kleinen Bambino, (das Christkindchen in Holz oder Wachs) für einen mezzo bajacco verkauften, unten ein Honigkuchenbäcker, dessen Art und Weise den Kuchen zuzubereiten wir lange mit Vergnügen zusahen ...

Wir aßen wieder zusammen beim Lepré und machten dann einen Spaziergang in den Garten der französischen Akademie bis auf das Dianatempelchen, wo man die schönste Aussicht der Welt genießt: in den Gebirgen der Schnee, dabei die lachende, warme Sonne, die immergrünen Eichen. Alles bemächtigte sich unser, so daß wir uns freuten, sprangen und hüpften wie die Kinder, wenn die Schule aus ist. Es läßt sich gar nicht beschreiben, wie schön der Tag war ...

Nach dem ging ich nach Haus, um noch eine kleine Zeichnung für den Abend fertig zu machen und dann zum Volte, wo wir vier — der Ritter noch und des Coudres — Gedichte machten über die Tinte, die am Abend verschenkt werden sollte. Abends war um den Christbaum die Verlosung: viel Freude und jugendliches Leben! ....

So kam denn nun auch der zweite Christtag heran in neuer Schöne. Auf dem Kapitol versammelte sich das Häuflein wieder, und von der Kanzel drang das Wort der Schrift: „Im Anfang war das Wort, und das Wort bei Gott, und Gott war das Wort" mächtig zum Herzen, um immer auf den Urquell alles reinen Lebens hinzuweisen .... Abends war bei dem lieben Schulz Zusammenkunft. So wurde das Christfest herzlich beschlossen." —

Ein abgerundetes Bild seines römischen Lebens und seiner Freunde giebt Pfannschmidt seinem Vetter:

(Den 29. Dezember 1844.) „Auch hier hat mir Gott Menschen zugeführt, so lieb und wert, daß die Annehmlichkeit des Aufenthaltes sehr erhöht wird und ich eine gute Zuflucht habe, wenn es mit der Arbeit nicht gehen will, und wenn mir überhaupt der Kopf nicht auf der rechten Stelle sitzt.

Vor allem habe ich Dir Herrn und Frau Schulz zu nennen. Er ist gegründet in dem Grunde, aus dem aller Quell des Lebens fließt, und ein sehr wackerer, kenntnisreicher und bescheidener Mann, der die mancherlei Ämter in aller Stille auf die schönste Weise ausfüllt. Ebenso ist seine Frau eine recht kindliche, liebliche Frau. Unter beiden Leutchen findet das schönste, herzlichste, eheliche Leben statt; beide sind noch jung, seit einem Jahre erst verheiratet. Sie wohnen auf dem Kapitol, von wo man eine herrliche Aussicht auf das alte und neue Rom hat. . . .

Der Gesandtschaftsprediger Thiele ist ein ausgezeichneter Mann, der es redlich meint, und in seinem Denken sehr umfassend ist, und auf den das Gute, was hier das Heidentum und Mittelalter hervorgebracht, einen wohlthätigen Eindruck geübt hat, und der daher bei tief christlicher Erkenntnis nicht so einseitig geblieben ist, wie so mancher bei uns zu Lande . . . Überhaupt würde es für jeden Theologen gut sein, einmal Rom zu sehen; die Protestanten würden gewiß einiger sein . . .

Außerdem hält sich hier eine Frau Dr. Nathusius, aus Magdeburg gebürtig, auf, die mit vielem begabt ist, was wir auf Erden als das Edelste ansehen, und zugleich sehr wohlhabend. Sie hat gar viel leiden müssen. Das hat sie zu dem getrieben, der die Leiden abnimmt. Zu ihrer Erholung und Freude, die sie an der Kunst hat, hält sie sich bereits über ein Jahr in Rom auf. Sie hat ein Urteil über die ernstesten Gegenstände und Erzeugnisse der Kunst, wie ich es bei wenig Frauen gefunden habe und übertrifft darin gar häufig die Künstler, die sich in ihrem Kreise einfinden.

Bei ihr wohnt der Professor Henschel aus Kassel mit seiner Nichte, beide auch recht liebe Leute. Der Professor, ein bejahrter Junggeselle und ausgezeichneter Bildhauer, macht ganz den Eindruck eines schönen Frühlingstages und freut sich auch wie ein Kind über jede Blume.

Von den jüngeren Künstlern sehr wert ist mir des Coudres, auch aus Kassel gebürtig, ein Mensch von ernstem Streben und kräftiger Haltung und darin dem Pudor sehr ähnlich, nur nicht

so lebendig, verschließt mehr alles in sich und verarbeitet es in seinem Kopfe und ist sehr kirchlich gesinnt ...

Das Leben der Unzahl Künstler, die sich hier aus aller Welt zusammenfinden, aus Rußland, Amerika, Frankreich, Schweden, Deutschland, hat viel Buntes, aber doch nicht eigentlich einen rechten Kern. Wie mir gesagt wurde, legen es die meisten darauf ab, unter den Künstlern eine Stelle einzunehmen; und bei vielen wird man nicht gewahr, was sie eigentlich an den alten Meistern gesehen haben .... Man sieht aber auch viele herrliche Blüten, wie den Overbeck, (Johann Friedrich, 1789 bis 1869), der einzig in seiner Art dasteht und mit seiner Kunst zugleich Prediger des Katholizismus sein will ... Sehr hoch hat mich gestern ein Besuch bei Rethel (Alfred, 1816—1859) erfreut. Er ist damit beauftragt, den Kaisersaal in Aachen auszumalen, ein junger, kernfester Mann und Protestant. Er ist in historischen Gegenständen ganz eigentümlich und groß; zumal in seinem „Hannibalzuge über die Alpen“ zeigt sich in mehreren Blättern seine Originalität und Genialität, und er berechtigt gewiß zu außerordentlichen Hoffnungen.“ —

Das neue Jahr 1845 legte ihm ernstlich den Gedanken an die Heimreise nahe; denn seine Ersparnisse waren bedenklich zusammengeschrumpft. Da wurde ihm eine ganz unerwartete Hilfe zu teil, die es ihm ermöglichte, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern und nach Ostern noch weiter südlich bis Sizilien zu reisen.

Von der Akademie wurde das Reisestipendium von 1500 Thalern, da die Architektenkonkurrenz 1843 erfolglos geblieben war, zur Hälfte Pfannschmidt zuerkannt mit der Begründung:

„Die Akademie der Künste glaubt mit Recht von Ew. Wohlgeboren Studien in Rom besonders für die Freskomalerei so glückliche Erfolge erwarten zu dürfen, daß sie, um Ihren Aufenthalt daselbst und in Italien überhaupt zu verlängern und fruchtbarer zu machen, Ihnen den halben Preis ... bewilligt hat ...

gez. G. Schadow. Tölcken, Geh. Reg.-Rat.“

Die mit diesem Geschenk bewiesene Anerkennung des Senats der Akademie war Pfannschmidt eine Genugthuung für das bei

der Konkurrenz 1840 erlittene Unrecht. Schwester Karoline weist mit Recht den Bruder darauf hin, daß damals ihm die ganze Summe nicht so viel genützt hätte, wie jetzt die halbe. — Später erfuhr Pfannschmidt, daß hauptsächlich der alte Professor Hampe, von dessen Freundlichkeit und Wohlwollen gegen ihn wir früher gehört, es gewesen, dessen Fürsprache er die Zuweisung jener 750 Thaler zu danken hatte. Leider konnte er dem alten Herrn seinen Dank nicht mehr aussprechen: vor Pfannschmidts Heimkehr war er gestorben. —

Bis Ostern blieb Pfannschmidt noch in Rom. Am 12. Januar nahm er an dem Sprachenfest in der Propaganda teil, wo er auch den Kardinal Mezzofanti sah, der gegen 50 Sprachen beherrschte, wie man sagte.

Während viele Kunstschätze, besonders in den Villen Ludovisi, Borghese und Farnese ihn fesselten, überwältigten ihn die Werke des „Wiederbegründers der modernen Landschaft" Joseph Anton Koch (1768—1839). Er schreibt darüber: (Den 31. Januar 1845.) „Am vergangenen Montag verlebte ich einen der denkwürdigsten Tage meines Hierseins, indem ich da den Koch in seinen historischen Werken mehr kennen lernte. Morgens ging ich zuerst zur Villa Massimi. Am meisten interessant sind die Zimmer des Koch, wo ich beim ersten Augenblick glaubte, Sachen von Cornelius zu sehen. So überaus kräftig und wahr sind sie in der Auffassung, daß es recht erhebend und kräftigend ist ... Nachmittags sah ich dann beim Widmer, seinem Schwiegersohne, Kochs übrige Kompositionen vom Dante, die vom höchsten Interesse sind. Frei bewegt er sich in den mächtigsten Gegenständen, mit einer Phantasie wie der Dichter, der sie dachte."

Bevor er nach dem Süden abreiste, fand bei Schulzens auf dem Kapitol ein Abschiedsmahl statt.

D. Durch Süd-Italien und Sizilien.

2. April bis Ende Mai.

Am 2. April wurde die Reise zu Wagen angetreten. Es ging zur Porta Giovanni hinaus an den Ruinen von Wasser-

leitungen vorüber nach Albano, über Velletri nach Cisterna: westlich erglänzt prächtig das Meer, östlich zieht sich das Gebirge hin in großartigen Linien, auf den Bergen winken malerisch gelegene Städte. Durch die pontinischen Sümpfe fuhr man nach Terracina und erreichte die Küste, wo auf dem Castel Angelo die herrliche Aussicht über Inseln und Berge genossen wurde. Nun hielt sich der Weg immer an der Küste bis Fondi, von wo er ins Gebirge an Itri und dem Grabmal des Cicero vorüber nach Molo di Gaëta führte, wo nahe am Meer gelegen im Garten des Gasthauses die Ruinen der Villa des Cicero gezeigt wurden.

Den 5. April wurde Capua und schließlich Neapel erreicht, wo er mit dem Maler Ritter zusammentraf. Über die ersten Eindrücke Neapels schreibt er seinen Eltern:

„Von Neapel werden so viele Wunderdinge gemeldet, die es auch wirklich besitzt; aber es hat auch wieder viele Wunderdinge, von denen man wünschen möchte, daß sie nicht existierten. Denn wie sich von Norden nach Süden viele schlechte Eindrücke mehr und mehr häufen bei einer immer schöner werdenden Natur, so hat hier in Neapel das, was wir bei uns für recht und redlich halten, gar viele Veränderungen erlitten, an die sich ein Fremder schwer gewöhnen kann, auch nicht gewöhnen darf, unter welchen er aber doch leidet. Kurz, meine Lieben, es machte mir einen komischen Eindruck, als ich den schönen Golf sah, die amphitheatralisch gebaute Stadt, den ewig rauchenden Schornstein des Vesuv — und dabei das rohe Gesindel auf den Straßen mit allzu großer Natürlichkeit, das Schreien und Treiben. Da dachte ich: hier ist kein rechtes Plätzchen für dich. Jedoch der erste Eindruck schwand, und es fanden sich eine Menge schöner Plätzchen außen in der schönen Natur, im schönen Museum mit seinen Herrlichkeiten aus der alten Welt und aus Pompeji, und dann noch Plätzchen in manchem Herzchen."

Vom Professor Aubel in Kassel hatte er Grüße an dessen Schwester auszurichten, die an einen deutschen Fabrikanten Berge in S. Jorio am Fuße des Vesuv verheiratet war. Von seinem ersten Besuch dort schreibt er den Eltern: „Ich fand da einen

Kreis von Menschen, wie ihn die Natur nur lieblich und schön schaffen und der Herr durch seinen Geist, der aus ihnen spricht, verklären kann. Der Herr Berge war auf einer Reise nach Deutschland begriffen ..... Sie ist eine Frau, die die Schläge des Schicksals, die hart gefallen sein sollen, demütig und ausdauernd ertragen hat; und um sie blühen sechs schöne Kinder von so echt deutschem Gesicht und Charakter, daß man glaubt, hier in einer Oase zu leben neben den verbrannten Charakteren der Neapolitaner. Nun erschien mir gleich alles in Neapel in anderen Farben; es wurde mir lieber, und freudiger verfolgte ich meine Zwecke."

Und in seinem Tagebuche lesen wir: „Ich kann immer noch nicht den Besuch am Sonntag vergessen und möchte alle Tage hinausgehen. Wenn wir uns über Berge und Blumen freuen, warum soll man sich nicht freuen über die herrlichsten, lieblichsten Blumen, die Gott geschaffen hat mit Farben, wie die Blumen so weiß und rot, und mit Augen, in denen er seinen Himmel noch spiegeln läßt, wie ihn kein Meeresspiegel so ernst und klar zurückwirft? Und dazu kommt noch: diese Blumen können sprechen, daß von dem Klang der Worte das Herz vor Freude hüpft. Der Vesuv ist mir nun noch einmal so lieb geworden, da er an seinem Fuße so liebe Menschen wachsen läßt."

An beiden folgenden Sonntagen durfte er wiederum Freudenstunden in diesem anmutigen Familienkreise verleben, in welchem er auch den Hauptmann der neapolitanischen Schweizergarde v. Manuel als einen erweckten Christen lieben lernte. Durch Gedankenaustausch und gemeinsame Schriftbetrachtung suchte man sich hier zu stärken. —

Die ungünstige Witterung beschränkte Pfannschmidts Studien auf das Museum und die Kirchen, so daß er sich entschloß, die Umgegend für die Rückreise aufzusparen, jetzt aber sobald als möglich nach Sizilien zu fahren.

Ein kleines Küstendampfboot brachte ihn nach Palermo. Auf Sizilien weilte er drei Wochen. Der Stil der sizilischen Architektur, welchen — an die christliche Basilika anknüpfend — sarazenischer und normannischer Geist zusammengeschweißt hat, und der

in seiner Farbenpracht mit der südlichen Landschaft malerisch zusammenstimmt, scheint es ihm angethan zu haben.

Von Sehenswürdigkeiten in Palermo hebt er den Dom mit dem Grabmal Friedrichs II und herrlichen Mosaiken, den Palazzo oreale und die Universität mit altgriechischen Malereien hervor. Ausflüge machte er nach Monreale und S. Marineo. Nach Termini konnte er in Gesellschaft von drei Italienern reisen, die sich freundlich seiner annahmen. Einer von diesen, ein Sizilianer aus der Nähe von Messina, rezitierte eine Menge Sonette, je nachdem ein Anklang dazu gegeben war, und frug Pfannschmidt, ob er auch an Jesus Christus und an seinen Tod glaube, was dieser natürlich mit gutem Gewissen bejahen konnte. Beim Abschied in Termini meinte ein anderer von ihnen, ein alter Mann: „Wir werden uns wohl erst im Himmel wiedersehen!" — Allein reiste Pfannschmidt nach Cefalu, um den Dom zu sehen. Zu Pferd kehrte er nach Termini zurück; sein Führer saß hinter ihm auf demselben Pferde und sang ihm mit gellenden, unartikulierten Lauten in die Ohren, so daß Pfannschmidt froh war, als er wieder nach Palermo wandern konnte.

Am zwölften fuhr er wieder nach Neapel, wo er jetzt bei besserem Wetter mehr Befriedigung findet.

Die Eisenbahn benutzt er zu einem Ausfluge nach Pompeji. Hier erscheint es ihm merkwürdig und schön, in den verlassenen Wohnungen der Alten umher zu gehen und zu sehen, wie wohnlich und geschmackvoll sie sich eingerichtet und alles mit Schönheitssinn gebaut und bemalt haben.

Von der Ersteigung des Vesuv giebt er den Seinen folgende Beschreibung: „Man macht gewöhnlich die Besteigung des Vesuv so, daß man bis dahin, wo sich der große Kegel erhebt, reitet und dann in den Lavastücken zu Fuß weiter steigt. Man kann am Berge die verschiedenen Ausbrüche des Vesuv unterscheiden, wie weit die Lava jedesmal geflossen ist. Am Krater oben angelangt, ist das Feld, was man da sieht, wirklich überraschend: es ist ziemlich zehn Minuten bis eine Viertelstunde breit und an allen Ecken dampft's und kocht's, und die glühende Lava wird hervorgetrieben,

Man geht ganz ohne Furcht auf dem warmen Boden herum zwischen den schwarzen Lavaschlacken und -felsen, die von Schwefel bald grün, bald gelb, bald rötlich gefärbt sind. Der Führer taucht mit dem Stocke in die glühende Lava, holt etwas heraus, und da läßt man sich zum Andenken ein Geldstück hineindrücken oder siedet darauf ein Paar Eier. Auf diesem großen, unheimlichen Felde hat sich ein kleiner Kegel in der letzten Zeit erhoben, der nun fortwährend glühende Schlacken auswirft, und wo es braust und donnert wie ein ewiges Gewitter oder das Donnern der Batterie. Der Führer war kühn genug, auch da vorauszueilen, ich mit noch einem Gefährten lief mit bis zum Rande und kehrte auch gleich wieder um. Wir erwarteten da die Nacht, die ein prächtiges Schauspiel bot: die dunkelblaue Luft und das glühende Feuer, das immer ausgestoßen wird, und der erleuchtete Dampf, der als Wolke weiterzieht. Die Fackel wurde dann an glühender Lava angesteckt und leitete uns auf dem Heimwege."

Ferner wurden Ausflüge nach Puzzuoli, Amalfi und Paestum zum Neptunstempel unternommen, auch die Familie Berge in S. Jorio besucht, wo er diesmal auch den Hausherrn antraf. Besonders vertraut wurde er jetzt mit dem Hauptmann v. Manuel, der ihm sein Inneres erschloß: auch viel über die zerfahrenen kirchlichen und politischen Verhältnisse in Neapel mitteilte: die ganze Herrschaft könne sich nur noch im Betruge erhalten, aber bald müsse ein neuer Tag kommen. v. Manuel bewies ihm viel Freundlichkeit, nahm ihn auch als seinen Gast mit nach Nocera.

In Neapel wäre Pfannschmidt fast in große Verlegenheit gekommen, da sein Reisegeld aufgezehrt war und die Unterstützung von der Akademie noch nicht eintreffen wollte. Da half der treue Schulz mit einem Vorschuß aus. Auf die Nachricht des letzteren, daß Cornelius am 12. April in Rom angelangt sei, schreibt Pfannschmidt ihm von Neapel aus:

(15. Mai 1845): „Ich bin sehr begierig, diesen Riesengeist einmal wiederzusehen, den die Erde in so eine kleine, dicke, kurze Figur eingeschlossen hat. Wenn er es nicht mit der Erde zu thun, sondern nur zu denken und in andern Sphären zu kreisen hat,

da zerbricht er diese kleine Form und zeigt sich in seiner schönsten Schöne."

Da er Gesellschaft fand, wanderte er auf einem andern Wege, als er gekommen, übers Gebirge an S. Germano, Monte Casino und Valmonte vorüber nach Rom.

E. In Rom.

Ende Mai bis 9. Juni.

Hier warteten seiner die Trauernachricht vom Heimgange seines Freundes, des Malers Pudor. Über diesen schreibt er in sein Tagebuch: (2. Juni 1845): .. „Schon früher hatte ich einen Traum gehabt, daß Pudor schwer krank darniederläge, daß ich ihn sähe mit einer Röte im Gesicht, wie die einer noch einmal aufblühenden Rose vor dem Todesschlafe: er sprach irre. Und dieser Traum ängstete mich; aber noch mehr der, den ich vor ganz kurzer Zeit in Neapel hatte, daß der Pudor gestorben sei und noch an seine Mutter geschrieben, daß das Buch, was auf seinem Tische liege, der Dante, das meinige sei.

Die Träume sind nun zur Wahrheit geworden, und mein Pudor ist wirklich nicht mehr. Beim Scheiden sagte er mir noch: er freue sich, daß er mich habe kennen und lieben lernen. Meine Liebe hat er auch und wird sie treulich bewahren, da wir uns die Hand auf eine so weite Reise und lange Trennung gereicht haben: er in die Felder und Wohnungen der Seligen und ich in den Garten Gottes hier auf Erden. Er sieht ihn nun, den er mit nimmer ruhendem, forschendem Geiste zu erkennen suchte und offen bekannte. Wir Zurückbleibenden verlieren für diese Welt einen innigen Freund, der alles belebte mit seiner umfassenden Seele und wo er liebte, treu, wahrhaftig liebte; entzündet für alles, was hoch und heilig, kannte er keine Gefahr, kein Hindernis in der Erreichung seines vorgesteckten Zieles.

Was war es für eine schöne Zeit, als wir zusammen Kartons zeichneten! ... Allmählich fingen an die Kräfte an diesem anfangs so gesund scheinenden Menschen zu schwinden, die schöne, große, lebendige Gestalt begann zu erbleichen. Er mußte das

Werkzeug aus der Hand legen, durch das er mit seinen herrlichen Gaben so Großes schaffen konnte; und ein anderer hat ihn nun in seinen Dienst genommen .... Wenn so die Edelsten schwinden, dann ist es Zeit, mit verdoppelten Kräften zu ringen."

Trotz dieser Trauernachrichten war die Freude des Wiedersehens der römischen Freunde groß, konnte doch Pfannschmidt jetzt auch seinen „alten großen Meister" Cornelius in Rom begrüßen. Durch die Trennung waren ihm die Menschen lieber und die Kunstschätze wertvoller und verständlicher geworden. So schreibt er in sein Tagebuch: (den 5. Juni): „Heute fühlte ich so recht wieder, was Rom für eine Macht durch seine Werke auf mich ausübt. Die Rafaelschen Stanzen waren von dem hellen Licht so viel anschaulicher gemacht, daß vieles, was man vorher nur geahnt, in seiner Schöne hervortrat. Und nicht genug kann man an dieser Fülle sein Herz laben, und die Frucht schmeckt durch die Zeit immer besser. Auch bei der Antike treten mir mehrere Gestalten näher, die ich früher weniger bemerkt hatte. Für mich ist es immer wunderbar, wie sich bei ihr dieses hohe Schönheitsideal und der edle Sinn mit der Sinnlichkeit so merkwürdig einigen."

Wenige Tage zuvor hatte er noch über die Antike seinem Vetter geschrieben: (3. Juni): „Was die Antike betrifft, so muß ich Dir offen meine schwache Seite bekennen. Ihre große Schönheit, die sich sowohl in der Empfindnng wie in den vollendeten Formen in den lieblichsten Akkorden ausspricht, glaube ich empfinden zu können. Aber recht in die Mythologie einzudringen, mit ihr so zu sagen zu leben, ist mir immer noch nicht möglich. Es ist eine Scheidewand dazwischen, die nicht brechen will."

Zu einem besonders schönen Tag gestaltete sich der 6. Juni durch einen Ausflug in Gesellschaft der römischen Freunde nach Isola Farnesa und Veji.

F. Durch Etrurien nach Umbrien.

9. Juni bis 4. August.

Am 9. Juni verließ Pfannschmidt wieder Rom, um mit Bolte das Land der Etrurier und Umbrier zu durchwandern.

Bis Civita Vecchia benutzten sie die Eisenbahn, zu Fuß wanderten sie nach Corneto, „froh, wieder mit dem lieben Gott allein zu sein.“ Von der Schönheit der Gegend wurde Pfannschmidt so gefesselt, daß er sich schwer erst am 18. Juni trennen konnte. Vor allem zogen ihn die Ruinen des alten Tarquinii und die Begräbnisstätten der Etrurier an. Auch rühmt er den Volkscharakter der Etrurier, der besser sei als der der meisten Italiener. In der Nähe des Meeres wurde ihm eine Quelle gezeigt, da Augustinus gläubig geworden sei.

In Toscanella zeichnete er in S. Maria, „einem herrlichen Denkmal byzantinischer Baukunst, größtenteils aus Lava und Sandstein erbaut, das die Spuren des Kampfes an sich trägt, die Mittel dem Christentum unterzuordnen.“ —

Der Höhe- und Glanzpunkt dieser wie der ganzen italienischen Reise sollte Orvieto werden durch die Bedeutung seiner Kunstschätze sowohl als vor allem durch ein Ereignis, dessen wohl in der Kunstgeschichte gedacht werden könnte. Durch eine wunderbare Fügung wurde Pfannschmidt das Werkzeug, die herrlichen Wandmalereien des Fiesole und Signorelli im Dom, die schon fast verloren gegeben waren, in ihrer alten Schönheit zu enthüllen und so den Kunstfreunden wieder zugänglich zu machen.

Der Dom, 1290 begonnen, ist ein Werk des Meisters Maitani aus Siena, enthält an der Fassade Marmorreliefs von Nicolo Pisano, „einem der bedeutendsten Bildhauer des Mittelalters,“ im Innern, namentlich in der Capella della Madonna berühmte Malereien von Fiesole und Luca Signorelli. Aber die Jahrhunderte sind vergangen, und zur Reinigung jener Gemälde war nicht nur nichts geschehen; vielmehr trug ein jährliches Feuerwerk in der Kirche zu Pfingsten, durch welches das Herabkommen des heiligen Geistes unter gewaltigem Brausen und Feuerflämmchen veranschaulicht werden sollte, viel dazu bei, die Kunstwerke mit einer fast undurchdringlichen Staub- und Schmutzdecke zu verhüllen, so daß man vielfach nur ahnen konnte, was wohl darunter gewesen sein mochte. Aus Furcht, die Malereien zu verletzen, hatte man bisher nichts zu unternehmen gewagt, um jene Decke zu entfernen.

Wie Pfannschmidt in Gemeinschaft mit Bolte dies gelang, mag er uns selbst berichten innerhalb seines Reiseberichtes über Orvieto:

„Nach guter Ruhe verließen wir Bolsena und zogen singend durch die mit schönen Blumen frisch bewachsenen Hügel nach Orvieto 'zu. Ungefähr zwei bis drei Miglien vor Orvieto öffneten sich die Berge und in einem breiten, weiten, fruchtbaren Thal liegt die Stadt, auf einem steilen, ringsum abschüssigen Tuffselsen gebaut. Der Dom blickt ehrwürdig über alle Gebäude hinaus als Ziel und Zweck der Wanderer. So im Angesichte der Stadt lagerten wir uns, um zugleich auch die schöne Natur zu genießen, und leerten die letzten Tropfen monte Fiascona. Dann stiegen wir hinauf in die Stadt, und der Eintritt war recht schön. Denn es begegnete uns ein ungemein liebliches Mädchen, die ich nach dem Gasthause frug. Sie antwortete freundlich und errötete, und das liebliche „serva sua“ tönte mir den ganzen Tag noch schön in den Ohren, denn sie hatte einen gar schönen Ausdruck, zart, jungfräulich ....

Der erste Gang richtete sich nach dem Dom, der auf uns in seiner herrlichen Schöne einen ungemeinen, fast rührenden Eindruck machte in dem Gedanken, daß ein Werk in dieser Vollendung von einer einzigen kleinen Stadt hergestellt werden konnte .... Je mehr man ihn ansieht, um so mehr wird er zu einem Spiegel des Himmels, zu einer Himmelspforte."

Von Fiesoles Bildern in der Capella della Madonna „Christus in der Herrlichkeit" und „David, Abraham, Moses und Johannes d. T." sagt er:

(Den 27. Juni.) „Beide Bilder sind von Fiesole in einer Größe, wie er selten gemalt. Aber nicht weniger spricht sich auch hier derjenige aus, der das, was er schafft, von oben empfängt, um es dankbar dem Geber wieder zu weihen und alle zu dem Geber hinzuziehen. — Ein Schüler soll ihm beim Malen dieser Bilder tot vom Gerüst gestürzt sein und dieses der Grund sein, weshalb er die Arbeit nicht weiter geführt, sondern dem Benozzo Gozzoli und andern Schülern und dem Luca Signorelli überlassen hat .... Seit fünfzehn Monaten arbeiten bereits vier rus-

sische Architekten an einem Werke über den Dom und hatten schon davon gesprochen, ob es nicht möglich wäre, die Bilder zu reinigen. Nun hörten die Aufseher der Kirche, daß zwei fremde Künstler aus Rom da seien, und der eine (Pf.) bei Cornelius-Fresko gemalt hätte. Und weil der Name Cornelius auch hier in Italien einen guten Klang hat, wurde uns die Erlaubnis (vom Kämmerling Mazzocchi) erteilt, einen Versuch machen zu dürfen.

(Den 30. Juni.) Bolte und ich, wir machten uns nun ans Werk und versuchten mit Brot den Schmutz abzureiben, aber dieses fruchtete nicht. Dann versuchten wir es mit Wasser — und siehe da, im Nu kam ein schönes, wohl erhaltenes Bild zu Tage. Während dem aber sollte die Messe gehalten werden, und in voller Freude über das Gelingen gingen wir während der Handlung in eine Seitenkapelle, wo die herrlichsten Bilder sind, und an demselben Vormittag wurde noch ohne Erlaubnis die Hölle des Luca Signorelli abgewaschen ... Und siehe da, die Sache gelang so zur allgemeinen Freude, daß das Bild aussah, als sei es gestern gemalt und die kernige, wunderschön verstandene und charakteristische Zeichnung des Luca Signorelli zeigte sich wieder in ihrem vollen Glanze. Wir kamen daher mit den Russen überein, sämtliche Fresken zu reinigen und so den Späterkommenden das Sehen leichter zu machen. Für mich kann es ja auch kein besseres Studium geben, als sich bei der Freude, wie alles so schön ans Licht tritt, mehr in die Sachen hineinzuleben. Den Italienern war es auch ganz recht, daß sie ihren hundertjährigen Staub herunter bekamen, und schnell wurden viele Kräfte in Bewegung gesetzt, um Gerüste aufzuschlagen. Ein Russe half mit, auf einer Galerie den fußhohen Staub abkehren. So verging der Tag unter reger Thätigkeit und viel neuer Freude, die damit verbunden war. — (Den 3. Juli.) Die Capella della Madonna ist nun gereinigt, sowohl zu unserer Freude als zu der der Orvietaner, die es für ein glückliches Jahr halten ... Am bedeutendsten ist der Unterschied im Chor, so daß ein Geistlicher nach den Gegenständen frug, weil er sie früher nicht gesehen, obgleich er vielleicht fast zeitlebens ihnen gegenüber gesungen hatte. Und wie muß

es nun allen denen angenehm sein, die nach uns kommen und die herrlichen Sachen genießen können! Die Sache hat die ganze Stadt in Bewegung gesetzt und ein bißchen Feuer hinter die Leute gebracht . . .

Das Gerüste im Chor wird wahrscheinlich viel Zeit kosten, so daß wir doch eher abreisen müssen. Und da sie nun die Behandlungsweise kennen, so ist es ja auch weiter kein Verlust.

(Den 4. Juli.) Gestern abend brachte mit großer Verlegenheit der Wirt seinen Auftrag an: der Kämmerling wüßte nicht, wie man uns für die Mühe entschädigen sollte, und wollte durchaus unsere Zeche bezahlen. Wir lehnten dies ab, freuten uns aber über den mittelalterlichen Einfall, als wäre sie bezahlt. Die Tage in Orvieto sind wahre Festtage gewesen und an so verschiedenen Erlebnissen reich . . .

Heute früh führte uns der Mazzocchi in das Bureau des Domes und legte uns die Kupferstiche von der Kirche vor und sagte: sie seien unser. Wir konnten nach langem Hin- und Herreden uns nicht weigern, und rissen ihn dadurch, daß wir sie annahmen, aus seiner sichtbaren Verlegenheit.

Heute, den 5., wurde ein Teil der zopfigen Chorstühle abgerissen: die Arbeiten dahinter, bunte Malereien auf Goldgrund und Lünetten, sind wohl erhalten. Der Kämmerling kam, sah es und freute sich, und auch den übrigen Teil begann man abzureißen. Und die Orvietaner sind so bewegt und erfreut, daß sie alle möglichen Pläne machen, um den Zopf allenthalben herauszubringen und Besseres an die Stelle zu setzen, sogar an manchen Stellen, wo noch keine Fresken sind, welche hinmalen zu lassen . . ." Am 5. Juli wurde Abschied von Orvieto genommen und die Reise nach Perugia fortgesetzt.

Die Kunde von der Reinigung der Fresken war auch nach Rom gelangt, und die Kommission der Antiquitäten entsandte den Professor Minardi zur Prüfung dieser Angelegenheit nach Orvieto. Sein Gutachten fiel äußerst günstig aus. Der Kämmerling schrieb darüber an Bolte im September oder Oktober 1845:

„Ich habe das Vergnügen gehabt, dieser Tage von Pro-

fessor Minardi unendlich loben zu hören die Art, auf welche diese Freskogemälde gereinigt worden sind, indem er seine volle Zufriedenheit über das günstige Resultat aussprach ..... Es freut mich um so mehr es Ihnen kund zu thun, weil diese Lobsprüche größtenteils Ihnen und Herrn Carlo (Pfannschmidt) gelten, indem Sie sich mit so vieler Güte und Wissenschaft in der Kunst dieser so mühsamen als interessanten Arbeit widmeten."

Als Zeichen der Erinnerung an dieses wichtige Ereignis erbat sich Mazzocchi später von Pfannschmidt eine Zeichnung für den Altar seines Kapellchens. Im Besitz derselben schreibt er an diesen:

(Orvieto, den 30. März 1853.) ... „Die Zeichnung paßt zu der Architektur des Kapellchens und zu der antiken Tafel, für welche sie bestimmt ist. Was für ein trefflicher und eleganter Künstler sind Sie! Sie haben in der Eleganz und Einfachheit des Stiles genau das vorhergesehen und getroffen, was ich wünschte. So werde ich in meinem Privatoratorium Erinnerungen haben, die mir immer teuer bleiben, weil von einer geschätzten Person unseres Domes ..."

Noch einmal (am 24. Juni 1872) schrieb Mazzocchi an Pfannschmidt, als er an diesen den römischen Maler Achill Ansiglioni empfahl: „Sie werden sich entsinnen: es sind nun siebenundzwanzig Jahre, daß Sie als ganz junger Mann mit mir die Malereien des Signorelli reinigten, wodurch diese in wunderbarer Weise wieder lebendig wurden. Dies sind die schönsten Erinnerungen meines Lebens ...... Sie werden von dem erwähnten Herrn Ansiglioni die jüngste Illustration unseres Domes erhalten. Ich bitte Sie, dieselbe anzunehmen als Zeichen der Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft."

In Perugia, der hochgelegenen alten Stadt, fanden sie freundliche Aufnahme im Hause eines deutschen Künstlers, Losser, der mit einer Italienerin verheiratet sieben liebliche Kinder um sich hatte, deren Herz Pfannschmidt bald gewann.

Außer den Werken Fiesoles waren es besonders die des Perugino, welche ihn erfreuten, so daß er schreibt: „Es macht

einen herrlichen Eindruck, wie man hier den Sinn und Geist des Perugino aus allen Ecken der Stadt und Kirchen sprechen sieht wie ein schönes Lied, das man nicht genug hören kann und sich immer wieder vorsingen läßt, bis man recht damit vertraut ist."

Am 10. Juli trafen in Perugia auch Frau Nathusius und Fräulein Kördel mit einem Diener ein, um mit Pfannschmidt und Bolte die Rückreise gemeinschaftlich zu machen. Als die Tage in Perugia ihr Ende erreicht hatten, schrieb er in sein Tagebuch: „Es war sehr gut, in Gemeinschaft lieber Gäste die Herrlichkeiten noch einmal zu durchwandern, um sie besser sich einzuprägen und nun auch den Eindruck zu sehen, den sie auf andere Leute machen."

Von der Familie Losser schied Pfannschmidt wie von Freunden. Philomene, das älteste Töchterchen, sagte: sie würde schwerlich zum Abschied kommen, denn es wäre ihr zu schmerzlich, die Gäste scheiden zu sehen; und sie würde den Herrn bitten, daß sie bald wieder kommen möchten. Und Gabriel, einer der Knaben, sprang dem Pfannschmidt nach und gab ihm einen Palmzweig, das Zeichen des Friedens, mit auf die Reise.

Assisi war das nächste Ziel der Freunde. Den sonst so stillen Ort fanden sie überaus belebt. Wallfahrer strömten von allen Richtungen zu einem großen Altar herbei, und so bot sich den Reisenden ein recht buntes Bild dar. Auch von der Bigotterie des katholischen Volkes erhielten sie bei dieser Gelegenheit ein drastisches Zeugnis. Zwei Fratres hatten ihnen zuvor erzählt, daß die Wallfahrer sich auf den großen, alten Bischofsstuhl setzen dürften, weil man glaubte, daß dies für Leibkrankheiten gut sei, und daß sie an einem Glockenstrange so lange mit den Zähnen zögen, bis diese bluteten, um die Zahnschmerzen zu heilen. Bald sahen dies die Freunde mit eigenen Augen, und wie die Priester daneben standen und die Dummheit und den Aberglauben des Volkes belächelten.

Den Eindruck der Kunstwerke in San Franzisco faßt Pfannschmidt zusammen in die Worte: „Es enthält eine solche Fülle von überschwänglicher Schönheit, spiegelt die tiefsten und schönsten

Bilder erhabener Geister an den Wänden wieder, daß man immer nur staunen kann und wünschen, als ein Glied in dieser Kette von schaffenden Leuten eintreten zu können und sein Scherflein zu dieser Predigt beizutragen."

Über Spoleto gelangte man am 4. August wieder in Rom an.

Aus der Zeit dieser Reise giebt uns Frau Dr. Nathusius in einem Briefe von Perugia (den 12. August 1845) folgende Charakteristik Pfannschmidts: „Unser kleiner Freund ist ein rechter Goldmensch, eckig und unbeholfen, aber mit einem großen Genie von Gott begabt und mit einer Gesinnung, die noch besser ist." Und später versicherte jene, daß sie der Anleitung Pfannschmidts auf dieser Reise ihr gutes Zeichnen verdanke.

Von dieser Wanderung nach Rom zurückgekehrt schrieb Pfannschmidt seinen Eltern (5. August): „Wie ganz anders habe ich die Italiener auf dieser kleinen Reise kennen gelernt, als sie mir früher erschienen. Sie wurden mir viel lieber, und gar manches schöne Gemüt rührte mein Gemüt. Es werden schöne Eindrücke bleiben, obgleich, sowie man wieder auf die große Heerstraße kommt, die alte Last von neuem losgeht und man immer wieder neue Listen und Betrügereien erfahren muß. . . . . Rom ist wegen der heißen Zeit jetzt von Fremden sehr verlassen. Auch ich werde nur wenige Tage weilen und dann in die Gebirge ziehen, in die gesündere Luft".

G. In Rom.

Vom 4.—9. August.

Wiederholt besuchte Pfannschmidt in diesen Tagen den Cornelius, welcher am Karton der apokalyptischen Reiter arbeitete. Von dieser Arbeit schreibt er: „Sie ist überaus schön, mit wunderbar kühnen Gedanken gedacht und gezeichnet. Es geht dem Cornelius nicht wie den meisten alten Leuten, die im Alter zurückgehen; er schreitet immer vorwärts."

Wohl hätte es Cornelius gern gesehen, daß sich Pfannschmidt ihm zur Hilfe an den Kartons anbot. So verlockend für Pfannschmidt auch die Möglichkeit, seinen Aufenthalt in Italien

noch weiter auszudehnen, war, so sträubte sich doch sein ganzes Gefühl dagegen, größere Arbeiten in fremdem Lande auszuführen. „Denn es würde sich dann zu viel Fremdes einmischen, was einem Fortschreiten auf protestantischem Wege hinderlich sein könnte.“ So behielt er klar und fest sein Ziel im Auge. Diesen kurzen römischen Aufenthalt benutzte er auch zu einem lange gewünschten Besuch der Casa Bartholdi, in welcher die Erstlingswerke der neueren deutschen Kunst von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow geschaffen wurden, die sich seit einigen Jahren in der Berliner Nationalgalerie befinden.

(Rom, den 7. August): „Schon lange hatte ich mich darnach gesehnt, die Fresken von Cornelius in der Casa Bartholdi zu sehen. Ich wurde sehr überrascht: so schön und rein sind sie durchgeführt, so jugendlich kräftig gedacht. Die beiden Bilder aus der Geschichte des Joseph sind etwas ganz Ergötzliches: eine Hoheit der Empfindung und eine Gewalt, die einen mit sich reißt und froh macht. — Auch ‚der Verkauf des Joseph‘ von Overbeck ist schön; doch ist seine Lebendigkeit nicht auf den kernfesten Boden wie die des Cornelius gebaut ... Auch die Bilder von Veit sind recht schön, aber sehr schwach die von Schadow: ohne Leben und edlere Empfindung.“

H. In der Campagna.

9. August bis 22. September.

Auf dieser Reise schloß sich ihm ein guter Freund, der eben aus Berlin gekommen war, der Landschaftsmaler Karl Mantel*) an. Das erste Ziel war Tivoli, wo sie in Gemeinschaft mit dem Bildhauer Jericho die Naturschönheiten genossen und fleißig zeichneten. Am 15. August ritten sie auf dem Esel nach Subiaco und wanderten später nach Olevano, wo der große Koch seine Studien gemacht, die großen Einfluß auf die Entwicklung der Landschaftsmalerei ausgeübt hatten.

Die Reiselust beginnt sich zu legen, zumal das Klima auf

*) † als Professor und Zeichenlehrer am kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin.

Pfannschmidts Gesundheit nachteilig wirkte. Am 22. September kehrte er nach Rom zurück, ungewiß, wie lange sich dieser Aufenthalt noch ausdehnen würde. Sein Herz und sein Schaffenstrieb wiesen ihn nach der Heimat, aber ein dem Cornelius in Berlin gegebenes Versprechen, ihm zu helfen, wenn er es wünschte, hielt ihn zurück.

I. Letzter Aufenthalt in Rom.

22. September bis 25. November.

Um sich zu beruhigen, fragte Pfannschmidt gleich nach seiner Rückkehr in Rom den Cornelius, ob er von seinem Versprechen Gebrauch machen wolle. Cornelius versicherte, daß er ihn gern früher aufgefordert hätte, aber ihn in seinen Studien nicht habe stören wollen. Er habe für ihn eine Arbeit bereit: ein Freskobild im Charlottenburger Mausoleum nach seinem Entwurf. Jedoch eine endgültige Bestimmung über diesen Auftrag wurde immer wieder von Cornelius hinausgeschoben und schließlich die Ausführung des Kartons für Berlin in Aussicht gestellt. Noch vier Jahre fast mußte Pfannschmidt auf eine Entscheidung in dieser Sache warten. — Diese Verzögerung brachte ihm die Gewißheit, daß seines Bleibens in Rom nicht mehr sei. In dieser römischen Wartezeit malt und zeichnet er besonders eifrig Studienköpfe alter Männer und arbeitet an seinen Kompositionen zum Alten Testament. Kurz vor der Abreise von Rom beendete er: „Noäh Einzug in die Arche."

Von den alten Freunden weilten nur noch Schulzens in Rom, während Frau Nathusius, Henschel und Bolte erst Anfang November von Perugia zurückkehrten. Einen Ersatz für die abwesenden Freunde brachte ihm die Bekanntschaft mit dem Germanisten Dr. Rudolf von Raumer (gestorben 1876 als Professor in Erlangen). Außergewöhnlich schnell befreundeten sich Pfannschmidt und Raumer auf Grund ihrer Geistesgemeinschaft, so daß andre glaubten, sie wären seit lange bekannt gewesen. Als Raumer am 29. Oktober sich verabschiedet hatte, schrieb Pfannschmidt in sein Tagebuch: „Obgleich unsere Bekanntschaft nur

kurz war, so ist sie mir doch sehr wert und lieb geworden; und wir schieden als Freunde, die sich vielleicht noch manchmal auf diesem Lebenswege wieder finden. Sein Gedächtnis wird immer in lebendiger Frische bei mir leben."

Sehnsüchtig sah Pfannschmidt dem heimziehenden Freunde nach; denn auch sein Zug zur Heimat wurde immer stärker. Seiner Schwester Karoline schrieb er (den 8. November): „Ich sehne mich nach einem kleinen Wirkungskreise, um meinen Zweck überhaupt weiter zu verfolgen. Ich möchte nun gern mit dem, was mir Gott gegeben, in seinem Dienst wirken und zwar in der Heimat, für die mich Gott geschaffen hat. Eher will ich dort einer mißlichen Existenz entgegengehen, als hier halben Hoffnungen nachhängen." Und am 24. November fügt er hinzu: „Die Bilderreihe einer wunderschönen Zeit liegt hinter mir; Freunde, liebe Freunde stehen um mich herum. Alle drücke ich noch einmal an die Brust und eile, wenn auch noch einer unklaren Zukunft, doch meiner Heimat entgegen, als dem eigentlichen Wasser, in dem ich schwimmen kann."

Nun galt es Abschied zu nehmen von den liebgewordenen Stätten und Menschen, und dabei wird in ihm das Bewußtsein lebendig wach, wieviel sie ihm gewesen:

(20. November): „Wer weiß, ob je eine so schöne glückliche Zeit wiederkehren wird? War es doch, als hätte der Himmel alle seine Schätze mir in den Schoß schütten wollen: so drängten sich Freuden aller Art, überirdische und irdische; Kunst und Leben, alles zog im freudigen Laufe durcheinander. Und nun stehe ich am Ende von dem allen, sehe im Geist noch dem bunten Spiel zu, bewahre, was ich bewahren kann, und kann nichts anderes thun, als dem Geber oben und den lieben Menschen um mich herum danken."

Insonderheit pflegte er in der letzten Zeit, als der Freundeskreis wieder vollzählig war, innige Freundschaft. Von einem denkwürdigen Abend am 14. November erzählt er im Tagebuche: „Die Nathusius wünschte, daß ich noch einmal meine Arbeiten brächte. Bolte kam auch gerade mich abzuholen. So waren wir

denn drei alleine. Dieser Abend war einer der schönsten für mich in Rom. Denn es kamen Dinge zur Sprache, die früher nur geschlummert. Durch den Gedanken an die bevorstehende Abreise brachen alle ihre Gefühle aus, und das hat viel zur Harmonie des Eindrucks, den ich von Rom mitnehme, beigetragen. Die Nathusius war so innerlich ergriffen wie nie vordem über ihr tragisches Geschick, daß man hätte weinen mögen; ihr ganzes Wesen war angefaßt und gerüttelt. Ihre Liebe, die sie in der Welt unglücklich gemacht und für diese entfremdet, hatte sie auf ihre Kinder übertragen. Diese starben auch; und nun kennt sie keinen schöneren Zweck, als im Geiste mit ihren Kindern umzugehen und je eher je lieber bei ihnen zu sein. Erst hätte sie dieselben geleitet, jetzt würde sie von ihnen geleitet."

Nachdem Pfannschmidt noch am 20. November an der Taufe des kleinen Otto Schulz teilgenommen, wurde er am 25. November von den lieben Freunden zur Post geleitet:

„Wir hatten noch Zeit, mit einander auf und ab zu gehen und uns auszusprechen. Auch da fühlte ich, wie lieb sie mir sind, obgleich mir bei dem Gedanken, in meine Heimat zurückzukehren, recht wohl und leicht ums Herz war. So verließ ich nun das wunderbare Rom, und eile den Meinen zu, die ich je eher je lieber umarmen möchte. Auf der durch die Schlacht und die vielen Abschiedsscenen berühmten Ponte molle sagte ich dem St. Peter mein Lebewohl und fuhr nun in die Campagna hinaus."

K. Heimreise.

25. November bis Mitte Dezember.

Über Viterbo und Acqua pendente ging's nach Siena, an dessen Dom Pfannschmidt nicht vorübereilen wollte. Viel Sehenswertes bot ihm dies Bauwerk, welches ihn an den Dom von Orvieto lebhaft erinnerte. In S. Franzesco und S. Bernardina bewunderte er die Werke von Soddoma (1480—1549).

In Florenz verweilte er drei Tage, um noch einmal den Dom, S. Marco, die Uffizien und die Akademie sich fest einzuprägen. Über die Apeninnen fuhr er nach Bologna mit einem

jungen verheirateten deutschen Ehepärchen, das kein Wort italienisch verstand und wohl eine Flitterwochenreise gemacht hatte: den ganzen Tag riß das Scherzen und Necken nicht ab. In Bologna wurde ihm die Nachtruhe gestört durch Spieler im Nebenzimmer, die unter lautem Gespräch fortwährend das Geld über den Tisch rollen ließen und erst gegen fünf Uhr morgens auseinander gingen. „Ich mußte von Herzen die Menschen bedauern, die so mit ihrem Gelde, ihrer Seele und Gesundheit sich zu Tode spielen. Der Morgensonne werden sie doch nicht freudig entgegensehen können."

Über Modena fuhr er nach Verona. Als er zuerst die riesigen, schneeigten Alpen wieder auftauchen sah, hätte er vor Freuden aus dem Wagen springen mögen, so erfreute ihn dieser Anblick. Über die Fahrt durch die Veroneser Klause nach Trient schreibt er: „Das Glück wollte, daß die Personen, mit denen ich reiste, der Maler Franz Schubert*) und seine Frau waren, Leute, ganz geeignet, gegen sie meine Freude über den Eingang in mein Vaterland auszusprechen und recht von Herzen mit ihnen fröhlich zu sein."

In München besuchte er Ernst Förster und Schuberts. Besonders bezeugte ihm der erstere viel Freundlichkeit und Gastlichkeit. Mit mehr innerer Ruhe und größerem Verständnis als 1841 studierte und genoß er jetzt die Münchener Kunstschätze. Kaulbachs „Zerstörung Jerusalems" befriedigt ihn jetzt nicht ganz, während sein „Turmbau von Babel", Cornelius' Arbeiten in der Ludwigskirche und Schnorrs Malereien im Königsbau trotz Italien eine bedeutende Wirkung auf ihn ausüben.

Den Kaulbach besuchte er zweimal in seinem Atelier, um ihm mit seinen Studien und Kompositionen den Beweis zu liefern, daß er seinen Rat vom Jahre 1841 befolgt: die Bibel und den Cornelius studiert habe und mit Erfolg in Italien gewesen sei. Kaulbach betrachtete Pfannschmidts Arbeiten in seiner eigenen Weise, tadelte und lobte und konnte dabei nicht genug seine Freude aussprechen. Er suchte ihn auch für die Wandmalereien im neuen Museum zu gewinnen. Jedoch Pfannschmidt konnte keine be-

*) Ein Münchener Maler, aus Dessau gebürtig, Freund und Mitarbeiter des Cornelius.

stimmten Zusagen geben, da er sich zunächst dem Cornelius gegenüber verpflichtet glaubte.

Über einen Besuch bei Schnorr schreibt Pfannschmidt: „Schnorr äußerte auch, wie sehr es erfreulich wäre, wenn man sähe, wie auf dem, was die Alten gebaut, weiter gebaut würde, nachdem er häufig die Erfahrung gemacht, wie leichten Sinnes die Jüngeren öfters das um einen Pfeifenstiel hingeben, was die Älteren vor zehn Jahren mit ganzer Hingebung errungen haben."

Mit Beziehung auf Pfannschmidts Arbeiten meinte Schnorr, daß es schön wäre, daß auch von der evangelischen Kirche aus solche Werke entstünden, und sprach dann die Hoffnung aus, daß sie sich nicht das letzte Mal im Leben begegnet hätten.

Da ihn seine Reise über Nürnberg an Erlangen vorbeiführte, konnte er die günstige Gelegenheit, den in Rom gewonnenen Freund, Rudolf v. Raumer wiederzusehen, nicht vorübergehen lassen. Einen herzerquickenden Abend und Vormittag verlebte er im Kreise der Raumerschen Geschwister. Über Koburg fuhr er Mitte Dezember durch den Thüringer Wald nach Mühlhausen. Hier im Elternhause feierte er das Weihnachtsfest und verlebte den Anfang des neuen Jahres. Erst Anfang Februar 1846 kehrte er nach Berlin zurück.

Von da schreibt er an Vetter Kühn (den 13. Februar 1846): „In der Heimat fand ich eine gute Statt, um nach dem fahrenden Leben frühere Arbeiten durchzuarbeiten, eine neue Zeichnung zu machen und einen Abschluß in die Reise zu bringen .... Nun befinde ich mich wieder in Berlin, damit das Bäumlein, das vom Winde hin- und hergeweht ist, um so mehr Wurzel schlagen möchte."

17. Die ersten Meisterjahre

1846 bis August 1848.

Klarer und bewußter war ihm in Italien das Ziel geworden, das sein Glaube ihm für sein Wirken als Künstler, seinen Kräften und Gaben entsprechend, vorsteckte. Der monumentalen

Malerei, deren Quell und Richtschnur das Evangelium sein sollte, wollte er sich widmen. Für solch ein Streben waren die bewegten Zeitverhältnisse wenig günstig. Die Vorboten der Märzrevolution hatten sich ihm schon auf der Heimkehr von Italien, auch in Mühlhausen, gezeigt in der allgemeinen Erregung der Gemüter, die bei Behandlung religiöser und politischer Fragen hervortrat. „Alles nimmt teil an den Bewegungen, ob mit Verstand oder Unverstand, mit Liebe oder mit Haß." Aber Pfannschmidt ließ sich nicht irre machen. Voll Vertrauen richtet er sich auf dem Luisenplatz Nro. 8 drei Treppen hoch ein geräumiges Meisteratelier mit vier großen Nordlichtfenstern und ein kleines Wohnstübchen ein; für beides zahlte er 75 Thaler jährliche Miete. Der väterliche Freund Franke, der sich inzwischen zum geachteten Hoftischlermeister heraufgearbeitet hat, hilft ihm als Sachverständiger bei der Auswahl der ersten Möbeleinrichtung, die für 75 Thaler beschafft wird. Dieses erste Heim am Luisenplatz — später den wachsenden Bedürfnissen entsprechend erweitert — blieb die Stätte seines mehr denn vierzigjährigen Schaffens. Im Atelier wird ein riesiger Karton aufgespannt, um auf diesem nach dem in Rom 1845 entstandenen Entwurf „Noahs Einzug in die Arche" als seine erste große Predigt für sein Volk darzustellen. Hören wir ihn selbst über sein kühnes Unternehmen. Bald nach der Heimkehr schreibt er seinem Vetter Kühn (den 13. Februar 1846): .... „Aus voller Seele sog ich die vaterländische Luft ein und freute mich, auf dem Boden wieder zu stehen, der uns als Feld zu beackern und zu besäen und das Unkraut auszureuten angewiesen ist .... Ich bin im Begriff, einen Karton anzufangen: nämlich wie Noah in den Kasten geht mit seinem ganzen Hause im Glauben und Vertrauen, ungeachtet der in sinnlichen Genüssen dahinlebenden, sie verspottenden Menschen. Das ist nun eine alte Geschichte zwar, aber doch auch das treffendste Bild unserer Tage, wo alles sich setzt wider die Verheißungen Gottes und seines Gesalbten. Man braucht auch nur an den Kunstläden vorüber zu wandeln, und man möchte lieber seine Augen wegwenden, so wimmelt's von unzüchtigen und sinnlichen Geschichten,

die da preisgegeben werden und wahrscheinlich am meisten Beifall finden .... Nur spärlich sind Bilder aus besserer Zeit und in edlerem Sinne zerstreut und schimmern nur noch so vor wie in Kot getretene Perlen. Da mag der Herr helfen bei solchem Unwesen; und es heißt hier geradeaus zu gehen, weder rechts noch links zu schauen, sondern nur nach oben, von wo die rechte Aushilfe kommt ....

Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen!"

Wie einsam Pfannschmidt sich in seinem ernsten, aber glaubensfreudigen Streben unter seinen Kunstgenossen fühlte, spricht aus folgenden Worten an Karoline (18. März 1846): „Die Kunst ist kein Bedürfnis, nun gar die ernste Kunst, ernste Ideen; davon sucht man sich wohl gar los zu machen. So geht es auch mit den Menschen. In dem sogenannten Künstlerverein will es mir gar nicht recht behagen; denn von wirklicher Kunst ist wenig die Rede. Und wenn dann die Menschen nicht ein höheres Bindemittel und ein höherer Einigungspunkt fesselt, so ist das umgängliche Band recht locker, und es kommt einem schwer an, seine Herzensmeinung auszuschütten, was einer gleichgestimmten Seele gegenüber ja nur Freude macht, so daß man erleichtert wieder zu sich selber kommt. Niemals habe ich den Vetter hier mehr vermißt als jetzt." —

Da die Kartonarbeit keine bestellte war, aber namentlich durch Modelle große Kosten verursachte, so schrumpften die geringen Ersparnisse bald zusammen; nur bis zum Frühjahr konnten sie voraussichtlich reichen. Er kam sich da manchmal vor wie einer, der einen hohen Turm bauen will, aber die Kosten nicht überschlägt: „der Grund ist gelegt, und das Werk kommt ins Stocken." So mußte er sich natürlich nach bestimmten Aufträgen umsehen, welche ihm die Mittel zur Durchführung seines Vorhabens bieten sollten. Diese stellten sich aber nicht so schnell ein, als er wohl gehofft; auch von Cornelius erging immer noch nicht die versprochene Aufforderung zur Mitarbeit. Da wurde von anderer Seite das Interesse für ihn rege.

Er hatte seine italienischen Studien und Entwürfe dem Senat

der Akademie und dem wissenschaftlichen Kunstverein vorgelegt und beider Beifall gefunden. Über die Aufnahme seiner Arbeiten in letzterem Verein schreibt er an Karoline (18. März 1846): „Der Verein besteht aus Professoren der Universität, Künstlern, Malern, Architekten, Beamten, Offizieren, welche sich für Kunst interessieren. Die Arbeiten wurden gut aufgenommen; und der Vorsitzende hielt eine Rede mir zu Gunsten, und dann wurde mein Lebehoch ausgebracht, was natürlich auch Euch mit galt. Aber anstatt daß mich solche Sachen aufrichten, so drücken sie mich immer recht nieder; und den Tag darauf, als gestern nachmittag, wurde es mir ganz eng in meinem großen, hellen Atelier, daß ich hinaus nach dem Tiergarten lief und mir die Menagerie*) ansah."

Entscheidend für Pfannschmidts Laufbahn wurde es, daß der Generaldirektor der Museen, von Olfers, an seinen Studien Gefallen fand. Eines Sonntags schickte jener zu ihm und ließ seine Kompositionen holen, um sie noch am selben Tag dem Könige vorzulegen. Darüber schreibt er an Karoline (18. März 1846): „Am Sonntag, als heute vor acht Tagen, als Olfers die Zeichnungen dem Könige vorlegen wollte, haben schon drei Minister gewartet, um ihren Vortrag zu halten. Der König hat sie aber doch sehen wollen und hat sie daher nur sehr flüchtig gesehen und hat sich sehr darüber gefreut. Und mich freut es auch, daß dem Könige dadurch ein paar freudige Augenblicke geworden sind. Olfers verlangt auch nun meine übrigen Studien, um sie dem Könige vorzulegen."

Freilich bis Anfang Juli mußte er noch in großer Ungewißheit und in Sorge um seinen Unterhalt auf eine Entscheidung warten. Schon hatte er gegen seine Neigung, „um die Kunst als Kuh zu melken", ein kleines Genrebildchen, weil er ein solches am leichtesten hoffte verkaufen zu können, begonnen, als am selben Tage der Hofrat Stüler und Regierungsrat Rosenthal aus Magdeburg in sein Atelier traten und ihm im Auftrage des Königs

*) Der spätere „Zoologische Garten."

die Leitung bei der Wiederherstellung der alten Wandmalereien in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt anboten.

Die Wandflächen des Mittelschiffes und der Chornische dieser alten Basilika waren etwa im zwölften Jahrhundert mit Freskogemälden geschmückt, welche alttestamentliche Propheten und Könige und im Chor Maria als Himmelskönigin darstellen. In der Reformationszeit aber wurden diese von den Bilderstürmern fast ganz zerstört. Nachdem die Kirche von 1604 an von der evangelisch-lutherischen Gemeinde benutzt war, wurde sie 1806 außer Gebrauch gesetzt und war somit dem Untergange geweiht, indem Wind und Wetter durch die offenen Fenster fegten. Dank der Kunstliebe Friedrich Wilhelms IV konnte jedoch 1845 an die Wiederherstellung des kunstgeschichtlich wichtigen Bauwerkes gegangen werden, damit es seinem gottesdienstlichen Zwecke und zwar für die reformierte Gemeinde zurückgegeben werde. Da entdeckte man beim Reinigen und Abblättern des Kalkes Reste der alten Malereien, von denen man nichts mehr wußte. Diese suchte man nun zu erhalten und zu ergänzen. Zwei Maler aus Halberstadt wurden damit beauftragt, aber die Arbeit wollte nicht recht vorangehen. So wurde Pfannschmidt das Anerbieten gemacht, die Leitung zu übernehmen.

Sofort reiste er nach Halberstadt, um sich an Ort und Stelle über seine neue Aufgabe zu unterrichten. Von dort schreibt er den Eltern (Halberstadt, den 11. Juli 1846): . . . „Wie ich anfangs die ganze Geschichte so überschaute, mußte ich mir gestehen, daß ich vorher mir die Arbeit angenehmer gedacht hatte, als sie wirklich ist. Denn die Propheten müssen samt und sonders vorher noch einmal gezeichnet werden, um sie jetzt unserm Volke sowohl wie auch den beiden Malern, die sie ausführen sollen, verständlicher zu machen . . . Ich male erst eine Figur, um zu sehen, wie die Sache geht, und ob ich es auch selbst dabei aushalten kann. Denn es ist kein Spaß, sich vielleicht viele Monate lang an diesen alten Bildern zu zerarbeiten. Indessen hat es gewiß auch viel Gutes für mich, indem es eine gute Übung ist, an Kirchenwänden zu malen und gar manche Erfah-

rung zu machen, die man in den Zimmerwänden nicht machen kann ... Doch die Madonna als Himmelskönigin zu malen, das habe ich gleich von herein entschieden abgesagt. Ich würde als Protestant lügen und würde der Gemeinde, die sie als solche jeden Sonntag über ihren Häuptern schweben sähe, Anstoß und Ärgernis geben ...."

Nachdem Mitte August seine Anstellung angeordnet war, konnte er mit allem Eifer an die Arbeit gehen, mit welcher er zum erstenmale dem Gotteshaus diente, das nun, wie er es sehnlichst gewünscht, die vornehmste Stätte seines Schaffens wurde. Jedoch mancherlei Schwierigkeiten gab es hierbei zu überwinden. Es war nicht leicht, die kolossalen Figuren hoch oben zwischen den Fenstern des Mittelschiffes in solchen Verhältnissen auf die Wand zu malen, daß sie dem Beschauer, der sie nicht in nötiger Entfernung, sondern nur wenig von der Wand entfernt in verkürztem Maßstabe sehen kann, dennoch nicht verkürzt, sondern in den natürlichen Verhältnissen erscheinen. — Auch mußte er sich mit der ihm noch nicht geläufigen Balsamwachsmalerei vertraut machen. — Erschwert wurde schließlich noch das Schaffen dadadurch, daß plötzlich der Einweihungstag der Kirche für das Jahr 1846 festgesetzt wurde. Der Prediger hatte nämlich entdeckt, daß 1146 die erste Einweihung der Kirche stattgefunden, und gewünscht, daß die zweite Einweihung mit dem 700jährigen Jubiläum zusammenfiele. Der König hatte diesem Wunsche zugestimmt und angeordnet, daß wenigstens das Hauptschiff noch in diesem Jahre fertiggestellt werde. — Daß lediglich eines zufälligen Gedankens wegen die Arbeit gehetzt und dadurch die Güte derselben in Frage gestellt wurde, mußte den gewissenhaften Künstler, auf dem doch die Verantwortung für das Gelingen lastete, verdrießen. Lieb war es ihm allerdings, daß die Ausführung des Bildes in der Chornische und damit die Entscheidung über die Madonna noch hinausgeschoben wurde.

Die Stadt Halberstadt erinnerte unsern Künstler durch die Giebelhäuser gleich an seine Heimat Mühlhausen; aber recht heimisch konnte er sich hier nicht fühlen, da er ja wenig geistes-

verwandte Seelen fand. Das einzige Haus, in welchem er sich hier wohl fühlte, war das des Justizrat Krüger, an welchen er von dessen Schwager, dem Justizrat Wilke in Halle, empfohlen war. — Auch herrschte damals noch auf den Kanzeln der Stadt der Rationalismus —; und um einmal eine erweckliche Predigt zu hören, wanderte er zweieinhalb Stunden weit nach Süd-Gröningen zum Pastor Timme. Bald brachte er aber in Erfahrung, daß der Pastor Wallmann aus Quedlinburg alle vier Wochen in Halberstadt Missionsstunden halte. Pfannschmidt wurde nun nicht nur ein ständiger Teilnehmer dieser Stunden, sondern, wenn es irgend möglich war, fuhr er Sonntags nach Quedlinburg, um sich an Wallmanns Predigten zu erbauen. Durch den Justizrat Krüger wurde er auch in desselben Haus eingeführt. Eine innige Lebensfreundschaft mit diesem trefflichen Zeugen war auch eine Frucht der Halberstädter Zeit.

Das Nahen des Winters nötigte zu einer Unterbrechung der Malereien in der kalten Kirche. Pfannschmidt reiste anfang November zu einem nur dreitägigen Aufenthalt nach Mühlhausen und über Halle, wo er den Vetter Kühn und den Justizrat Wilke besuchte und den Pastor Ahlfeld und Gustav Jahn, den Dichter des „Hohenliedes in Liedern", kennen lernte, nach Berlin. Hier half er auf Daeges Veranlassung mit an den Weihnachtstransparenten, welche in der Adventszeit mit der Aufführung von Chorgesängen zum Besten der Künstler-Witwenkasse ausgestellt wurden. Außer einigen kleineren Arbeiten widmet er seine Zeit im Winter dem Noahkarton und einem Entwurfe für die Chornische der Liebfrauenkirche: hier hat er in wahrhaft evangelischer Weise die Madonna durch den Heiland ersetzt, auf den Propheten und Apostel hinweisen. —

Das Frühjahr 1847 brachte ihm eine überaus große Freude, deren Ursache von seinem innigsten Freunde Karl Kühn und seiner Herzensschwester Karoline ausging. Von diesen erhält er am Karfreitage 1847 Briefe, in welchen sie ihm ihre Verlobung mitteilen. Diese Briefe sowie Pfannschmidts Antwort mögen hier

eine Stelle finden als herrliche Zeugnisse eines innigen und lauteren Seelenbundes.

Vetter Kühn schreibt an Pfannschmidt (29. März 1847): „Mein lieber Vetter! Das Liebste, was Du hast, weiß ich, hast Du mir gegönnt; so nahe bin ich Deinem Herzen immer gewesen. Darum darf ich auch jetzt darauf rechnen, daß Du in Freuden ausbrichst, wo ich Dir mitteile, daß ich das Dir Liebste und Teuerste wirklich erlangt habe. Ich habe Deine liebe Schwester, Deine teure Karoline, zu meiner Braut erwählt und ihr mein Herz eröffnet; und sie hat mich nicht weggewiesen, sondern ist die Meine geworden. Flehe um den Segen des Herrn für uns! Ich weiß, daß ich solchen köstlichen Schatz als Deine vortreffliche Schwester nicht verdient habe, und fühle mich arm; ich weiß aber auch, daß der Herr, durch dessen Gnade ich ihn empfangen habe, auch mich immer reicher machen wird, wenn ich in ihm bleibe, und er mir auch die Kraft und die Mittel schenken wird, ihr ein annehmbares Los zu bereiten. O, mein lieber, teurer Vetter, wenn herzliche Freundschaft uns schon so viele Jahre verbunden hat, wenn wir uns schon längst wie Brüder geliebt haben, jetzt sind wir erst wahre Brüder geworden. Was wir geahnt, ist erfüllt, der Herr sei gepriesen und hoch gelobt! Seine Gnade hat mir zu viel Wonne gegeben. Möge er mich nicht verlassen, daß ich sie tragen kann! Der Herr hat mir ein treues, liebes, wonniges, von Gott geläutertes und geprüftes, in Christo wiedergeborenes Mädchen gegeben, hat sie mir gegeben in dieser armen Pilgerzeit zur treuen Gefährtin, hat sie mir gegeben als Krone und Preis meines Ringens und Strebens. Der Herr hat mir in ihr den Vorschmack der himmlischen Gemeinschaft gegeben. O, möge sein heiliger Geist mich durchläutern, daß die himmlische Liebe zum Herrn und Heiland die Liebe zu einer im Herrn mir verbundenen Gefährtin heilig und rein erhalte, daß die irdische Wonne in die himmlische verklärt werde! O, mein lieber Vetter, bete ernstlich für mich! Ich bin ein gar armer, schwacher Mensch.

Ich küsse Dich Dein Carl."

Und Schwester Karoline fügt dem hinzu:

Elxleben, den 29. März 1847: „Mein lieber, teurer Bruder! Ich weiß kaum, wie ich anfangen soll Dir zu erzählen, was der Herr so Großes an mir gethan hat. Doch ich brauche es wohl kaum auszusprechen, Du ahnst es schon, daß der Herr mir nach seiner unaussprechlichen Gnade wieder ein Herz geschenkt hat, mit dem ich Freud' und Leid teilen soll. Doch ich kann nicht viel reden, nur soviel: ich bin so glücklich, als ein armes, sündiges Erdenkind sich nur fühlen kann. Wie glücklich wird auch mein lieber Bruder sein, der ja beide, seinen Vetter und seine Karoline so lieb hat ....

Nun lebe wohl! Der treue, gnädige Gott sei mit Dir! Schreibe recht bald Deiner glücklichen Schwester Karoline."

Beglückt antwortet der Bruder den 3. April 1847 noch von Berlin aus: „Geliebter Bruder und geliebte Schwester! Der Gott des Friedens, der Herzenskündiger und Durchbrecher aller Bande sei mit Euch und uns allen! Wo soll ich anfangen und wo enden, um Euch, meine Lieben, meine Freude zu bezeugen. Das Herz pocht, der Mund stockt und in der Seele wandelt mir Bild an Bild vorüber dafür, was ein jedes von Euch mir ist, mir war und sein wird. Da ihr beide nun eins sein werdet für Zeit und Ewigkeit, können nur alle die Akkorde, die ihr lange in meiner Seele anstimmtet, zu einem lauten Hallelujah werden und ausbrechen: Lob, Preis und Anbetung dem dreieinigen Gott, dem gnaden- und wunderreichen Gotte. Gestern, am ernsten, feierlichen Karfreitage, als ich aus der Kirche und vom Tische des Herrn kam, wurde mir der liebe Brief übergeben, der so vieles in sich verbarg, von dem bald die beiden Stimmen laut zeugten ..... Eine größere Osterfreude hättet Ihr mir nicht machen können, Euch beide glücklich zu wissen, beide geprüft durch viel Trübsal, Kampf und Angst, beide auferstanden; — und dieses Auferstehungsfest ist der Ausgangspunkt, daß Ihr nun gemeinsam Eurem Herrgott dienen, gemeinsam Freud' und Leid tragen könnt, um lobend und dankend am großen Auferstehungstage dem Heiland zu Füßen zu sinken. — Was Du mir warst und bist, Bruder, nicht brauche ich es Dir auseinanderzusetzen: was ich

Teures hatte, was geheimnisvoll die Seele erfüllte, Du ahntest es am besten, und Dein war, was ich empfing. Wie könnte ich in bessere Hand die Hand meiner geliebten Schwester legen! Dir übergebe ich sie am liebsten von allen, die ich auf der Erde weiß. Denn Du weißt am besten, was Dir für ein Herz vertraut ist. Ich weiß es, Du wirst sie bewahren, wie man das Liebste nächst seinem Heilande auf Erden behütet und bewahrt. Und weil ich am liebsten Dir meine Schwester geben, so gebe ich auch Dir, liebe Karoline, am liebsten Deinen Karl Kühn von allen, die ich weiß. Ich kann Dir sagen, und Du weißt es schon: er ist längst mein bester Freund. Du hast ihn immer hochgeschätzt und wirst ihn lieben aus voller Seele. Du birgst einen kostbaren Schatz, und Du wirst ihn nächst Deinem Heilande am meisten behüten und bewahren. Des Herrn reichsten Segen wünsche ich Euch; und der, der Euch rief, wird Euch behüten und bewahren ....

Euer Euch innigst liebender Bruder
Carl Pfannschmidt."

In der Osterwoche reist Pfannschmidt wieder nach Halberstadt zur Fortsetzung der im vorigen Jahre begonnenen Malereien. Im ganzen arbeitet er hier mehr im Gefühl der Pflicht als aus Herzenstrieb, weil man von ihm mehr Nachahmung eines Stiles alter Zeit, der die Spuren geringeren Könnens trägt, als die Anwendung eigner Leistungsfähigkeit forderte. Außerdem widerstand der Bauführer immer noch einer Änderung des Chornischenbildes in evangelischem Sinne, so daß die Art der Ausführung desselben zweifelhaft blieb.

Als er die Malereien des vorigen Jahres vom Gerüst entblößt sah, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß es ihm nicht ganz gelungen war, die Schwierigkeiten der Perspektive zu überwinden; durch die ungeheure Höhe der Figuren und den kurzen Standpunkt des Beschauers traten große Mißverhältnisse hervor. Nur mit viel Mühe konnte er alles wieder ins Gleiche bringen. Unter seiner Leitung und Mithilfe wurden im Mittelschiff folgende Gestalten ausgeführt: An der einen Seite Sacharja, Haggai,

Obadja, Amos, Joel, Micha, David und eine Allegorie der Kirche — und gegenüber Habakuk, Maleachi, Hosea, Jona, Nahum, Zephanja, Salomo und eine Allegorie der Weisheit. —

Nach der Woche Last und Hitze fand er wieder Erholung in Wallmanns Kirche und Haus zu Quedlinburg. So schreibt er den Eltern (den 8. Juni 1847): „Die Pfingsttage habe ich in Quedlinburg zugebracht, — wo hätte ich sie in hiesiger Gegend lieber zubringen mögen? — erquickt durch die salbungsreichen Predigten des lieben Wallmann.“ Und seinem Vetter berichtet er: „Ich könnte Dir nicht genug Gutes von Wallmann erzählen, wenn ich da anfangen wollte. So freue ich mich seiner Bekanntschaft. Es ist ein treuer Hirt und Seelsorger seiner Gemeinde bei seltener Geistesfülle, ungemeiner Einfachheit und einer Gabe der Bibelauslegung, die zu bewundern ist.“ Später bekennt er in seinen ‚Erinnerungen‘: „In der kleinen Kirche (des Johannishofes) predigte der nun selige Pastor Wallmann, der Mann voll heiligen Geistes und tiefen Gemütes, wie ich nur wenige gekannt. In seinem Hause und seiner Kirche bin ich bei meiner Anwesenheit in Halberstadt gar oft eingekehrt, und nie schied ich, ohne eine Gabe für der Seele Leben mitgenommen zu haben.“

Im September besuchte er zum letzten Mal den Prediger Wallmann*) in Quedlinburg und zeichnete ihn. „Wonnestunden“ verlebte er da. Im selben Monat verließ er auch Halberstadt in Ungewißheit, ob er später wiederkehren würde, um noch die Chornische auszumalen. Er kehrte nicht wieder; andere größere Aufgaben nahmen ihn in Anspruch. Und das Nischenbild ist überhaupt nicht ausgeführt worden. Unter Schonung der wenigen Reste des alten Bildes hat man die Nische nur himmelblau getönt, und so der evangelischen Gemeinde das ständige Ärgernis, eine von evangelischem Künstler gemalte Madonna als Himmelskönigin über ihren Häuptern schweben zu sehen, erspart. Daß dem

*) Wallmann wurde später Missionsinspektor in Barmen, dann in Berlin.

Willen des Bauführers nicht nachgegeben wurde, ist wohl vor allem der evangelischen Überzeugungstreue Pfannschmidts zu danken.

Zurückschauend auf die Halberstädter Zeit schreibt er von Berlin aus (den 26. September 1847): „Der diesjährige Aufenthalt in Halberstadt brachte mir neue Schwierigkeiten, Sorge und Mühe, und nur mit Dank kann ich zu dem aufblicken, der treulich durchhalf, so daß ich ruhig von dort scheiden konnte. Als meine Universitätszeit könnte ich den dortigen Aufenthalt betrachten. Da hörte ich Kollegia über das Wirken in Schwachheit auf Hoffnung, über das Stillesein in Hoffnung, über die Geduld und über das Anhalten am Gebet . . . . .“

Mit vollem Eifer verwandte er nun seine ganze Kraft auf die Vollendung seines Noah-Kartons, der ihm erwünschte Gelegenheit zu ernstem Naturstudium an Menschen und Tieren gab.

Da endlich trat Cornelius mit der Aufforderung an ihn heran, ihm bei der Ausführung der Kartons fürs Kamposanto zu helfen und zwar unter den günstigsten Bedingungen: zunächst sollte er drei Kartons nach des Cornelius Entwürfen ausführen, ohne an eigenen Arbeiten gehindert zu sein, wofür ihm außer freiem Atelier nach Schätzung der Arbeit jährlich 1200 Thaler zugesichert wurden. Jedoch den Noah-Karton durfte er zuvor beendigen. Im März 1848 hoffte er bei Cornelius anfangen zu können. An dem Noah-Karton arbeitete er nun unter Anspannung aller Kräfte und mit Aufopferung der letzten Ersparnisse, um ihn noch rechtzeitig auf die Kunstausstellung im Frühjahr 1848 schicken zu können.

Da kamen am 18. März 1848 die Schrecken der Revolution über Berlin und drohten auch Pfannschmidts Schaffen zu stören, indem sie zunächst einen Strich durch den mit Cornelius abgeschlossenen Vertrag zogen. Über die Ereignisse, soweit sie ihn berührten, schreibt er nach Haus: (Dienstag, den 21. März 1848): „In aller Eile wollte ich Euch nur melden, daß mich der liebe Gott in dieser stürmischen Zeit wohl erhalten und bewahrt hat. Ich habe mich von allen Tumulten ferngehalten und dem Schutze des treuen Heilandes anvertraut. Diese Nacht habe ich

bei Hermanns*) geschlafen und wollte heute zu Euch reisen. Da aber meine Erkundigungen in der Stadt Beruhigung gewähren, so werde ich hier bleiben, wenn nicht noch andere Verhältnisse eintreten. Der treue Herr möge Euch und mich behüten und bewahren! Sorget meinetwegen nicht! Dergleichen Vorgänge sehen sich mitunter in der Ferne schlimmer an als in der Nähe. Und betet für mich, und jeder von uns möge ihm opfern, was er kann, ihm, der sein unschuldiges Leben für uns geopfert hat!"

(Berlin, den 26. März 1848): . . . „Es war eine wüste Zeit, und eine der schrecklichsten Nächte die Nacht vom achtzehnten bis neunzehnten. Unser Stadtteil war zwar nicht in den Kampfplatz einbegriffen: aber das Brüllen der Menschen, das Bauen der Bollwerke in den Straßen, der fortwährende, nur wenig unterbrochene Kanonendonner machten sie schrecklich genug. Dabei ist der Luisenplatz gerade am neuen Thor gelegen. Den einen Teil des Thores brannten sie aus, und die außerhalb desselben mir gegenüber liegende Kgl. Eisengießerei mit mehreren großen Gebäuden und das dahinter liegende Wagen- und Kanonenhaus äscherten sie auch nieder, so daß die ganze Nacht hell erleuchtet war und der Gedanke nicht fern lag, daß sie auch unser Haus anstecken möchten. Indessen ist es bei der Furcht geblieben.

Alte Krieger haben geäußert, daß sie schon manches Treffen durchgemacht, aber so etwas hätten sie nicht erlebt. Wenn ein Treffen fünf Stunden dauert, so ist in der Regel die Entscheidung nicht fern; aber hier haben die Soldaten zwölf Stunden und länger unerschütterlich im Feuer gestanden, von allen Seiten möchte man sagen, bloßgestellt. Denn von Dächern und aus dem Hinterhalt der Fenster regneten Kugeln und Steine. Doch Gott sei Dank, daß es vorüber ist! Aber ein Schrecken hatte die ganze Bevölkerung ergriffen, und eine Anzahl der wohlhabenden Bewohner verließ in größter Eile die Stadt, um nicht wieder dem Volke ausgesetzt zu werden. Und nachdem das Militär abzog, hat sich nun die Bürgergarde gebildet, um Ordnung und Ruhe bei dem ge-

*) Hermann befand sich gerade auf Reisen im Interesse seiner „Bilder zur deutschen Geschichte", und seine Familie war ohne männlichen Schutz.

spannten und wüsten Treiben wiederherzustellen. Auch ich bin in das Corps der Künstler eingetreten, habe ein Gewehr*) bekommen und auch schon Schloßwache gehabt. Ich war vierundzwanzig Stunden da, und die Wachhabenden wurden aus Königs Küche gespeist und getränkt. Ich habe auch dort unsern lieben, tiefgebeugten und doch so erhabenen König gesehen und in meiner Nähe sprechen hören. Das Schloß, das sonst den Eindruck der größten Ruhe und des Ernstes machte, ist übersät mit Wachen von Bürgern, Schützen, Studenten, Künstlern, die nun auf ihren Wachstuben hausen, teils singend, teils lärmend. Die Studenten tragen jetzt ungemein viel zur Ruhe und Sicherheit bei, sie sind unermüdlich thätig und immer bei der Hand .... Wie es jetzt wird mit meiner Arbeit bei Cornelius, weiß ich noch nicht. Ich glaube schwerlich, daß sie fortgesetzt wird bei diesen kriegerischen Zeiten; und wo ich dann mein Stücklein Brot herbekomme, weiß ich nicht, Gott weiß es."

Ja freilich, die Baupläne des Dombaues und einer Fürstengruft wurden aufs ungewisse beiseite gelegt, und von dem zwischen Cornelius und Pfannschmidt geschlossenen Vertrage war nicht mehr die Rede.

Dennoch galt es für alle wahren Freunde des Vaterlandes, den Mut nicht zu verlieren, sondern nun erst recht den Anschlägen der Finsternis mit Werken des Lichts entgegen zu wirken. Professor Hermann zog trotz der Unruhen weiter durch die deutschen Gauen mit seinen fünfzehn Tafeln zur „deutschen Geschichte" und sammelte vieler Orten treue deutsche Seelen um diese Blätter, erklärte sie ihnen in schlichter, fesselnder und begeisternder Rede und forderte zur Subskription auf; und dieses mit solchem Erfolge, daß die kostspielige Herausgabe des Werkes im Kupferstich gesichert wurde. — Vetter Kühn, dem durch die Märztage die Aussicht auf eine Anstellung an der Hallenser Universität vernichtet war, übernahm eine Pfarrstelle in Bellstedt bei Sondershausen, um durch Predigt und Seelsorge dem Herrn am deutschen Volke zu dienen. — So ließ auch Pfannschmidt sich nicht irre

*) Aber schießen konnte er nicht.

machen. Unter den Märztumulten arbeitete er am Karton weiter, vollendete ihn am 7. April und schickte ihn auf die akademische Kunstausstellung, daß er dort zeuge vom göttlichen Gericht wider alle Gottlosigkeit. Er schreibt an Karoline (Berlin, den 8. April 1848): „Mein Karton ist gestern beendigt und heute aufgehängt in der Akademie; morgen wird die Ausstellung eröffnet. Ich glaube, es hätte wohl schwerlich eine Zeit kommen können, die weniger für den Anklang von derartigen Gegenständen geeignet wäre als die jetzige .... Ich ergriff die Arbeit als die, die ich zu machen für meinen Beruf hielt. Der liebe Gott hat mir bis zu Ende Kraft und Mittel gegeben. Deshalb ist sie ihm auch nun ferner übergeben; er mache damit, wie es ihm gefällt. Und wenn auch kein Erfolg mehr kommen sollte, daß ich ihn verkaufte, wozu schwer, ja gar keine Aussicht ist, so habe ich doch Freude genug daran gehabt. Ich kann wohl sagen: ich habe mehr Freude dabei gehabt, als bei der Halberstädter Arbeit, die mir doch gut gelohnt wurde. Deshalb wie Gott es will, ich halt ihm still."

Daß die Predigt dieses Werkes von manchem verstanden wurde, beweist folgende, überaus ehrende Besprechung des Kartons in der „Spenerschen Zeitung": „Die Arche. Diesen, von den Tiermalern so oft benutzten Gegenstand hat Pfannschmidt in einem großen Karton Nro. 753 vorgestellt. Im Vordergrunde zieht Noah, die Tiere, über welche er segnend die Hände breitet, vor sich hertreibend, an der Spitze der stillen Gemeinde der Auserwählten mit seinen drei Söhnen und deren Frauen in die Arche, während im Mittelgrunde auf einer Anhöhe die Kinder der Welt teils dieser frönen, indem sie tanzen und zechen, teils den feierlichen Zug verspotten, dessen Ursach sie nicht begreifen. Tausende verachten diese wenigen guten Menschen, Tausende gehen unter, und die paar Gottesfürchtigen werden erhalten. — Eine hohe Würde ruht auf den Gestalten dieser ersten Schiffer, deren jeder, scharf individualisiert, einen Stand repräsentiert als Hirt, Ackermann und Gärtner. Neben ihnen kriecht die Schlange. Wäre dieser Hauptgruppe vielleicht etwas mehr Fülle und großartige Masse, besonders in der Gewandung des Noah zu wünschen, so

kontrastiert sie durch ihre einfache Symmetrie desto mehr mit den im Mittelgrunde auf dem Berge sich Bewegenden, die voll schöner Motive sind, und in welchen der feinfühlende Künstler mehr durch Ausdruck und Bewegung als durch die an sich unschuldigen Handlungen die Bauchesluft, Frivolität und Gottesverachtung ausgedrückt hat. Wie höchst graziös ist nicht z. B. die Gruppe der drei im Hintergrund Tanzenden, wie gierig und schwelgerisch die der Trinker mit den sich in den Haaren zausenden Kindern, wie hämisch die der Thoren und Spötter, von denen der Schönste, das Haupt mit Wein bekränzt, den Japhet zum Genuß verführen zu wollen scheint; und wie glücklich das Motiv des Knaben, der den Hund zurückhält, welcher den in die Arche ziehenden Tieren bellend nachlaufen will. Auch die Landschaft ist stilvoll und edel gedacht, nichts, auch nicht das Unbedeutendste, vernachlässigt, sondern mit Liebe, Aufmerksamkeit und ebenso strengem Studium als Fleiß durchgeführt, und wir müssen unbedingt dieser gediegenen Arbeit unter allen bis jetzt ausgestellten historischen Werken den ersten Platz zuerkennen. Möge dem Künstler die volle verdiente Anerkennung zu teil werden, welche allein den Mut erhält, fortzuschreiten auf der jetzt nur noch von wenigen betretenen schwierigen Bahn! Es wäre ein Leichtes, auch aus der Sintflut die zeitgemäßen Konsequenzen zu ziehen und sie auf das heutige Treiben anzuwenden, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch zu sehr von der Hauptsache abgelenkt zu werden."

Der Verfasser dieses Artikels war der Historien- und Porträtmaler Adolf Henning, der erst später in ein freundschaftliches Verhältnis zu Pfannschmidt trat und noch oft mit beredten Worten in der Presse auf seine Schöpfungen hinwies. —

Gerade zu dieser Zeit begann Kaulbach im Treppenhause des neuen Museums einen ähnlichen Gegenstand, „den Turmbau zu Babel" zu malen. Es war eine glückliche Fügung, daß Pfannschmidt von ihm in dieser unruhigen, für die meisten Künstler arbeitslosen Zeit aufgefordert wurde, ihm zu helfen. Jetzt,

da Cornelius ihn nicht beanspruchte, konnte er freudig zusagen und von Pfingsten bis Mitte August unter Kaulbachs Leitung an der Ausführung des „Turmbau zu Babel“ sich beteiligen. Diese Schule bei Kaulbach war für Pfannschmidt eine heilsame Ergänzung des überwiegenden Einflusses des Cornelius, welchem gegenüber Kaulbach größeren Wert auf die Anmut der Form und Harmonie der Farben legte.

Bei dieser Arbeit sollte er erfahren, daß auch große Geister im Banne des Aberglaubens stehen können. Kaulbach glaubte, eine am Montag begonnene Arbeit gelänge nicht. Als er an einem Sonntag in Berlin anlangte, eilte er noch gegen Abend in das Treppenhaus, um wenigstens mit einigen Strichen den Anfang seines Werkes am Sonntag zu machen. Sollte doch Pfannschmidt selbst bei dem großen Cornelius zu seiner Verwunderung manchen Aberglauben wahrnehmen. Freute sich z. B. jemand seines guten Aussehens, so setzte Cornelius diesem Lob, damit es ihm nicht schade, ein „unberufen“ entgegen und drückte hinter seinem Rücken den Daumen. —

In dieser Zeit hat Pfannschmidt wohl auch im Bacchussaal des Museums die beiden Fresken „ein Mädchen am Brunnen“ und „einen Flöte blasenden Hirtenknaben“, bei welchen der Kaulbachsche Einfluß unverkennbar ist, gemalt. Vom Museum aus hat er die Erstürmung und Plünderung des Zeughauses durch den Pöbel mit angesehen. Auf das Toben der Massen: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Stricke,“ gab ihm die Geschichte des Turmbaues zu Babel, an dessen Bild er mitarbeitete, die treffende Antwort: „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.“ Als das Treppenhausgemälde Anfang August beendet war, zeigte sich für ihn keine Aussicht auf Beschäftigung in Berlin. Da trieb ihn das fortwährende Getümmel und Gewühl der erregten Hauptstadt nach der Heimat. In Mühlhausen, wo er bei seiner verheirateten Schwester Mathilde Walter auf der Kettenmühle wohnte, malte er meistens Mühlhäuser Porträts auf Bestellung. Auch zeichnete er hier die trefflichen Porträts seiner Eltern. Eine be-

sondere Freude war es ihm, daß er am 21. November 1848 die Hochzeit seiner Schwester Karoline und des Vetters Kühn mitfeiern, auch das junge Ehepaar in seinem trauten Pfarrhause zu Bellstedt im Sondershäusesschen aufsuchen konnte. Doch Anfang Dezember 1848 finden wir ihn wieder in Berlin, wo seiner mehrere Aufträge warteten.

Mit dem Jahre 1849 beginnt die Reihe großer selbständiger Schöpfungen, die seine errungene Meisterschaft im Dienste der evangelischen Kirche bewiesen und weiterbildeten zur Verherrlichung des Evangeliums. So bedeutet die Wende von 1848—49 wieder einen Abschnitt in Pfannschmidts Leben.

18. Die erste Liebe.

1839 bis 1848.

Mit dem Jahre 1848 erreichte auch eine Herzensangelegenheit Pfannschmidts ihren Abschluß, die ihn neun Jahre hindurch auf das tiefste bewegt hat und für seine religiöse und künstlerische Entwicklung nicht ohne Bedeutung war, — die erste Liebe, deren Gegenstand eine fünf Jahre ältere Schülerin war. Diese im Herzen mit größter Zurückhaltung gepflegte Liebe zu dem, weniger mit äußerer Schönheit als mit wahrem Seelenadel und einem tieffrommen Gemüt begabten, echt weiblichen Wesen war ihm ein Quell reichen Glückes, in Zeiten der Trübsale und Anfechtungen ein fester Halt, für seine Kunst eine förderliche Anregung, welche die Phantasie belebte und bereicherte, und eine Triebfeder, die immer neuen Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden.

Nachdem er fast neun Jahre sich seines inneren Glückes gefreut, nur mit verständnisvoller Teilnahme seiner Schwester Karoline und des Vetters Kühn, ohne sich dem geliebten Wesen gegenüber auszusprechen, suchte er im Herbst 1847 durch ein schriftliches Geständnis eine Entscheidung herbeizuführen. Als die Antwort vier Wochen ausblieb, schrieb er seinem herzensvertrauten Vetter (den 21. Oktober 1847): „Also, mein lieber Bruder, es

heißt nun einmal wieder für mich: warten! hoffen! Bald sind neun Jahre um. Wie viel Wonnestunden schließen sie in sich! Und wieviel Stunden banger Sehnsucht sind in ihrem Geleite! Immer weiter hinaus wurde das Ziel gesteckt, und es war doch nicht weit genug. Bruder, wenn ich nicht wüßte, daß nicht der himmlische König mir das Mädchen gezeigt, sondern nur ein leicht beschwingter, goldgelockter Amor, wie gern würde ich es hingeben als eine drückende Last und froh würde ich sein, frei zu sein im Dienste meines Heilandes. Doch so muß ich gestehen, anstatt mutig zu sein im Dienste meines Herrn, schleiche ich nur träge fort, mein Kopf ist wie ein versiegter Born, und es gehört viel Glauben dazu, um aus dem Felsen Wasser zu schlagen .... Darum bitte auch Du für mich, daß mir bald der Herr die entscheidende Stunde sende! Gern will ich sie ihm zurückgeben, wenn es nicht sein Wille ist, und will nicht sauer dazu sehen, wenn auch das Wasser über die Wangen gösse." —

Endlich kam die lang ersehnte Antwort, aber eine abweisende, die tief ins Herz schnitt, zumal ihr von seiten der Mutter des geliebten Wesens in aristokratischem Vorurteil eine kränkende Spitze gegeben war. Er schreibt dem ihn tröstenden Vetter (den 7. Dezember 1847): „Mein lieber Bruder! Herzlichen Dank Dir für Deine treue Teilnahme an dem Ausgange vieljähriger Freuden und Hoffnungen! Sie sind dahingewelkt wie des Grases Blume, rauher Wind zog herüber und ihre Stätte kennet man nicht mehr. Ja, lieber Bruder, Du hast den rechten Fleck getroffen in Hinsicht der Beurteilung der Verhältnisse, und ich stimme Dir darin ganz bei; und nachdem das erste Weh vorüber ist, wird mir immer freudiger und ruhiger zu Mute, wie der Herr mir durch dieses Nehmen wieder so vieles geschenkt hat .... Was sie mir gewesen ist, und wie ich sie geliebt habe, weiß ich: bei all meinem Denken, Sinnen und Handeln war sie ein Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Ich sehe das Ziel aus meinen Augen gerückt, und nun mag es der Herr selbst nach seiner Liebe leiten. Ihr Andenken will ich treu und redlich bewahren bis auf jenen Tag, wo alles von uns abgefordert wird, und will es dem zu Füßen legen,

der mir es gab. Ja, er ist lauter Liebe, der mir diese Liebe abfordert."

Mannhaft hat er sich durchgerungen und schon im Frühjahr 1848 kann er dem Vetter schreiben: „Der liebe Herr hilft durch alles durch, durch Stürme und Klippen, und facht nur immer die Sehnsucht an, bei ihm völlige Ruhe und Frieden sowohl hier wie dort zu haben. Du hast die Sonne meiner Liebe aufgehen sehen, Du hast Dich gefreut über ihre Wonne, Du hast Dich gewärmt in ihren Strahlen. Es war lustig zu sehen, was sie für Blüten trieb; um so ernster ist sie geschieden. Es soll keine Sonne gewesen sein; es war ein Bild, das kam und ging. Es ist wunderbarlich, aber der Herr führt alles herrlich hinaus.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin! Ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

... Möge der Herr Jesus unsere Freude und Wonne sein! Dies wünscht in alter Liebe Dein Pfannschmidt."

Schwester Karoline, der ja der Herr auch das Herz ihrer ersten Liebe, allerdings in andrer Weise genommen nnd nun von neuem die Liebe zu ungeahntem Glück erblühen ließ, hatte versucht den Bruder aufzurichten mit den Worten (1. Dezember 1847): „Du wirst fühlen und empfinden, wie auch ich es erfahren habe, daß der Herr nichts nimmt, er gebe es zwiefältig wieder."

Ja, was ihm unter bitteren Schmerzen genommen wurde, ist ihm später vielfältig wiedererstattet worden in der allerköstlichsten und herzlichsten Liebesgemeinschaft mit einem treuen Weibe, das ihm ein trautes Heim bereiten und mit ihm des Lebens Wonne und Kampf und der Kunst Mühe und Freude in Einigkeit des Glaubens in ganz einziger Weise teilen sollte. Die dahin gewelkte erste Liebe hat für diese, Jahre später aufkeimende Liebe, der sein ganzes Leben gehörte, die Bedeutung, daß sie sein Herz für diese bewahrt und für ihren beseligenden Genuß empfänglicher gemacht hat.

19. Pfannschmidt und Friedrich Wilhelm IV.

1849 bis 1852.

Mit großen monumentalen Bauten war Friedrich Wilhelm IV beschäftigt, für welche er „seinem Architekten", dem Hofbaurat Stüler meist in kleinen, mit künstlerischem Talent hingeworfenen Federzeichnungen, die der Verfasser bei den Erben Stülers einsehen durfte, den leitenden Grundgedanken gab. Diesen benutzte dann Stüler zu seinen selbständig durchdachten Plänen. Beide, König und Architekt, räumten den bildenden Künsten, namentlich der Malerei, einen weiten Raum ein und wurden so zu hervorragenden Förderern der monumentalen Malerei.

Stüler hatte schon längst seines Schützlings Begabung und Vorliebe für diesen Zweig der Kunst erkannt, und war nun, anfangs im Verein mit Cornelius, bemüht, ihn zur Mitarbeit an der Ausführung der Pläne des Königs heranzuziehen.

Während Pfannschmidt 1848 noch in Mühlhausen weilte, hatte Stüler ihn durch ein Schreiben vom 19. Oktober 1848 aufgefordert, für das Vestibulum des neuen Museums vier sitzende Figuren „Roma, Deutschland, Ägypten und Griechenland" zu komponieren und später zu malen. Zwar hat Pfannschmidt diese Komposition gemacht, aber an der Ausführung wurde er wohl durch die bald folgenden größeren Aufträge gehindert.

Eben war er Ende 1848 nach Berlin zurückgekehrt, als er mit dem Auftrag, an der Ausschmückung der Nikolaikirche in Potsdam mitzuhelfen, überrascht wurde. Für die Kuppel komponierte er die vier Erzengel: Gabriel, Michael, Uriel und Raphael, und zeichnete die Kartons dazu. Doch die Ausführung derselben al fresco mußte er dem Maler Schütz überlassen, da endlich die Verhandlungen über das Nischenbild im Charlottenburger Mausoleum so weit gediehen waren, daß dieses ohne Verzögerung in Angriff genommen werden mußte.

Sollte Pfannschmidt ursprünglich nur einen Entwurf des Cornelius ausführen, so ward ihm jetzt eine selbständige Kom=

position aufgetragen[1]), die darstellen sollte, wie Friedrich Wilhelm III und die Königin Luise, die im Mausoleum beigesetzt sind, ihre Kronen anbetend vor dem Throne des Heilandes, des Königs aller Könige, niederlegen. Mit großem Eifer begab er sich an diese Aufgabe, die so ganz seinem Herzen zusagte. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er sich ihr unterzog, bezeugen vier verschiedene Entwürfe, von denen er den letzten, in der Komposition freiesten, der Farbenskizze zu Grunde legte. Diese wurde von Stüler dem Könige vorgelegt. Des Königs Urteil teilte Stüler in einem Schreiben (27. Mai 1849) Pfannschmidt mit: „Seine Majestät der König haben die Anordnung des Ganzen genehmigt. Die Königin soll bei Ausarbeitung des Kartons ein Diadem erhalten, wie sie es bei Lebzeiten getragen und auf Bildern und Büsten u. s. w. zeigt. Über die möglichst große Porträt-Ähnlichkeit soll Herr Pfannschmidt den Professor Rauch zu Rate ziehen. Die Figur des Christus wünscht der König mit rotem Gewand und blauem Mantel bekleidet. Die Wolken hält der König für ganz entbehrlich. Es wird darüber bei Ausführung des Kartons oder der Malerei selbst vielleicht besonders Bestimmung einzuholen sein."

Der Karton wurde gezeichnet und im Schloß Bellevue in Gegenwart des Meisters dem Könige zur Genehmigung aufgestellt. Darüber schreibt Pfannschmidt an die Eltern (Charlottenburg, den 16. Juli 1849): „Besondere Begebenheiten haben nicht stattgefunden, als die eine, sehr teure und werte, nämlich daß unser lieber König meinen Karton im Schlosse Bellevue gesehen hat, ... und daß ich auch dabei war und den Ausdruck seiner Zufriedenheit empfangen und meinem geliebten Könige so nahe in die Augen sehen konnte. Als ich ihn im vorigen Jahre auf dem Museum

[1]) Es ist die Meinung verbreitet, als habe Pfannschmidt einen Entwurf von Cornelius ausgeführt; hat doch der Herausgeber aus dem Munde des erklärenden Kastellans gehört: das Nischenbild sei „von Pfannschmidt nach Cornelius". — Als Cornelius in Rom dem Pfannschmidt zuerst von dieser Arbeit sagte, dachte man, daß er nur des ersteren Arbeit zu Grunde legen sollte. Nun aber da Cornelius durch die Kamposanto-Kartons völlig in Anspruch genommen war und man Pfannschmidts Meisterschaft anerkannte, vertraute man ihm die selbständige Ausführung der Nischenbilder an.

sah, war er sehr niedergebeugt. Dagegen machte er jetzt einen hehren, stattlichen, majestätischen Eindruck. Und ich zog meine Straße vergnügt von dannen."

Schon im Juli konnte die Malerei begonnen werden. Während der Monate des Malens wohnte er zuerst im Charlottenburger Schloß; im folgenden Jahre mußte er eine Privatwohnung beziehen, da wegen der Hoffestlichkeiten alle Schloßräume gebraucht wurden. Eine große Freude wurde ihm eines Tages auf dem Mausoleum durch den Besuch Wicherns aus Hamburg zu teil, der wohl eine Stunde in herzlichem Gespräche bei ihm verweilte. Pfannschmidt interessierte sich natürlich für Wicherns Unternehmungen, und dieser hatte ein tiefes Verständnis für die Bedeutung der Kunst auch im Dienste der inneren Mission. So kam es, daß Pfannschmidt ihm zum besten des Rauhen Hauses die Verbreitung einiger Radierungen von seiner Hand überließ: „Lobsingende Engel" 1849, „Jubal" 1849, den „gehorsamen Prophet" (Daniel) und den „ungehorsamen Prophet" (Bileam) 1852.

Die Arbeit in dem dunkeln Raum des Mausoleums war für seine Augen äußerst angreifend. Für diese war es ein Glück, daß die Malerei im Winter unterbrochen werden mußte und Pfannschmidt in der Heimat seine leidenden Augen erfrischen konnte. Unter viel Mühsal hat er sein Werk im Sommer 1850 vollendet.

Durch die Erweiterung für die Sarkophage Kaiser Wilhelms I und der Kaiserin Augusta, bei welcher die hintere Wand mit dem Bilde einige Meter zurückgerückt wurde, ohne daß man zwar das Bild verletzte, hat das Mausoleum aber sein geheimnisvolles Dunkel verloren; darunter leidet auch Pfannschmidts Gemälde, dessen Stimmung für das mattblaue Licht berechnet war.

Ehe wir auf den zweiten Auftrag Friedrich Wilhelms IV eingehen, müssen wir zweier Schöpfungen gedenken, die unsern Meister noch vorher im Winter 1849/50 beschäftigten. Vor dem Fest malte er ein Weihnachts-Transparent, das der Architekt Riggenbach für einen Sonntagssaal in Basel bestellt hatte. Er verband auf diesem Bilde im Vordergrund die Anbetung der

Hirten und Weisen vor dem Christkinde, im Hintergrunde die Verkündigung des Engels an die Hirten und den Zug der Weisen nach Bethlehem und darüber die lobsingenden Engel.[1])

Nach dem Fest setzte er seine alttestamentlichen Kompositionen fort. Eine derselben, die „Sintflut“, (welche das Hereinbrechen der Gewässer, die Angst der Ertrinkenden und den Trotz der Weltkinder darstellte), schickte er im Frühjahr auf die Kunstausstellung. In der „Spenerschen Zeitung“ erschien wieder eine sehr anerkennende Beurteilung von dem Verfasser der Besprechung des Noahkartons, in der es am Schluß heißt: „Es ist die Feindschaft gegen den lebendigen Gott, welche Pfannschmidt in seiner kleinen Skizze groß und grausenerregend als einen ‚Spiegel‘ den ‚Geschlechtern‘ entgegenhält, es ist eine gewaltige Mahnung in dem unscheinbaren Blatte an alle Völker, welche voll Sünde und Fleischeslust ihr Heil von Menschensatzungen erwarten. Es sind nicht Reize und schöne Formen, welche bestechen, es sind nicht akademische Gruppen, denen der Gegenstand nur zum Motiv diente, um durch kunstvolle Zusammenstellung Bewunderung zu erregen, — sondern es ist der tief erfaßte große Gedanke, zum erstenmale die geistige Not und Armut des Menschengeschlechtes gegenüber allen früheren Darstellungen, welche sich nur die materielle Gefahr und Angst zur Aufgabe gemacht, im Geiste der Schrift künstlerisch so ausgesprochen zu sehen, was diese Zeichnung so anziehend macht, was zu den ernstesten Betrachtungen anregt und den Wunsch lebendig werden läßt, diese bedeutungsvolle Konzeption ihrer würdig in einem großartigen Stile einst gebildet zu sehen.“

In den Jahren 1850/51 wird Pfannschmidts Seele infolge der weiteren Aufträge des Königs durch heftige Kämpfe beunruhigt, bei denen es sich für ihn darum handelte, in der Ausübung seiner Kunst die ihm durch seine ganze Entwicklung zu teil gewordene

[1]) Dieser Entwurf ist in Photogravüre veröffentlicht als erstes Blatt der „kirchlichen Festgrüße“ von Pfannschmidt mit Gedichten von R. Beutner (Brandner-Halle 1891).

Eigenart sich nicht rauben und das Ziel, das ihm als Frucht ernsten Ringens zu erstreben vorschwebte, sich nicht verrücken zu lassen. Die Kunst war ihm eine Gabe, die Gott ihm ins Herz gegeben; er wollte und konnte nur malen, was Gott ihn im Geiste schauen ließ. Darum wurde jedes Werk ein Spiegel seines Glaubenslebens und war ihm selbst ein Heiligtum, bei dessen Ausführung er nicht jedem Wunsche selbst lieber Freunde und hochverehrter Gönner, auch nicht des teuren Königs Raum geben durfte. Da er nun namentlich in den ersten Meisterjahren der Gunst des Königs, des Cornelius und Stülers viel verdankte, so ist es verständlich, daß es ihm nicht immer möglich war, ohne Kämpfe den Wünschen und Anordnungen seiner Gönner gegenüber seine künstlerische Selbständigkeit zu wahren, in welchem Streben ihn auch die Erfahrung bestärkte, daß die letzte Verantwortung für das Gelingen eines Werkes nicht der Besteller, sondern ganz allein der Künstler trägt.

Zu dem ersten Widerstreit der Pflichten, der am leichtesten überwunden wurde, führte des Cornelius Antrag, ihm bei der Herstellung der Glasfenster für den Aachener Dom zu helfen. Den Hergang beschreibt Pfannschmidt in seinen „Erinnerungen" folgendermaßen: „Es mochte im Sommer des Jahres 1850 sein — ich malte das Freskobild im Mausoleum zu Charlottenburg —, als ich von Marie v. Cornelius ein Schreiben erhielt, worin sie mir mitteilte, daß ihr Vater mich zu sprechen wünsche und daß ich ihn recht bald in seinem Atelier aufsuchen möchte. Dieses geschah, und Cornelius zeigte mir seine Komposition, ‚die Himmelfahrt der Maria,' bestimmt zur Ausführung als Glasgemälde für den Dom zu Aachen. Er sprach den Wunsch aus, daß ich den Karton im großen für die Glasmaler zeichnen möchte. So schön die Komposition auch sei, erwiderte ich, könnte ich doch in Anbetracht meiner evangelischen Stellung sie nicht ausführen. ‚Das dachte ich doch,' sagte er streng, ‚aber ich glaubte, daß Sie sich überwinden würden'. Es sei ja hierbei nicht gesagt, daß die Maria wirklich gen Himmel gefahren sei; es sei nur ein Bild der höchsten Reinheit. Ich bemerkte, daß ich nur zeichnen

könne, was in der heiligen Schrift begründet sei. Und wenn dieser Gegenstand unter den vielen wahren Gegenständen, die in den Dom kommen sollten, seinen Platz fände, könne der Laie schwer unterscheiden, was wahr und was falsch sei. Als er sah, daß er mich nicht überreden konnte, wurde er sehr unwillig, brauchte ein rheinisches Schimpfwort, — und ich empfahl mich, um in meine düstere Arbeitsstätte zurückzukehren. Bald darauf kam Cornelius mit Frau und Kind nach dem Mausoleum und lud mich ein, mit ihnen zur Brauerei des Spandauer Bockes zu fahren. Während wir durch den Park gingen, sagte er: es seien für Aachen noch eine Reihe von Kompositionen und Kartons aus dem Leben der Maria zu zeichnen; ich möchte die Arbeiten übernehmen und zwar alle Gegenstände, die biblisch wären, und also mein evangelisches Gewissen nicht beschwerten. Als ich ihm erwiderte, daß mich sein Auftrag in Erstaunen setzte, ich vielmehr nach dem letzten Vorgange hätte fürchten müssen, daß er über mich nur ungehalten wäre, meinte er: ‚Das wäre ja unrecht!' — Hier zeigte er so recht sein großes Herz, das sich selbst überwunden und in wahrer Toleranz das Gewissen des andern bei einer so heiligen Sache schonte. Tryloff, mein Antrager, mußte sich auf den Kutscherbock setzen, und so fuhren wir dem Labetrunke zu. Cornelius ward sehr aufgeräumt und redselig, besonders im Rückblick auf seinen ersten Aufenthalt in Rom."

Für die Aachener Glasfenster lieferte nun Pfannschmidt drei Kompositionen: 1. die Begrüßung der Maria und Elisabeth, 2. die Darstellung Jesu im Tempel, 3. die Flucht nach Ägypten. Viel Schwierigkeit und Ärgernis bereitete ihm bei der Ausführung derselben in der königlichen Glasmalerei der Umstand, daß nicht ein Künstler, sondern ein Dilettant, der Major Vogel v. Falkenstein, sie leitete, der sich als General im Mainfeldzuge 1866 rühmlichst bekannt machte. Jedoch wenn jemand auch ein tüchtiger Feldherr ist, so ist er noch nicht ein Sachverständiger in der Kunst.

Auf dem ersten Fenster wurde der Kopf des Joseph so kräftig, daß er aus dem Hintergrund in den Vordergrund rückte.

Die zweite Komposition hatte des Königs vollen Beifall gefunden, so daß Stüler an Pfannschmidt (den 21. März 1851) schrieb: „Werter Freund! Der Entwurf für den Aachener Münster ... hat den großen Beifall Seiner Majestät des Königs geerntet; namentlich sprach sich der König äußerst lobend über den Stil und die Innigkeit der Haltung aus ... Herzlich Ihr Stüler." Jedoch erhielt auf Befehl des Herrn Major der Joseph — abweichend von der Farbenskizze — ein so helles Gewand, daß die Maria matt erschien, und so die schöne Komposition beeinträchtigt wurde. An dem Entwurf des dritten Fensters rügte der Major den Hut des Joseph als unstatthaft: es sei ein Demokratenhut, obwohl der Hut, dessen Krämpe hinten aufgeschlagen war und dessen vordere Seite den Schirm bildete, in der Kunst sehr gebräuchlich ist. Außerdem wies er eine Farbenskizze zurück: „Die brauchen wir nicht, sagte er, wir malen ohne diese!" — Da der Künstler auf eine Fortsetzung nur unter der Bedingung eingehen konnte, daß auch eine Farbenskizze zu den Fenstern bestellt würde, und der Major diese ablehnte, so verzichtete Pfannschmidt auf weitere Mitarbeit.

In neuester Zeit, so gesteht Pfannschmidt ein, hat die königliche Glasmalerei nach einem Siechtum von Jahrzehnten sich durch tüchtige künstlerische Kräfte emporgearbeitet, und er selbst hat ihr seine Anerkennung später durch Übertragung der Ausführung einer größeren Zahl von Glasfenstern nach seinen Entwürfen mit der That bezeugt.

Die Komposition der „Begrüßung der Maria und Elisabeth" benützte er einige Jahre später zu einem Ölbild, das der Landrat v. Kröcher-Vinzelberg erwarb. Die Zeichnung der „Flucht nach Ägypten" hat er unter Weglassung der Eisenstäbe des Glasfensters als Radierung [1]) wiederholt.

In einen zweiten Konflikt und zwar unmittelbar mit dem Könige geriet er durch eine Gethsemanekomposition für ein Freskobild an der Potsdamer Friedenskirche. Den Auftrag zu der-

[1]) Diese findet sich unter den „kirchlichen Festgrüßen".

selben erhielt er Ende August 1850 durch folgenden Brief Stülers: „Seine Majestät der König wollen Farbenskizzen zu einem Freskobilde am Turme der Friedenskirche, welches ‚Gethsemane' darstellen soll, von verschiedenen Malern entgegennehmen. Hätten Sie wohl Lust und Zeit, eine Skizze auszuarbeiten? Nebenstehend habe ich die Abmessungen aufgezeichnet. Es wird überlassen, ob das Bild Gold- oder farbigen Grund erhalte.

Mit freundlichem Gruß Ihr Stüler."

„Da es mir eine Konkurrenz zu sein schien, in welche ich hier eintreten sollte," schreibt er in seinen ‚Erinnerungen', „so lehnte ich den Antrag ab. Schon damals war es mir zum vollen Bewußtsein gekommen, daß auf dem Wege der Konkurrenz selten etwas erreicht wird, und daß sie für die Seele des Künstlers nur nachteilig sein muß. Wie ist es möglich, das Bild aus höchster Hand sich in die Seele hineinsenken zu lassen, wenn sie in einen unruhigen Kampf: ob siegen, ob unterliegen — eintritt? Stüler beschwichtigte meine Bedenken, indem er mir sagte, daß es keine Konkurrenz sei; der König wolle nur den oben genannten Gegenstand von einigen Künstlern behandelt sehen; und eine jede Arbeit werde honoriert." Hierauf machte er sich ans Werk und entwarf den Gegenstand in einer farbigen Zeichnung folgendermaßen: Während in einer kleinen Schlucht des Gartens unten die drei Jünger in Schlaf versunken sind, ist oben vor einer kleinen Anhöhe, auf welcher der Kelch symbolisch das bevorstehende Leiden anzeigt, der Herr zu Boden gesunken, ringt die Hände und betet: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Der Vater nimmt den Kelch nicht von ihm, aber erhört doch sein Gebet, indem er einen Engel sendet, der den Sohn stärkt. Dieser Zweck der Stärkung kommt dadurch zum Ausdruck, daß der Engel sich zu dem niedersinkenden Heiland herabläßt und mit den Armen seine Brust umfaßt, um ihn aufzurichten.

„Da ich meine Entwürfe dem Cornelius mitzuteilen pflegte," fährt Pfannschmidt fort, „so legte ich ihm auch diesen vor. Als er das Blatt sah, war er ganz verwundert und sagte: ‚Diesen Gegenstand soll ich ja auch komponieren.' ‚Wenn ich das hätte

ahnen können,' erwiderte ich, ‚so wäre es mir nie eingefallen, an diese Arbeit zu gehen.' ‚Seien Sie ganz ruhig,' sagte er weiter, ‚ich finde Ihre Komposition so, daß sie ausgeführt werden muß; und ich mache keinen Entwurf.' Mit diesem Urteil möchte ich die Zeichnung Stüler übergeben, damit die Sache durch ihn dem Könige unterbreitet würde. Dieses geschah, aber das Resultat war ganz anders als erwartet. Die Skizze erhielt ich zurück mit dem Bemerken, daß sie Seiner Majestät gefallen habe, daß er sich aber den Gegenstand anders gedacht. Wie der König ihn sich gedacht, hatte er selbst auf einem Blättchen Papier in einem Raum von ungefähr 1 3/4 Zoll im Quadrat flüchtig aufgezeichnet. Es war daraus zu erkennen, daß die Jünger bei dem Vorgang nicht zugegen sein sollten, und daß der Engel von oben kommt, um dem betenden Erlöser den Kelch des Leidens zu bringen, — eine Darstellungsweise, wie sie unendlich oft vorkommt und traditionell geworden ist, obwohl sie in völligem Widerspruche mit dem Worte Gottes steht. Der Engel kommt nicht, um Leiden zu bringen, sondern Stärkung dem ringenden, betenden Erlöser. Der Kelch bedeutet das Leiden, welches Christus vor Augen steht. Sodann, hätte die Aufgabe gelautet, den ‚Kampf in Gethsemane' zu komponieren, so hätte ich Christus und den Engel allein dargestellt, wenn auch nicht in der oben angegebenen Weise. So lautete die Aufgabe ‚Gethsemane', und das hohe Format mit seinem giebelartigen Abschluß führte ganz von selbst dahin, die Jünger mit auf das Bild zu bringen. Den Wünschen Seiner Majestät mich zu fügen, war mir aus dem oben angeführten, aus der heiligen Schrift entlehnten Grunde unmöglich. Die Komposition war aus der Schrift herausgewachsen; ich mußte sie als eine Gabe Gottes betrachten, an der ich selbst beim besten Willen nichts deuteln und ändern konnte, ohne mich im tiefsten Herzensgrunde zu belügen. Anders war die Stellung Stülers, der bei seiner Liebe zum Könige, bei seiner Bewunderung der glänzenden Gaben desselben sich selbst aufzugeben pflegte, um den Gedanken des Königs nachzukommen und sie auszuführen. In meine Lage konnte sich Stüler schwer finden, und er ver-

mochte nicht mich zu überzeugen. Diente ich doch keinem irdischen Könige, und meinem himmlischen Könige wollte ich nicht untreu werden. Beim Weggange von Stüler fühlte ich mich veranlaßt zu sagen: ‚wenn der König meine Kunst nicht wolle, würde ich sie in die Hütten der Armen tragen‘. Da mit mir nichts weiter anzufangen war, so ruhte die Angelegenheit, bis der Maler Steinbrück sich der Aufgabe im Sinne des Königs unterzog.“

Pfannschmidts Treue blieb nicht unbelohnt. Auf der Komposition von „Gethsemane“ ruhte ein ganz besonderer Segen. An dieses Bild knüpfen sich einige Erfahrungen von der Bedeutung evangelischer Kunst für das Seelenleben, welche Pfannschmidt zeitlebens ermunterten, unter mancher Entsagung dem gesteckten Ziele, der evangelischen Kirche mit seiner Kunst zu dienen, unentwegt nachzustreben.

Im Februar 1852 sollte die silberne Hochzeit eines Möbelfabrikanten Müller in Nordhausen, eines Anhängers des Freigemeindlers Balzer, gefeiert werden, und seine Kinder und Schwiegerkinder beabsichtigten eine Stutzuhr den Eltern zu schenken. Eine Tochter aber, welche an den Pastor Obermann in Haussömmern verheiratet war, träumte, daß man lieber ein Bild schenken solle. Dieser Gedanke faßte Wurzel, und man wandte sich im Herbst 1851 an den Vetter Kühn, um durch Pfannschmidts Vermittlung die Kopie eines biblischen Bildes zu erhalten. Als Gegenstand wurde „Christus am Ölberg“ bezeichnet, und als Preis wurden 50 Thaler ausgesetzt. Der Wunsch von schlichten Leuten, ein Ölbild zu verschenken, überraschte ihn, und der Umstand, daß man einen „Christus am Ölberg“ begehrte, einen Gegenstand, den er im vorigen Jahre komponiert hatte, ohne Gelegenheit erhalten zu haben, ihn zu malen, bestimmten ihn, die geringe Summe nicht anzusehen und das Bild, drei Fuß hoch, selbst zu malen. Vor der Absendung sah es Cornelius; scherzweise sagte er: 50 Thaler würde er auch für das Bild geben, um es sein nennen zu können.

Etwa nach einem Halbjahr erhielt Pfannschmidt von Pastor Ed. Obermann folgenden Brief. (Haussömmern, den 1. Juli 1852):

„Ihrer Teilnahme zeige ich an, daß es dem Herrn gefallen hat, unsern lieben Vater Müller am 8. Juni durch einen sanften, seligen Tod heimzurufen ... Teurer Freund, auch Sie haben der Gnade des Herrn am seligen Vater gedient. Ihr Bild wurde mit herzlicher Freude von Vater und Mutter angenommen und in der Wohnstube aufgehängt ... Wir hatten für ihn nur einen Wunsch, daß er den Herrn erkennen möge vor seinem Heimgange. Und wie gnädig hat der Herr geholfen! Er hat den Vater zur Erkenntnis seiner Gnade geführt, und Ihr Gemälde hat ihm solche gepredigt. Einige Wochen vor seinem Heimgange hatte der selige Vater zur Mutter gesagt: ‚Das Bild geht über meinen Verstand.‘ Einige Tage vorher — es wird wohl gewesen sein, als er aus seiner Wohnstube zum letztenmale auf sein Schlafkämmerlein ging, — stand er an der Kammerthür still, über welcher das Bild hängt, und sagte zur Mutter: ‚Nun verstehe ich das Bild.‘ Als meine Frau am Sonnabend vor dem Heimgange zum Vater kam, fragte er sie: ‚Wo ist das Bild?‘ Als sie antwortete: ‚In der Stube,‘ äußerte er: ‚Das ist gut.‘ — Später sagte er: ‚Bringet das Bild herauf, hänget es vor mich an die Wand, daß ich es sehe!‘ Der liebe Vater war eine ehrliche, deutsche Natur. Er hatte früher die Gnade nicht gehabt, den Sohn Gottes kennen zu lernen. Er äußerte auch offen seine Zweifel. Noch einige Wochen vor seinem Heimgange erklärte er, daß er das heilige Abendmahl nicht genießen könne, da er Jesum Christum nicht für den Sohn Gottes halten könne, obgleich er Gott um Licht hierüber gebeten habe. Er hat dies Licht noch erhalten. Er hat noch bekannt: ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt‘, und hat solches Bekenntnis mit der Feier des heiligen Abendmahles besiegelt ... So ist er denn in seinem Heiland selig entschlafen. So hat sich der Herr zu Ihrem Gemälde als zu seinem Werke bekannt.“ —

Schon vor diesem Ölbilde hatte Pfannschmidt die Gethsemanekomposition radiert, um sein Wort wahr zu machen und seine Kunst in die Hütten der Armen zu bringen. Eine größere Anzahl der Abzüge schickte er an Wichern nach Hamburg und an Philipp v. Nathusius nach Neinstedt, damit diese sie zum besten

ihrer Wohlthätigkeits-Anstalten verkauften. Gegen 70 Blätter übersandte er seinem Vater, daß dieser den Erlös zur Linderung seiner wirtschaftlichen Sorgen benutze.

Als einst der Geheimerat Schnaase beim Durchblättern von Pfannschmidts Mappe die Gethsemane-Zeichnung gesehen hatte, veranlaßte er, daß der evangelische Kunstverein dieselbe als Vereinsblatt 1854 herausgab. Als ihm der Auftrag wurde, selbst die Komposition etwas verkleinert aufs Holz zu zeichnen, damit Albert Vogel sie schneide, schrieb er ins Tagebuch: „Wie wunderlich hat doch der Herr dieses Blatt schon gesegnet; meiner Seele ist es ein Geruch zum Leben geworden ... Damals sagte ich zu Stüler, daß, wenn der König meine Kunst auch verschmähe, so würde ich sie in die Hütten der Armen tragen. Es ist in Erfüllung gegangen, und unter Gottes Segen mag es sich weiter erfüllen und mancher Seele eine Stärkung und Erquickung im Leiden werden, wenn sie den ringenden, betenden Heiland ansieht."

Über die Ausführung der Zeichnung auf den Holzstock, die er in Mühlhausen vollendete, finden wir folgende Tagebuchnotiz: „Die Arbeit selbst war ein mühseliges, augenangreifendes Werk, und unter vieler Entzündung nur konnte ich arbeiten. So hatte auch ich bei aller Freude den Gang nach Gethsemane zu gehen. Gebe Gott, daß das Blatt seine neuen Früchte trage, daß die Leidenssaat ihre Freudenernte bringe!"

Diesen Holzschnitt schenkte er später dem Altermann der Kaufleute, Sarnow in Barth, der ihm als Kirchenprovisor an der Marienkirche, während Pfannschmidt dort arbeitete, viel Freundlichkeit bewiesen hatte. Als er nach dem plötzlichen Tode des Altermannes dessen Frau sein Beileid bezeugte, erhielt er von derselben folgende Antwort: (Barth, den 8. Mai 1861.) „Mich hat die Hand Gottes schwer getroffen, und blicke ich jetzt recht oft zu dem Bilde auf, auf dem unser Heiland in Gethsemane betet, kämpft und ringt und Gott ihm den Engel zur Stärkung und zum Trost sendet. So ist Ihre Güte mir auch hier eine Quelle des Trostes geworden."

Die Gethsemane-Zeichnung ging später in den Besitz der

Frau Kronprinzessin Viktoria (späteren Kaiserin Friedrich) über und hat vielleicht auch ihr als Kaiserin-Witwe auf ihrem Leidenswege ein wenig Kraft und Erquickung gespendet.

Einen dritten Konflikt, wiederum mit dem geliebten und hochverehrten Könige, veranlaßte im Herbst 1850 der Auftrag, in der Altarnische der von Stüler erbauten Schloßkapelle das „Abendmahl" als Mittelpunkt der Malereien auszuführen.

In Aquarell entwarf er die Komposition: Jesus reicht seinen Jüngern mit der Rechten das gebrochene Brot und mit der Linken den Kelch. — Der Künstler rückt örtlich nebeneinander, was zeitlich hintereinander liegt, um die ganze Bedeutung der Handlung darzustellen. Wie Pfannschmidt sich seinem Vetter im Brief (vom 22. Dezember 1850) ausspricht, dachte er sich den „Heiland stehend als Hoherpriester, der Brot und Wein, Leib und Blut seinen Jüngern giebt, die um die Tafel herumsitzen oder sich erheben je nach den verschiedenen Charakteren".

Als er dem Cornelius, der die Oberleitung über die Malereien in der Schloßkapelle hatte, den Entwurf zeigte, erklärte sich dieser einverstanden und sagte: „Die Auffassung des Gegenstandes ist so, wie ich sie mir gedacht habe; ich wollte es Ihnen nur nicht sagen." Er wollte nicht eingreifen in das stille Schaffen einer andern Künstlerseele. — Pfannschmidt übergab die Zeichnung an Stüler zur Weiterbeförderung an den König.

Das Urteil des Königs teilte ihm Stüler mit: (14. Dezember 1850.) „Lieber Freund! Seine Majestät der König haben es nicht gebilligt, daß Jesus beim Abendmahl Brot und Kelch zugleich in den Händen halte, indem biblisch der Kelch noch vor ihm stehen müsse, wenn er das Brot austeile. Cornelius will indes Ihre symbolische Auffassung verfechten ... Ihre Komposition hat dem Könige im übrigen sowohl in Beziehung auf den Geist der Haltung als auch das Lineare sehr zugesagt. Von Herzen Ihr Stüler."

Den durch diesen Brief hervorgerufenen Zwiespalt schildert Pfannschmidt in seinen „Erinnerungen": „Wiederum stand ich vor der Entscheidung, zwischen der Gunst zweier Könige zu wählen.

Der Weg durch Dornen, aber mit einem freien Gewissen und frohen Gemüt schien mir vorzuziehen einem Wege, der zwar viel Verlockendes hatte, der aber meiner Seele keinen Frieden und keine Beruhigung gewähren konnte. Daher mußte ich die Gunst des herrlichen und geliebten Königs in Frage stellen. Cornelius bestärkte mich nur auf das kräftigste in meiner Anschauungsweise, von der ich nicht abgehen könne."

Auch seinem Vetter gegenüber spricht er sich aus: (22. Dezember 1850) „Stüler schreibt gleich dabei, daß Cornelius meine Anschauungsweise beim Könige verfechten wolle. Es scheint dem Cornelius doch etwas zu weit zu kommen. Der König läßt sich sicher bedeuten, wenn ihm entschiedene Gründe gesagt werden. Aber wenn er eigentlich keinen Widerspruch findet, so geht alles schöpferische, eigene Bewußtsein verloren, und man kommt in Gefahr, nicht Gottes heiligem Rufe zu folgen und das auszusprechen, was er in die Seele legt, sondern den Befehlen des Königs, wenngleich eines lieben und teuren Königs zu folgen. Und kann ich nicht mehr das machen, was mir aus der Brust quillt, so werde ich selbst zu einem löcherigen Brunnen ohne Wasser, und meine Gedanken kreuzen sich wirr und unstät durcheinander."

Die Gründe, welche es ihm nicht gestatteten, seine Komposition in der vom Könige gewünschten Weise umzuändern, legte er Stüler dar, damit dieser sie dem Könige übermittle: „Euer Hochwohlgeboren hatten die Gewogenheit, die Willensäußerung Seiner Majestät unseres allergnädigsten Königs in Bezug auf den von mir eingereichten Entwurf zu einem Abendmahle für die hiesige königliche Schloßkapelle mir zukommen zu lassen. Sie hat mich vielfältig beschäftigt, da durch die angegebene Änderung ... ein wesentlicher Einfluß auf die ganze Komposition ausgeübt werden würde. Der Direktor v. Cornelius, der die Richtigkeit der Auffassung des Entwurfs anerkannte, äußerte, daß durch eine Änderung in der vorgeschlagenen Weise die ganze Komposition zusammenbrechen würde ... Ich erlaube mir Euer Hochwohlgeboren die Gründe für die Darstellung, wie ich sie gegeben, zu einer geneigten Erwägung vorzulegen. Es ist beim Abendmahl

nach dem Worte Gottes die Hingabe des Leibes und Blutes des Heilandes in der Gestalt des Brotes und Weines ... der Kern und Stern der Thatsache; und die Hingabe des Erlösers, des als Hoherpriester sich Opfernden, ist es, was die tiefe, innerliche Erregung hervorruft. In der Schrift folgen allerdings die einzelnen Momente dieser That hinter einander. Wollte die bildende Kunst ihnen folgen, es würde eine Reihe von — im Verhältnis zur Hauptsache mehr oder minder bedeutenden Gegenständen vorgeführt werden müssen, aus denen sich der Geist dann wiederum die ganze volle Bedeutung der That zusammenstellen müßte. Die Poesie und die Musik können dem Verlauf der einzelnen Momente unbeschadet folgen. Da jedoch die bildende Kunst in fest begrenzten Räumen wirkt, ist sie genötigt, die Momente zusammenzudrängen, um den wirklichen Inhalt zu geben. So verhält es sich auch hier, wo ich genötigt bin, um der ungeteilten vollen Wahrheit näher zu kommen, den Heiland Brot und Kelch zugleich seinen Jüngern darreichen zu lassen als den für sie dahingegebenen Leib und das für sie dahingegebene Blut, wenn es eben das heilige Abendmahl bleiben soll. Würde dieser Punkt der Komposition verschoben, so würde auch die Lage, der Ausdruck der Jünger anders werden, da nur von diesem Ausgangspunkte das übrige Ganze der Komposition bedingt ist. An Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir auf das allerangelegentlichste die Bitte zu richten, diese Gründe Seiner Majestät, unserem allergnädigsten Könige, dem hohen Beschützer und Förderer der Kunst, nahe zu bringen, da Sie Gott an die Stelle gestellt hat, den Gründen ein Anwalt zu sein. Denn es handelt sich nicht um Selbstersonnenes, sondern um die feste, ewige Wahrheit, die sich in verschiedenartiger Gestalt in die Seelen senkt je nach dem Grade der Faßlichkeit und dem Charakter der einzelnen Gemüter. Verschiedenartig und neu treten daher die Schöpfungen aus dem Borne des göttlichen Wortes wieder an die Außenwelt, um die alte Wahrheit in neuer Frische zu geben. Das so erscheinende Bild kann wohl äußere Veränderungen der Richtigkeit und Schönheit erleiden. Doch der Kern des Bildes dürfte weniger

Veränderungen unterworfen sein; man müßte denn nicht annehmen, daß es ein von Gott dem Künstler Gegebenes sei und seine Stelle hat als Glied in der großen Kette der Darstellungen, die als schwacher Umriß bestimmt sind, die verschiedenartigen Seiten des Gesamtbildes der großen That Gottes den Menschen vor die Seele zu rücken. Ein Abweichen von dem innerst Empfundenen und Erkannten würde dem Gemüt die Festigkeit und Zuversicht benehmen, die da nötig ist, um beim Schaffen das von Gott Dargebotene sicher zu ergreifen, um es klar der Außenwelt wiedergeben zu können. Anders tastet das Gemüt unstät umher und würde schwerlich zu einem hohen, freudigen Aufschwung fähig sein." —

Dieses Schreiben hatte Stüler dem Könige vorgelegt. Der Bescheid lautete: (Berlin, 6. Februar 1851.) „Wertester Freund! Es thut mir leid, Ihnen die Mitteilung machen zu müssen, daß Seine Majestät der König in Betreff Ihrer Auffassungsweise des heiligen Abendmahles den von Ihnen aufgestellten Gründen nicht nachgegeben, sondern nur bewilligt haben, daß vorläufig der Karton in der begonnenen Weise fertig gemacht und vorgestellt werde. Vielleicht gelingt es Ihnen dann mit Cornelius' Hilfe, dessen Ausspruch ich ebenfalls angeführt habe, ein Ihnen willkommenes Ergebnis herbeizuführen . . .

Mit herzlichem Gruß der Ihrige Stüler."

„Darauf ging ich selbst zu Stüler," schreibt Pfannschmidt an den Vetter (5. März 1851), „um den genauen Ausspruch des Königs zu erfahren. Und so ergab sich, daß der König gesagt hatte, er wolle keine symbolische Darstellungsweise, sondern eine historische . . . Als ich dann Stüler fragte, wie es würde, wenn ich den Karton in der begonnenen Weise durchführte, und der König dann doch auf seiner Meinung beharrte, lautete die Antwort: ‚Nun so müssen Sie dem Willen des Königs nachkommen'. Ich wäre darnach also nach einer halbjährigen Arbeit auf derselben Stelle wie jetzt; und ich lasse deshalb, um nicht vergeblich zu arbeiten, den Karton liegen. Denn entschieden kann die Frage bei der Zeichnung werden . . . Der König achtet nicht genug die geistige

Schöpfung eines anderen, sondern strebt mehr dahin, daß das von den Künstlern dargestellt wird, was er sich in der Seele gebildet hat. Daß da nie ein Kunstwerk herauskommen kann, liegt auf der Hand, und ich habe Stüler gesagt, ‚daß bei solcher Weise die Künstler mehr zu Automaten werden und daß noch nie zwei Weiber ein Kind bekommen haben'. Wenn also durch den Drang der Umstände nicht Cornelius noch gezwungen wird, in die Schranken zu treten oder auf unerwartete Weise der Angelegenheit eine andere Wendung gegeben wird, so bin ich zwar nicht besiegt, aber muß doch das Feld räumen ... Wird dieser Kampf nicht durchgekämpft, daß der König einsieht, daß die Schöpfung des Künstlers eine Gabe Gottes ist, die man nicht drücken und drechseln kann, wie man Lust hat, — so kann an eine freie Entwicklung nicht gedacht werden. — Obwohl der König gerade für den Zweig der Kunst, dem ich diene, die anhaltendste Stütze gewährt, so muß ich sie doch lassen und mich lieber an den Felsen halten, an dem sich alle Wogen brechen; und er wird mich die Wege weiter führen, die er für mich in seinem Ratschlusse beschlossen hat. Menschendiener mag ich nicht sein. Und die Welt ist weit und das Flämmchen gering, was in den Herzen der Menschen bis jetzt lodert in Bezug auf die Erscheinung Gottes in der Körperwelt. Gott mag den rechten Odem dazu geben, es anzublasen, — wenn es bei den Großen der Welt nicht ist, bei den Niederen! Was die Reichen nicht wollen, darnach greifen die Armen mit Lust."

Für einen glücklichen Ausgang der Sache setzten Pfannschmidt und Stüler ihre letzte Hoffnung auf Cornelius. Aber dieser wartete lange mit einem entscheidenden Schritt. Einmal sagte er, daß der König ihn in nächster Zeit besuchen werde, und bei dieser Gelegenheit hoffe er die Sache zu Ende zu führen. „Cornelius hatte die beste Absicht," schreibt Pfannschmidt in seinen ‚Erinnerungen', „und das wärmste Herz für die Angelegenheit. Jedoch als nun der König kam, schwieg Cornelius. — Es war ein eigentümlicher Zug seines Charakters, daß er, sonst ein so tapferer, unerschrockener Held und Streiter, doch zaghaft und langsam ins

Feuer ging. Wenn er aber darin stand, dann blitzten seine Augen, und er kannte keine Rücksicht im Bekennen der Wahrheit. — Eines Tages kam er frohen Mutes in mein Atelier, indem er mir erklärte: „Ich habe einen Ausweg gefunden, Pfannschmidt. Machen Sie's doch, wie Christus die eine Hälfte des gebrochenen Brotes in der Hand hält, während die andere auf dem Tische liegt!" In dieser Weise war aber von allem Anfange an der Vorgang komponiert. Und als Cornelius den Karton sah, wurde er unwillig und sagte: „Dann weiß ich aber nicht, was der König will." —

Das Frühjahr rückte immer näher und mit ihm die Zeit, da die Arbeit in der Kapelle begonnen werden mußte, wenn nicht um des einen Bildes willen die Fertigstellung der ganzen Kapelle verzögert werden sollte. Es war am Dienstag der Karwoche, als sich Pfannschmidts Ateliertthür öffnete, Cornelius hereintrat, seinen Freund umarmte, küßte und ihm zurief: „Pfannschmidt wir haben gesiegt, der König hat nachgegeben!"

Wie es dazu gekommen, erzählte Pfannschmidt dem Vetter am zweiten Ostertage: „Am vergangenen Montag hat sich endlich der Punkt des Streites erledigt. Der Cornelius war am benannten Tage in Charlottenburg beim Könige, wo er selbst es nun ausgefochten; und der König läßt es jetzt zu, es so auszuführen. Cornelius kam am Dienstag mittag zu mir und brachte mir selbst gleich den Erfolg, indem er schon beim Kommen sagte: ‚Ich bringe glückliche Nachricht'. Dabei trug er aber in seinem Ausdrucke die Spuren eines ernsten Kampfes. Er meinte, der König sei anfangs fest gewesen; und erst nach einem längeren Vortrage, den er (Cornelius) in Gegenwart noch mancher anderer Leute (an anderer Stelle nennt Pfannschmidt v. Bethmann-Hollweg und den Probst Nitzsch) gehalten, sei der König zu einer Änderung seines Entschlusses bewogen worden. — Cornelius ist auch froh, daß er die Last von seinem Herzen los ist; und ich hätte wohl hören mögen, wie gewitterschwer sein Wort in die Herzen der Hörer gefallen ist. Und mir ist es doppelt lieb, daß er selbst den letzten Schlag gethan hat und nun wieder als der edelste der Ritter dasteht, und zwar der wunderlicherweise eine evangelische

Darstellungsweise als Katholik einem evangelischen Könige gegenüber verteidigte."

Am 14. September beendete nun Pfannschmidt den Karton und konnte noch im selben Monat das Malen im Schlosse beginnen. Da schreibt er an die Bellstedter Geschwister (den 23. September 1851): „So freudig es auch ist, wenn der wichtigste Teil der Arbeit überstanden, so habe ich doch nicht ohne Wehmut die Hand davon zurückgezogen. Denn mit Freudigkeit habe ich gerungen und gearbeitet und, ich glaube, nicht ohne Segen an dem inwendigen Menschen. Die mit Dornen gekrönte Leidensgestalt unseres Erlösers ist mir, das hoffe ich zu Gott, dabei lieber geworden; ich hätte mir wenigstens Gewalt anthun müssen, wenn ich sie aus meinem Herzen hätte verdrängen wollen. Auch in Bezug auf meine Augen ist er gnädig mit mir gefahren: sie haben ausgehalten, und ich denke sie werden nun beim Malen, das nicht so augenangreifend ist, mehr Ruhe haben. Sonst bleibt hierbei noch zu erbitten übrig. Nur das giebt mir völlige Beruhigung, daß unser Herr ein reicher Herr ist: ihm ist es ein Kleines Lahme gehend und Blinde sehend zu machen, auch mir die Augen zu erhalten, wenn ich seinem Werke dienen soll ... In der Schloßkapelle ist ein ganz angenehmes Arbeiten, zumal Hermann [1]) in meiner Nähe malt. Obwohl wir bei der Arbeit nicht viel zum Sprechen kommen, so ist es doch schön, wenn wir nachher am Abend zusammen die Linden hinunter wandeln. Seine Nähe hat überhaupt einen friedlichen Einfluß."

Jedoch die Kürze der Herbsttage nötigte bald die Arbeit zu unterbrechen. Erst im März 1852 konnte sie wieder aufgenommen und Ende September vollendet werden. Später äußerte Cornelius zu Pfannschmidt: wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte der letztere alle Entwürfe zu den Malereien in der Schloßkapelle machen müssen. Die Vollendung der ganzen Kapelle und ihre Einweihung, an welcher auch Pfannschmidt teilnahm, fiel in den Januar 1854.

---

[1]) Hermann malte Gestalten der Propheten und Apostel am Gurtbogen.

Über die weiteren Folgen dieser Kämpfe macht Pfannschmidt folgende Andeutungen: „Inwiefern mein notgedrungenes Ringen von Einfluß war auf die Hofgunst für meine Zukunft, ist wohl schwer zu entscheiden; das eigene Gefühl reicht zur Beurteilung hierzu nicht aus. Als einen ‚Lutheraner' hatte man mich in den höheren Kreisen gekennzeichnet. Diese Bezeichnung überraschte mich; denn meine Stellung war keineswegs eine konfessionelle. Sie ist es erst durch die mancherlei Kämpfe, in die ich geführt wurde, geworden, indem ich erkannte, wo die Wahrheit liegt und zwar in ihrem bleibendsten, reinsten Ausdrucke."

Als eine Nachwirkung dieser Kämpfe kann es aber bezeichnet werden, daß er von Friedrich Wilhelm IV nach Vollendung des „Abendmahls" mit keinem größeren Auftrage mehr betraut wurde. Trotzdem hat es ihm nie an herrlichen Aufgaben gefehlt, welche ihm ein freies Schaffen in seiner Eigenart gestatteten. — Seinem Könige ist er aber nie gram geworden. Er hat von diesem allezeit mit großer Liebe und Verehrung gesprochen und besonders seine große Bedeutung für die christliche Kunst betont. Auch war er stets ein mutiger Kämpfer für das „Königtum von Gottes Gnaden" — ein Royalist, aber kein Byzantiner.

20. Geselliges Leben in den Jahren 1849—52.

„Unglückliche Tage waren es nicht, die Tage des Kampfes, bekennt Pfannschmidt. Im Gegenteil habe ich recht Luthers Ausspruch erfahren: Das Christenherz auf Rosen geht, zumal wenn's unterm Kreuze steht." Ein kurzer Blick auf sein häusliches und freundschaftliches Leben in diesen Jahren bestätigt uns dies.

Von dem alten Freundeskreis berichtet er dem Vetter (den 11. Februar 1850): „Hermann ist ewig die in seinem Gott freudige, wohlausgerüstete Seele und seine Häuslichkeit blüht wie ein Garten Gottes mit seinen lieben Kindern, den Engelein drinnen, die sehr im Wachsen begriffen sind, zusehends. — Vogel ist seit langer Zeit kränklich; er bekam einen Blutsturz und daran laboriert er immer noch herum. Bellermann ist glücklicher

Familienvater von drei Kindern und treuer Anhänger seines Königs und Erzwühler."

Erweitert wurde der Freundeskreis durch das Hinzukommen des Cornelius-Schülers Franz Schubert und seiner Frau, welche Pfannschmidt schon auf der Rückreise von Italien kennen gelernt hatte, und des Malers Müller, der die nordische Abteilung des neuen Museums mit Darstellungen aus der nordischen Mythologie schmückte. Pfannschmidt, Schubert und Müller hielten im Winter 1850/51 regelmäßige Zusammenkünfte, bei welchen Pfannschmidt durch Müllers Dichtungen in den Sagenkreis der nordischen Mythologie eingeführt wurde. —

Einen dritten neuen Freund gewann er in Karl Andreae, den er bereits in Rom kennen gelernt hatte und der seit Oktober 1849 sein Ateliernachbar war. Zwischen Andreae und Pfannschmidt entwickelte sich rasch ein inniger Freundesverkehr, da sie „in allen Kardinalpunkten, was Religion, Kunst und Politik betraf," übereinstimmten. So schreibt er seiner Mutter (21. Dezember 1850): „Mir sind in der letzten Zeit ein paar recht schöne Wochen zu teil geworden, indem mein Ateliernachbar Andreae hier war: es ist ein sehr lieber, vortrefflicher Mensch. Ich habe recht gefühlt, wie wohlthuend es ist, wenn man eine Seele in der Nähe hat, die gleich denkend und strebend ist, als wenn man so den ganzen lieben Tag auf sich angewiesen ist und nur die Wagen rasseln hört oder die Soldaten vorüber marschieren sieht."

Im Rückblick auf diese Zeit bekennt der nunmehr greise Professor Andreae dem Herausgeber aus Helenaberg bei Sinzig am Rhein (20. Juni 1893): „Von 1849—56 bewohnte ich Winters Berlin — in den ersten Jahren nächster Nachbar Ihres seligen Vaters auf dem Luisenplatz. — Ihrem Vater verdanke ich vieles; namentlich aber machte der Verkehr mit ihm mich fleißig und sparsam, d. h. viel gewissenhafter in der Anwendung von Zeit und Geld. Wir haben in diesen ersten Jahren ganz innig mit einander verkehrt, ich an dem Älteren und in der Kunst weit strenger Entwickelten mit Liebe und Verehrung hinaufschauend."

In diesem Freundeskreise, dem sich noch mancher Geistesverwandter anschloß, genoß Pfannschmidt seine Feierabendstunden und Sonntage. Auf Spaziergängen und Wasserfahrten oder in geselligem häuslichem Beisammensein pflegte man anspruchslose, harmlose Fröhlichkeit. Zwei Nachmittage an denen er den Wirt machte, lassen wir ihn selbst erzählen: (An den Vetter Kühn. Berlin, den 5. Mai 1851.) „Einige Kaffees am Sonntag nachmittag habe ich gegeben, die mir unvergeßlich sein werden. Denn so ein Junggesell ist fast nur gewöhnt, auch Junggesellen oder Männer ohne Frauen bei sich zu sehen; aber bei mir sind Männer, Weiber und Kinder groß und klein zum Kaffe gewesen, und wir haben uns alle zusammen recht herzig gefreut. Ich habe Köchin, Frau u. s. w. alles in einer Person vereinigt. Die Sache kam nämlich so: Ich hatte einen Karton zu einem Glasgemälde für den Dom zu Aachen fertig, und Schubert äußerte, daß er ihn gern seiner Frau zeigen möchte. So sagte ich ihm: er möchte am Sonntag nachmittag mit seiner Frau den Kaffee hier trinken. Das war der Eingang. Es kamen dann noch zwei Kinder und Müllers Frau mit einem Kindchen, Gustav der Kanonier (Pfannschmidts Bruder) und Andreae. Und vierzehn Tage darauf, da die Sache so Anklang gefunden, lud ich mir Hermanns ein, ihn, seine Schwestern und drei Kinder, und wieder Schuberts, Andreae und den Kanonier. Das war ein gar liebliches Leben, alle herzinnig fröhlich. Da haben wir gesungen; und ich für mein Teil werde den Nachmittag noch lange nicht vergessen ... Auch macht mir die Musik große Freude, und der Schatz meiner Musikalien mehrt sich immer mehr. Frau Schubert ist auch musikalisch und hat eine liebliche Nachtigallenstimme; außerdem ist sie auch eine ganz vortrefflich brave, schlichte Hausfrau. — Wenn ich zu Zeiten so eine Melodie anfange zu spielen, so dauert es nicht lange, und Andreae kommt, von den Tönen angelockt, auch gesprungen, und dann schreien wir zusammen aus voller Brust."

Wurde ihm manch lieber Freund zugeführt, so entriß ihm doch auch der Tod in dieser Zeit zwei liebe treue Seelen. Am

3. Februar 1851 schloß der Holzschneider Otto Vogel seine müden Augen. Eine Lungenkrankheit hat seinem treuen, innigen Leben ein Ende gemacht. Seinem Vetter bekennt Pfannschmidt (5. März 1851): „In der Reihe von Jahren, daß wir uns kennen, ist er in seiner Liebe unverändert geblieben. Ungetrübt als reines Wasser aus einem guten Quell labte er seine Gefährten. Still und einfach ging er daher, wie es ja Sache der edeln Metalle ist, daß sie sich in eine unscheinbare Kruste hüllen. Und ich hoffe, der Herr wird ihm den ewigen Frieden und die ewige Seligkeit schenken." —

Im Jahre darauf betrübte ihn tief der Heimgang seines Vaters. Seine letzten Lebensjahre waren schwer gewesen, da sich nach der Aufgabe des väterlichen Geschäftes keine fruchtbringende Beschäftigung mehr finden wollte. Als treuer Sohn hat da Pfannschmidt den Vater aufgerichtet und gestützt mit Wort und That, auch zur Erziehung seiner jüngeren Geschwister, was in seinen Kräften stand, beigetragen. In welch zarter Weise er dies that, spricht aus folgenden Worten an den Vater (3. Juni 1846): „Deine Befürchtungen, lieber guter Vater, in Hinsicht des Geldes sind gänzlich unbegründet. Du hast weder Ursach zu danken noch zu glauben, daß ich mir etwas entziehe. Denn das, was mir der Herr giebt, giebt er Dir mit zur Benutzung; und je mehr Du mit mir genießen kannst, um so größer wird meine Freude sein." Und ein Jahr später lesen wir in einem Briefe (18. Juni 1847): „Dann bitte ich Dich, lieber Vater, für das, was mir eine Freude ist, Dir zu senden, das Danken zu unterlassen. Du hast mir nichts zu danken, nur dem lieben Gott, der mich glücklich macht, die Hand sein zu können, Dir seine Gabe zu überbringen. Willst Du daher so gut sein und in künftigen Fällen nur ein kleines Kreuzchen unter Deinen Namenszug oder in der Ecke des Briefes machen, damit ich weiß, daß das Geld nicht auf der Post verloren gegangen ist?

Dein Dich innigst liebender Sohn

Inliegend zehn Thaler. C. G. Pfannschmidt."

In manchem väterlichen Brief finden wir seitdem das Kreuz als Quittungszeichen für Liebesgaben des Sohnes.

Im Sommer 1852 erkrankte der Vater ernstlich, so daß Pfannschmidt zu Pfingsten zum Vater eilte. Er hatte ihn zum letzten Male gesehen. „Als ich in die Stube trat, erzählt er uns im Tagebuch, und ihn ausgestreckt auf dem Sofa liegen sah, machte es einen erschütternden Eindruck, wie ich mir nichts in meinem Leben zu erinnern weiß; denn man fühlte, wie der Tod an ihm arbeitete. „Wie der Herr will, der Leib muß doch einmal brechen," waren die Worte, mit denen er mich empfing. Er war sich seines Zustandes wohl bewußt und ging ruhig seinem irdischen Ende entgegen. So verlebte ich vier Tage an der Seite meines scheidenden Vaters. Es wird mir unvergeßlich sein, zumal ich dadurch den Trost und die Beruhigung mit fortnahm, daß er vor seinem Gott und Heiland bestehen wird. Er erkannte sich als einen armen Sünder, ergab sich der Gnade Gottes und bat um Fürbitte. Auf die Frage, ob er den Heiland als seinen Erlöser und Seligmacher liebe, sagte er in rührender Bescheidenheit: „Ach ja, nur nicht so stark wie ihr." — Der Herr sieht ja nicht nach dem Maß des Glaubens, sondern dem Demütigen giebt er Gnade, und ein Funken ist ihm ebenso lieb als eine hell lodernde Flamme; denn das glimmende Docht will er nicht auslöschen. Vater erteilte mir dann unter großer Rührung, doch mit klarer Stimme seinen väterlichen Segen in Jesus Christus, unserm Herrn ...." Den 23. Juni 1852 früh 1/2 9 Uhr verschied Pfannschmidts Vater. Über seinen Heimgang lesen wir in des Sohnes Tagebuch: „Bis drei Tage vor seinem Ende war sein Geist ganz ungetrübt. Später fing er an zu phantasieren; und halb in der Phantasie sprach er den Vers aus Gellerts Liede „Nach einer Prüfung kurzer Tage":

Dort werd' ich das im Licht erkennen, Was ich auf Erden dunkel sah.
Das wunderbar und heilig nennen, Was unerforschlich hier geschah.
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank Die Schickung im Zusammenhang.

Die herzliche Liebe seiner Kinder, für die er so viel that und nichts versäumte, was zu ihrem Besten dienen konnte, nimmt er mit in sein Grab. Gott sei es gedankt, daß er der Mittelpunkt gegenseitiger, ungetrübter Liebe in unserm Familienbunde



Johanna Hermann (geboren 4. Dezember 1837).
Nach einer Zeichnung Pfannschmidts vom Jahre 1852 (S. 239).

war. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet von nun an bis in Ewigkeit! Amen."

21. Zweite italienische Reise.

18. Oktober 1852 bis 6. Mai 1853.

Noch während Pfannschmidt mit der Ausführung des „Abendmahles" beschäftigt war, wurden mit ihm Unterhandlungen über eine umfangreichere Arbeit eingeleitet und zwar in der von Stüler ausgebauten Schloßkirche zu Schwerin. Bereits am 15. Dezember 1851 erbat sich Stüler die Entwürfe „Gethsemane" und „Abendmahl", um diese dem Großherzog Friedrich Franz, der etwas von Pfannschmidt zu sehen wünschte, vorzulegen. Ehe eine Entscheidung getroffen wurde, verging längere Zeit. So wurde es Pfannschmidt möglich, vor Beginn dieser großen Arbeit sich in Italien Anregung und frische Kräfte zu holen. Seinen Reiseplan kündigt er dem Vetter an (28. Januar 1852): „Wenn etwas daraus (aus der Schweriner Sache) wird, . . . so würde ich Gelegenheit haben, mit sehnlichem Verlangen meine Braut, meine Schöne, ans Herz zu drücken. Ich meine nämlich Italien mit seiner wunderbaren, herzerhebenden Kunst. Dort möchte das Herz wieder einmal erwarmen und unter der alten, hohen Kunst Jugendfrische sammeln und einen klaren, sichern Blick holen."

Bevor er im Oktober 1852 Berlin verließ, zeichnete er auf einem Blatte die drei Hermannschen Geschwister: Johanna, Cäcilie, Johannes, im Profil nach links. Zwischen ihm und diesen heranwachsenden Kindern hatte sich je länger je mehr trotz des bedeutenden Altersunterschiedes ein inniges, geschwisterliches Verhältnis entwickelt. Eine Pause dieser anmutigen Zeichnung, welcher er die Unterschrift gab: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet, Röm. 12, 12", begleitete ihn auf seiner Reise ins gelobte Land der Kunst.

Als er am Abend des 18. Oktober durch Thüringen fuhr, begrüßten ihn von den Bergen her die zur Einnerung an die Leipziger Schlacht angezündeten Freudenfeuer. Nach einem kurzen Aufent-

halt in Mühlhausen und Bellstedt fuhr er in der Post über Göttingen, wo ihm ein herzliches, wenn auch nur kurzes Beisammensein mit seinem Freunde, dem Theologen Meßner, wurde, nach Barmen. Hier fand er seinen Quedlinburger Freund Wallmann als Inspektor am Missionshause wieder, der ihm „durch seinen großen Ernst, seine Frische und Kraft eine hohe Erquickung" war. In Düsseldorf fesselte ihn vor allem die Rambowsche Sammlung, und erfreute er sich an Lessings und Schirmers Bildern. Köln brachte ihm ein Wiedersehen mit Karl Andreae. Über dieses schreibt er seiner Mutter (den 31. Oktober 1852): „Ich hatte die Freude, meinen lieben Andreae in Köln zu umarmen, der mich am Bahnhof in Empfang nahm und nun auch aufs freundschaftlichste sich väterlich mit großer Aufopferung meiner annahm. Denn von Stund an behandelte er mich als seinen Gast, und ich bin ihm daher bei all den Schönheiten, die er mir zeigte, sehr teuer geworden. Am Abend meiner Ankunft führte er mich in der Stadt herum, um mir erst einen Überblick über das alte Köln zu geben. Am Freitag traten wir dann die ordentliche Wanderung nach den Sehenswürdigkeiten an. Im Dom und auf demselben, welcher das großartigste Werk deutscher Baukunst ist, verweilten wir fast drei Stunden, und dann ging es noch zu manchem Kunstschatze, so daß ich wirklich reichlich von Kunst gesättigt wurde und Köln eine hohe Stellung in meinem Herzen einnimmt . . . Sonnabend früh verließen wir Köln, fuhren mit der Eisenbahn nach Bonn, wo wir das Freskobild von Hermann, (die „Theologie") in der Aula, besahen, und dann im Einspänner den Rhein entlang nach der Besitzung von Andreaes Eltern (Helenaberg bei Sinzig) . . . Am Nachmittage machten wir einen Ausflug nach dem Apollinarisberge, wo der Graf Fürstenberg eine Kirche hat bauen und mit schönen Freskogemälden (von Deger) auszieren lassen. Heute früh, als am Sonntag, besuchten wir in Linz jenseits des Rheines die Kirche oder vielmehr einen Betsaal, der die an verschiedenen Orten zerstreuten Protestanten unter der katholischen Bevölkerung sammelt."

Am 1. November fuhr er bei herrlichem Wetter im Schiff

rheinaufwärts bis Mainz. In Frankfurt a. M. machte ihm diesmal Overbecks Madonna einen bedeutenderen Eindruck als früher. In Basel wurden die alten Freunde von der ersten Reise wieder besucht und im Museum Holbeinsche Zeichnungen bewundert. Die Witwe des gefallenen Hauptmanns von Manuel, seines neapolitanischen Freundes, suchte er in Bern auf, und seinen Freund Lampe durfte er in Steinmaur bei Zürich „in alter und doch frischer Liebe“ begrüßen. Über den Gotthard konnte er bei hellem, mildem Wetter und in wohlthuender Gesellschaft eines ernst gerichteten Postverwalters aus Hospital fahren. Jenseits der Alpen aber war die Lombardei mit naßkaltem Nebel bedeckt, der ihn nötigte, sich nur kurz in Mailand aufzuhalten.

Die Certosa von Pavia überraschte ihn durch die große Pracht und Kostbarkeit der auf einen Punkt zusammengedrängten Kunstwerke. Über die Seealpen kam er nach Genua, wo er sich nach Livorno einschiffte. Die Fortsetzung der Reise beschreibt er dem Professor Hermann von Rom aus (den 20. Dezember): „Von Livorno reiste ich über Pisa, dessen Camposanto und Dom ich mit erneuter Freude durchwanderte, nach Lucca. Wie lieblich sind die drei Orte, die Pforten von Florenz: Lucca, Pistoja und Prato! Jeder hat seine Kunst, sein fruchtbares Thal, seine mit Villen und Gehöften übersäten Berge .... Wie schön sind nicht die Bildhauerarbeiten eines Pisano und Civitali und die in verschiedenen Kirchen zerstreuten Bilder von Ghirlandajo, Lippi, Gaddi und anderen großen Meistern! Pisano tritt immer höchst originell in seiner Darstellungsweise auf: so thront in einem jüngsten Gericht an der Kanzel zu St. Andreä in Pistoja der Heiland auf einem von Engeln getragenen Kreuz und richtet von da aus die Geschlechter. Und wie vollendet ist der Angelo Gaddi in Bezug auf die Verbindung des Ornaments mit den Bildern! Hier ist es noch heilig und bildet das Gold um den Edelstein, beim Lippi wird er prächtig, und man ahnt schon leise den Abfall einer späteren Zeit.“

In Florenz hielt sich Pfannschmidt eine ganze Woche auf.

„Nicht ohne heiligen Schauer ging ich an den herrlichen Denkmalen der Kunst vorüber," schrieb er (den 21. November) in sein Tagebuch. Von Siena aus wurde ein Abstecher nach dem Kloster Monte Uliveto gemacht, in dessen Hof sich etwa sechsunddreißig Bilder aus dem Leben des heiligen Benedikt von Soddoma und Luca Signorelli, dem besondern Liebling Pfannschmidts, befinden. Orvieto war das nächste Ziel, das ihn neun Tage festhielt. Von hier aus schrieb er den Seinen (den 1. Dezember 1852): „In Orvieto, einer Stadt, die in weitem Thal, von Gebirgen rings umgeben, auf Felsen als eine natürliche Festung liegt, — hier will ich als auf einem Höhepunkte meiner Reise mich noch einmal umsehen nach dem Vergangenen, es ordnen, ehe ich nach Rom ziehe. Ihr wißt, wie vor sieben Jahren mir hier soviel Freude zu teil wurde sowohl durch die Kunstwerke selbst, die zu den erhabensten gehören, die die Erde trägt, als auch durch die lieben Menschen, die ich hier fand bei der Reinigung der Fresken des Luca Signorelli. Es liegen nur sieben Jahre dazwischen und wie vieles hat sich geändert ... Der Marktplatz schien mir unansehnlicher geworden zu sein. Nur die alte Kunst in ihrer alten Herrlichkeit und Hoheit trat mir in jugendlicher Schönheit entgegen, und die Zeit hatte ihre Wangen nicht gebleicht. So bin ich denn hier sehr von dem Gefühl des Veränderlichen und Wechsels in diesem Leben angegriffen worden. Und wie kann ich mich wundern, wenn es außen so zugeht? In der eigenen Brust ist es ja nicht anders hergegangen. Wie jugendlich fröhlich, voll von Hoffnung, verließ ich damals das väterliche Haus und durchwanderte dies schöne Land, das immer neue Gaben bot, so daß der Segen nicht endete. Das elterliche Haus ist stiller geworden: Du, liebe Mutter, verwaltest es mit Deinem Gott allein. — Das eigene Herz ist auch stiller geworden: Jahre der Prüfung und Heimsuchung Gottes haben den übrigen Ballast über Bord geworfen, — und der, der dieses that, ist schöner und herrlicher und meinem Herzen lieber geworden, — und das ist der beste Gewinst!"

Am Dezember früh fuhr er nach Rom. Noch den ersten

Abend eilt er aufs Kapitol zu Schulzens, welche er als die alten, lieben, herzlichen Leute, in ihrem Aussehen wenig verändert" begrüßen konnte. Von der gehobenen Stimmung, welche ihn hier im Kreise alter und neuer Freunde und unter dem gewaltigen Eindruck der großen Kunst Roms beseelte, legt folgender in kindlichem Tone gehaltener Brief an die jungen Hermannschen Freunde Zeugnis ab.

Rom, den 21. Dezember 1852: „Nicht gern möchte ich den Brief (an Vater Hermann) absenden, ohne nicht auch zu Euch, Ihr meine lieben, jungen Freunde, Johanna, Cäcilie und Johannes, ein Wörtlein geredet zu haben, da ich seit Jahren an Euren Umgang gewöhnt, bei Euch meines Alters und der Arbeit der Jahre nicht gedachte, und verjüngt zu jungen Herzen reden durfte. Wie mahnt um so mehr die jetzige Zeit daran: das nahende Fest mit allen seinen Vorbereitungen, geheimnisvollen Arbeiten, Äpfel- und Nüssevergolden, Netzchenschneiden u. s. w.! Wie oft haben wir das nun nicht schon zusammen durchlebt, und wie freudig sahen wir unter dieser Geschäftigkeit dem Kindlein entgegen, dem Kindlein, das so klein doch die ganze Welt für sich haben will! Doch zuvor gedenke ich noch eines Tages, an dem ich auch nicht versäumt haben würde, Euer Gast zu sein, nämlich des 4. Dezember. Ich habe mich wenigstens im Geiste unter diejenigen gemischt, die Dir, liebe Johanna, ihre Glück- und Segenswünsche brachten, und habe die meinigen hier einem sichern Herrn aufgetragen, der sie wohl bestellt haben wird. Hättet Ihr mich begleiten können, wie ich Euch auf so mancher Wasser- und Landpartie begleitet habe — beides hat es hier gegeben —, doch nicht überall würde es Euch so wohl gewesen sein, obschon es auch nicht an hoher Freude gefehlt hat. Denn Freunden nach langen Jahren die Hand wieder zu reichen und auf der Reise nach der himmlischen Heimat ein wenig mit ihnen auszuruhen, rück- und vorwärts zu blicken, — ist ein köstlich Ding. Fruchtbare Thäler, beschneite Höhen, alte Städte, ehrwürdige Kirchen, rege Menschen, das weithin glänzende Meer mit stolzen Schiffen und dann wieder die nimmer ermüdende Erde mit

ihrem bleibenden Grün, wo das Blühen nicht enden will und die Bäume so ungern ihr Gewand ablegen und sich womöglich so lange sträuben, bis sie bald wieder ein neues bekommen, — denn noch sind sie hier nicht ganz entlaubt —, und dann wieder der Schäfer auf der Wiese, dessen Schäflein das erfrischte Grün fröhlichen Mutes suchen und auch nicht in die Winterquartiere wollen, — das alles thut dem Herzen wohl, und das würde auch Eure Freude gewesen sein. Aber wenn auf der Fahrt aus dem, auf dem Gebirge gelegenen Kloster Monte Uliveto, von dem aus sich der Weg auf dem Kamm der Berge hinzieht, ein Hund unter das Pferd kommt, dasselbe im Durchgehen begriffen ist, der Wagen zerbricht und für den Augenblick unbrauchbar gemacht ist, und der Passagier herausspringt; oder wenn man im Wagen sitzend sich ruhig gefallen lassen muß, daß der Regen an den Kleidern seine Bahnen sucht; oder wenn ein hartherziger Wirt sich weigert gelinden Wünschen nachzukommen, und man doch zuletzt auch nach Erfüllung der Wünsche ein Lager auf einigen Stühlen vorzieht; oder wenn wegen Unsicherheit der Wege ab und zu Soldaten und Gensdarmen die Landstraße streifen, — das alles erträgt man und dankt Gott, der durch all dieses einen gelind und gnädig führt, aber Euch hätte ich es nicht gewünscht. Doch das sind ja nur kleine Schatten, um das Licht heller zu machen, um bei aller Schönheit uns die Vergänglichkeit alles irdisch Schönen zu predigen und zu verkündigen, daß er seine Boten gesandt hat, seine armen, ohnmächtigen Kinder zu behüten. — Nun, lieben Kinder, möchtet Ihr auch wohl wissen, wo ich denn eigentlich lebe. Rom steht zwar oben geschrieben, aber Rom ist groß. Erstens lebe ich seit dem 10. Dezember hier. Zweitens ist ein Hügel in Rom, der heißt der Monte Pincio, und auf demselben ist eine Straße, die heißt Via Isidore. Da wohne ich (Nro. 26) in einem ziemlich luftigen Raum; und da es seit einigen Tagen kalt wird, thut mir ein Ofen gar gute Dienste. Wenn Ihr mit mir auf meinen balkonartigen Gang tretet, so würde ein großes Stück von dem großen Rom, was sich da ausbreitet, und die goldenen Apfelsinen am dunkeln Grün, die in der Laube kletternde Katze, der

rufende Hahn und die in der Sonne flatternde Wäsche, Euch große Freude machen. Aber hier brennen nur wenig Christbäume; es ist ja für die Leute auch draußen noch schön genug. Bei uns ist es draußen dürr; um so herrlicher ist es, wie das liebe Christkind drinnen alles erfüllt. Wolle es unser aller Herzen recht zu sich kehren, daß wir bei ihm finden, was wir draußen vergeblich suchen. So lebt denn wohl, und Gottes Segen und Frieden sei mit Euch! ... Ein recht glückliches, frohes Fest und Neujahr wünscht Euch Euer Freund

C. G. Pfannschmidt."

Sowohl für das künstlerische Studium wie für das gesellige Leben bot ihm auch dieser römische Aufenthalt mancherlei. Des Vormittags pflegte er daheim nach Modell, hauptsächlich farbige Kostümstudien in Aquarell, zu malen. Die Nachmittagsspaziergänge zu den römischen Kunstschätzen regten zu zahlreichen Genrestudien aus dem Volksleben an, die als getuschte oder aquarellierte Federzeichnungen ausgeführt wurden.

Über den Eindruck, den auch diesmal die Kunst Roms auf ihn gemacht, berichtet er den Seinen (Rom, den 14. Januar 1853): „Hier ist meine Heimat und meines Bleibens nicht. Ich erkenne und fühle den Ernst der hohen Kunst hier, wenn auch nur stückweise, und freue mich in ihr. Ich freue mich an der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Natur und des Lebens; und doch ist eine Scheidewand dazwischen, so daß ich nur Fremder und Wandrer und Pilgrim bin."

Mittelpunkt des geselligen Lebens war wie auf Pfannschmidts erster Reise das Haus des Kanzleirats Schulz, des Mannes, der noch heute „die festgegründete Tradition der preußischen Gesandtschaft repräsentiert." Hier teilte er auch die Vorbereitungen und die Freuden des Weihnachtsfestes mit Freunden und den drei heranwachsenden Kindlein des Kanzleirats. Unter den Deutschen, die sich in der Gesandtschaftskapelle zusammenfanden, in der Pastor Dietlein (später Professor in Halle a. S., dann Pastor in Stemmern bei Magdeburg) predigte, fühlte sich Pfannschmidt besonders zu zwei jungen Badenser Theologen hingezogen:

den Gebrüdern Max und Emil Frommel. Mit ihnen genoß er manche frohe Stunde einer innigen Freundschaft, die während des ganzen Lebens sich bewährt hat. — Die Gebrüder Frommel und Pfannschmidt sangen mit in einem Chor, der zu Verschönerung der evangelischen Gottesdienste beitrug. In diesem Chor brachten sie dem Kanzleirat Schulz zu seinem Geburtstag am 15. Februar ein Ständchen und ließen auf dem Kapitol deutsche, evangelische Weisen erschallen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", und die Motette von Klein, „Der Herr ist mein Hirte." Wie Pfannschmidt diese Geselligkeit genossen, spricht aus folgender Tagebuchnotiz: „Es ist mir recht wohl unter den lieben Freunden gewesen, und jugendliche Heiterkeit und Lustigkeit gepaart mit Übermut kamen zuweilen wieder recht zum Ausdruck. In der Stille der Kammer legen sich dann in der Regel die Lüfte der Freude, der Ernst lagert sich im Herzen und die Erfahrungen des Lebens machen es lauter pochen, wenn der Mund schweigt." — Emil Frommel erinnert in dem kurzen Lebensbild, das er 1881 im „Daheim" vom „Meister C. G. Pfannschmidt" entworfen, an jene Zeit, da er mit seinem alten, römischen Freunde so manchen Abend auf der Casa tarpea bei „Kanzleirat Schulz" zugebracht, und malt sein Bild aus jenen Tagen als das eines Mannes mit echt deutschem, liebem Thüringer Gesicht, mit gelbblondem Haar und Bart, mit rosigen Wangen und hell und schön blickenden blauen Augen, wie sie voll Jugendfrische und Innigkeit ihm nach Frommels Zeugnis auch im Alter geblieben sind.

Von seinem Freunde Andreae wurde ihm hier die Nachricht, daß er sich mit Marie Dilthei aus Rheid bei Crefeld verlobt habe. „Diese Nachricht, schreibt er den Seinen, hat mir große Freude bereitet und mich aufgeweckt aus den Träumen, in die sich meine Seele oft senkt, und ich sonne mich in seinem Glück, und mein Herz hüpft mit dem seinigen."

In etwas wurde ihm die Freude an allem Schönen und Lieben gestört durch die Schwierigkeiten, welche den Abschluß der Schweriner Verhandlungen immer wieder hinausschoben. End-

lich am dritten Ostertag kam gute Nachricht von Stüler mit der Übersendung des Vertrages zur Unterschrift. Der Gedanke an die herrliche Aufgabe, die ihm mit der Ausführung von zwölf Freskobildern in der Schweriner Schloßkirche gestellt wurde und ihn für mehrere Jahre beschäftigen sollte, erfüllte ihn mit hoher Freude und ließ ihn nun ohne jegliche Trübung genießen, was Rom ihm bot. Doch lange war seines Bleibens nicht mehr. Nachdem die Gebrüder Frommel vor ihm abgereist, folgt er ihnen am 6. Mai in die Heimat, um mit frischer Kraft neue Werke, die ihm aufgetragen, zu schaffen. Bei dem Abschied von Rom hatte ihm Frau Kanzleirat Schulz ein Sträußchen gepreßter italienischer Blumen als Andenken und mit der Bestimmung „für die Braut“ mitgegeben. —

22. Wandgemälde in der Schloßkirche zu Schwerin.

1853 bis 1857.

Eine umfangreiche Bilderfolge im monumentalen Stile, die so recht seiner Lebensaufgabe entsprach, wurde ihm durch Vermittlung Stülers, der mit der Wiederherstellung der Schweriner Schloßkapelle beschäftigt war, für diese aufgetragen. Besonders wertvoll wurden für ihn diese Wandmalereien dadurch, daß sie auch die Kirchengeschichte in das Bereich seines Schaffens zogen.

Wir hatten schon gehört, daß die Vorverhandlungen über diesen Auftrag sich sehr in die Länge zogen. Zuerst wurden von ihm Entwürfe zu den Glasfenstern erbeten. Jedoch schreibt er bald dem Vetter (den 15. Dezember 1851): „Jetzt da die Entwürfe fertig sind, sagt mir Stüler, daß Overbeck doch inzwischen Entwürfe eingesandt hat, auch der dortige Hofmaler Lenthe darum eingekommen ist, welche zu machen. So niederschlagend dies wohl nun auch sein könnte, so freut es mich doch, daß ich die Entwürfe gemacht habe, wenn auch nichts daraus wird, wie es den Anschein hat. Denn wenn wie jetzt mir der Herr wieder dabei einen schwachen Schein seiner Herrlichkeit gezeigt hat, so faßt mich nachher, wenn es nach außen hingestellt ist, ein um so größeres Heimweh, ein um

so kräftigerer Zug nach seiner himmlischen Herrlichkeit, heraus aus dem unstäten, wandelbaren Gange des Lebens. Möge mich ferner seine liebende Hand halten, die mich reichlicher gesegnet hat, als ich's zu bitten vermag und mit meinen Sünden verdient habe! — Ob er mir aber für dieses Leben ein bleibenderes Glück, wie Ihr es in geschwisterlicher Liebe mir wünscht, schenken wird, wage ich kaum zu hoffen."

Wie er richtig geahnt, die Ausführung der Glasfenster wurde nicht ihm, sondern dem Hofmaler Lenthe übertragen. Aber doch kann er bald (28. Januar 1852) dem Vetter melden: „Wie mir Stüler vorgestern sagte, so wird mir die Leitung der Malereien der Schweriner Schloßkirche übertragen werden, doch so, daß Lenthe als dortiger Hofmaler mitarbeitet, was mir auch ganz recht ist. Der Plan ist so ausgedehnt, daß mehrere Jahre für die Ausführung gehören."

Für die Fresken wurden ihm auf den Querwänden der Seitenschiffe zwölf Flächen zur Verfügung gestellt, je 6 ½ Fuß hoch und 5 Fuß breit. Auf diesen sollte er zwölf für die Geschichte der Kirche bedeutende Männer, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und mecklenburgischen Kirche zur Darstellung bringen. Man einigte sich auf folgende Personen, welche an die wichtigsten Epochen der Kirchengeschichte erinnern. Als Vertreter der ältesten Kirche wählte man die Märtyrer Stephanus und Polykarpus; die Kirchenväter des Morgenlandes werden vertreten durch Chrysostomus und Athanasius, die des Abendlandes durch Hieronymus und Augustinus. Es folgen: Karl der Große als Schirmherr der deutschen Kirche, Bonifatius als ihr Missionar, Luther und Melanchthon als ihre Reformatoren. Den Schluß machen Gestalten der mecklenburgischen Kirche: Berno, als erster Bischof derselben, und Johann Albrecht I, der erste evangelische Herzog des Landes. Der räumlichen Verhältnisse wegen wurde für diese Figuren eine sitzende Stellung gewählt, und wurden einer jeden zwei allegorische Knaben zugesellt, welche zur Charakterisierung des Lebens und Wirkens der Männer dienen sollten.

Diese Kompositionen erforderten eingehende kirchengeschichtliche Studien, denen sich Pfannschmidt mit großem Eifer und ebenso großem Gewinn hingab. Durch diese Studien wurde von den Kirchenvätern Chrysostomus mit seinem Wahlspruch: „Gelobt sei Gott für alles!" sein besonderer Freund, dessen Predigten er noch später gern las; auch Augustins Bekenntnisse fanden bei ihm lebhaftes Interesse. Als Frucht dieser, jedesmal zur Winterszeit gemachten Studien wurden die Skizzen entworfen, die Kartons gezeichnet, die dann in fünf Sommern bei der Ausführung der Wandmalereien als Grundlage dienten.

Der jugendliche Stephanus, der Diakon der ersten Gemeinde Jerusalems, hält als Märtyrer die Siegespalme in der Hand, und aus seinem gen Himmel gewandten Blick spricht das Wort: „Siehe, ich sehe den Himmel offen. Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" Ein Knabe trägt die heilige Schrift, der andere Steine, denn um der Predigt des Wortes Gottes willen ward Stephanus gesteinigt. Polykarpus, der zum Feuertode verurteilte, greise Bischof von Smyrna, sitzt auf dem Scheiterhaufen wie auf einem Königsthrone und, sein Ende erwartend, betet er, die zusammengebundenen Hände faltend. Ein Knabe hält die Fackel, um den Scheiterhaufen anzuzünden, der andere ein Schwert, da, wie die Legende berichtet, die Flammen den Märtyrer nicht verzehren wollten, sondern ein Richter ihm mit dem Schwerte den Todesstoß geben mußte. — Die folgenden vier Kirchenväter sind als ferne Vorläufer der Reformation gedacht: Chrysostomus als Prediger, Hieronymus als Übersetzer des Wortes Gottes, Athanasius als Verteidiger der Gottheit Christi und als Verfasser des Glaubensbekenntnisses, und Augustinus als Verteidiger der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und der Rechtfertigung durch den Glauben. Chrysostomus, der gefeierte Kanzelredner von Byzanz, ist predigend aufgefaßt. Ein junger Gote hört der Predigt zu und erinnert uns daran, daß Chrysostomus für die Heidenmission wirksam eintrat und zuerst den Goten die Teilnahme am Gottesdienst gestattete. Der andere Knabe trägt einen Bienenkorb, das Zeichen des Fleißes und der

Beredsamkeit, weil des Chrysostomus Rede wie Honig von den Lippen floß. Athanasius hält ein Buch mit der Aufschrift „Dreieinigkeit" und ein Knabe eine Tafel mit dem Hinweis auf Ev. Joh. 1, 1 „Im Anfang war das Wort"; der andere Knabe trägt die Ketten der Verbannung, — weil Athanasius wegen seines Bekenntnisses zur Gottheit Christi und zur Dreieinigkeit häufig entsetzt und verbannt wurde. Hieronymus, als Ratgeber des römischen Bischofs in der herkömmlichen Kardinalstracht, ist als Übersetzer der heiligen Schrift abgebildet, dem ein Knabe die letztere in der Ursprache vorhält, während der andere Knabe die Attribute des Kirchenvaters trägt: ein Licht als Sinnbild seiner Studien und Nachtwachen, und einen Totenkopf, erinnernd an sein Einsiedlerleben in der Wüste. Auf letzteres deutet auch der Löwe zu Füßen dieses Knaben. Des Augustinus feuriger Glaube wird durch ein flammendes Herz, der hohe Aufschwung seines Geistes durch den Adler zur Seite charakterisiert. Auf dem Schriftstreifen, den ein Knabe hält, stehen die Worte: „Nimm und lies" und erinnern an des Kirchenvaters Bekehrung. Der Apfel in der Hand des andern Knaben deutet auf die Lehre von der Erbsünde, und die Bibelstelle des Schriftstreifens Röm. 5, 18 und 19 auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. — In Karl dem Großen ist die weltliche Macht als Dienerin des Reiches Gottes gedacht. Ein Schildknappe liest in einem Buche und weist uns hin auf die Schulgründungen; der andere Knabe hält das Modell des Aachener Münsters und ruft uns die Kirchengründungen Karls ins Gedächtnis. Bonifatius als Missionar Deutschlands tauft den einen, neben ihm stehenden Knaben; der andere neben einer gefällten Eiche trägt ein Beil und die kirchlichen Geräte, weil Bonifatius kräftig heidnischen Aberglauben ausrottete und mit Erfolg das Christentum einführte. — Luther hält in der Linken die heilige Schrift und legt die Rechte auf die Brust, um auszudrücken, wie sein Glaube und sein Bekenntnis sich allein auf Gottes Wort gründen. Der Schwan zu Füßen des einen Knaben deutet hin auf die Prophezeiungen des sterbenden Huß. Derselbe Knabe weist mit dem Hammer in der Rechten

auf Luthers Hammerschläge, den Anfang der Reformation, und durch seine Kleidung und Haltung, die ihn als singenden Kurrende-Knaben erkennen lassen, auf die Wiederbelebung des Kirchengesanges, während der andere Knabe in der einen Hand Kelch und Brotteller, als Sinnbild für das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und in der andern Hand den Katechismus trägt. Melanchthon, als „Præceptor Germaniæ“ und sinnender Gelehrter, stützt sich nachdenkend auf sein theologisches Hauptwerk, die loci communes. Der eine Knabe hält die Augsburgische Konfession, der andere einen Schriftstreifen mit Melanchthons letzten Worten: „Wieviel ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ — Die beiden letzten Bilder stehen für sich, außerhalb der geschichtlichen Reihenfolge, auf die örtliche Geschichte bezugnehmend; Berno, der erste Bischof von Mecklenburg, als Bekehrer der heidnischen Wenden, und Herzog Johann Albrecht I, der Erbauer der Schloßkirche, als Reformator und Schirmherr der Landeskirche.

Außerdem machte Pfannschmidt für die Zwickel der Bögen an den Emporen zwischen den Säulen Entwürfe: Engel halten Spruchbänder mit den Seligpreisungen. Diese wurden aber von Maler Theodor Fischer ausgeführt. Noch zuletzt, als diese Arbeiten fast beendet waren, erhielt Pfannschmidt außerdem den Auftrag, auf einer Wand des fürstlichen Chores „die Taufe des Wendenfürsten Pribislav durch Bischof Berno“ zu malen.

Wie bei der Charlottenburger Freskomalerei so hatte Pfannschmidt auch hier mit sehr großen Schwierigkeiten wegen der Dunkelheit der Wände zu kämpfen und viele Schmerzen an seinen leicht entzündbaren Augen auszuhalten. Beim Durchblättern seines Tagebuches und seiner Briefe treffen wir ihn oft in gedrückter Stimmung, da ihn bange Sorge um sein Augenlicht erfüllt. Doch im Glauben erhebt er sich immer wieder zu neuer Schaffensfreudigkeit. — So lesen wir gleich vom Anfang seines Arbeitens in Schwerin: „Wenn ich vorwärts blicke und mehr Bildflächen vor mir sehe, die an und für sich schon so dunkel liegen, dann werde ich still und schweige. Wenn ich auch selbst wenig Rat

weiß, so weiß ich doch, daß mich mein Herr, mein Feldherr, dahin gesandt hat; und er mag nun auch mit mir machen, was er will. Er hat ja nur Gedanken der Liebe für uns im Sinn, da ihm sein Herz vor Liebe brach. Und so will ich denn als sein geringes Werkzeug fröhlich zugreifen nach seinem Kommandowort und mich seines heiligen Willens getrösten. Bei dem herannahenden Advent werden alte Freuden jung und über dem winterlichen Feld bricht an der Glanz, der alle Welt erleuchtet und alle Seelen erwärmt.

O Jesu, meine Wonne, komm bald und mach dich auf!
Geh auf, verlangte Sonne, und fördre deinen Lauf!
O Jesu, mach ein Ende und führ uns aus dem Streit:
Wir heben Haupt und Hände nach der Erlösungszeit." —

Um seine Augen zu erholen und zu kräftigen, unternahm er oft Spaziergänge in Schwerins herrliche Umgebung, am häufigsten nach Zippendorf; aus dem gleichen Grunde brachte er im Herbst 1854 stille Wochen in Mühlhausen und Bellstedt zu, wo er die vom christlichen Kunstverein bestellte Holzzeichnung „Gethsemane" ausführte. Auch war es für seine Augen gut, daß das Malen in der dunkeln Kirche während der Winterszeit unterbrochen wurde, und er dann zum Kartonzeichnen sein helles Berliner Atelier benutzen konnte. Ein Wesentliches zur Überwindung der Schwierigkeiten und zur Annehmlichkeit des Schweriner Aufenthaltes hat die freundliche und gastliche Aufnahme beigetragen, die er in einigen Familien fand. Obenan stehen der Gartendirektor Klett, Pastor Schubart und der Direktor der Sachsenberger Irrenanstalt Dr. Nasse.

Für die freundlichen Aufmerksamkeiten, die sich der Gartendirektor Klett immer wieder neu aussann, ist die Art bezeichnend, wie dieser an Pfannschmidts Geburtstag gedachte. Pfannschmidt schreibt im Tagebuch: (den 15. September 1854.) „Als ich in der Kirche in meinen Arbeitsraum trat, so war die Rüstung mit einer Guirlande geschmückt, auf dem Malstock ruhte der Lorbeer, auf dem Tische standen zwei große Muscheln mit Früchten der verschiedensten Art, auf höchst malerische Weise geordnet, ein Kelch-

glas mit Milch, ein Kuchen und ein lieblicher Kranz von Rosen, Myrte und weißen Astern. Den Geber konnte ich bald erraten: es war der liebe Hofgärtner Klett, der es nicht lassen kann, Freude zu bereiten, wo er nur kann."

Die freundschaftlichen Beziehungen machen ihm das Leben in Schwerin bald so angenehm, daß er schreiben kann: 1854. „Wer hätte geglaubt, daß Schwerin, was ich für ein Exil betrachtete, mir noch ein Ort der Genesung und ein ersehnter Ort werden könnte!" Eine Ermutigung bei der Arbeit brachten auch drei Anerkennungen, die ihm in diesen Jahren zu teil wurden. Am 31. März 1855 wurde er zum ordentlichen Mitgliede der Berliner königlichen Akademie der Künste ernannt. Im Mai 1857 verlieh ihm der Großherzog Friedrich Franz „in Anerkennung seiner Arbeiten für den Schloßbau" die Schloßmedaille in Silber, und im Juni 1857 der König Friedrich Wilhelm IV, der bei der Einweihung des Schweriner Schlosses die bis dahin vollendeten Arbeiten Pfannschmidts gesehen hatte, den roten Adlerorden vierter Klasse. Doch von größerem Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen dieser Zeit waren Ereignisse, die sein innerstes Leben betrafen und Gegenstand des folgenden Abschnittes sein werden: seine Verlobung und Verheiratung.

So gelang es ihm, trotz seines Augenübels in unermüdlichem Fleiß ein Bild nach dem andern zu vollenden. Wenn ein Bild fertig gemalt oder auch nur eine besonders dunkle Fläche glücklich überwunden war, legte er den Pinsel beiseite, setzte sich, wie auch sonst oft nach der Arbeit, an die Orgel und spielte Lob- und Danklieder, am liebsten: „Nun lob, mein Seel, den Herren!" „Nun danket alle Gott!" oder „Von Gott will ich nicht lassen, denn er läßt nicht von mir." Dankerfüllten Herzens kann er, als im September 1857 die Schweriner Arbeit ihr Ende erreicht hatte, an Karoline schreiben: (den 29. September 1857.) „Wie oft sah ich bei meiner Arbeit die Pinselspitze nicht und mußte mich in der Dunkelheit abmühen. Es war daher eine Arbeit mit vieler Beschwerde, die geeignet gewesen wäre, mich recht

zusammenzudrücken, wenn nicht der liebe Herr immer die Hand untergehalten hätte . . . Wenn ich es beim Beginn der Arbeit für ein Wunder Gottes hielt, wenn ich bis zur Beendigung der Arbeit meine Augen wohlerhalten davon bringen würde, so ist das Wunder auf das herrlichste bethätigt: meine Augen sind in den letzten Jahren dauernder denn seit langer Zeit gewesen. Und Lob und Preis und Dank ist, was die Seele einnimmt und ihrem Herrn dafür aussprechen kann."

Nicht auf Nimmerwiedersehen sollte er im Herbst 1857 Schwerin verlassen. Der kunstsinnige Großherzog Friedrich Franz bewahrte und bethätigte auch fernerhin ein lebhaftes Interesse für Pfannschmidts Schaffen, besuchte ihn öfters in seinem Berliner Atelier und beehrte ihn später noch einmal mit einem herrlichen, großen Auftrag und zwar für die Schweriner Paulskirche. —

23. Verlobung und Verheiratung.

„Es ist nicht gut alleine sein!"
Hat Gott der Herr gesaget. Ein einzig Herz — ein halbes Herz,
Und Halbheit nicht behaget; Gemeinschaft lindert jeden Schmerz.
Drum bleibe nicht allein, Da Einsamkeit schafft Pein! C. G. Pf.

Die Blüte der ersten Liebe war dahingewelkt. Tief war der Schmerz darüber in Pfannschmidts Herz gedrungen. Jahre vergingen, bis ein neues Liebesleben es zu erwärmen begann. Die ersten Regungen desselben, die uns wohl auch der römische Gruß an die drei Hermannschen Geschwister ahnen ließ (S. 243), kommen in dem Brief zum Ausdruck, in welchem er von Rom aus Freund Andreae die herzlichsten Segenswünsche zu seiner Verlobung sendet: (Rom, den 15. Januar 1853.) „Wenn auch meine Hoffnungen für ein bleibenderes Glück hier unten auf der Erde kleiner geworden sind, so sind sie doch nicht erstorben; und der Herr kann aus schwachen Keimen wieder Bäume treiben." Dieser Keim sollte wachsen, grünen, blühen und herrliche Früchte zeitigen in Pfannschmidts Leben und Kunst.

In der Hermannschen Familie, in welcher er je länger je

mehr ein unentbehrlicher, von allen Hausgenossen, groß und klein, innig geliebter Hausfreund geworden war, erwuchs ihm im Laufe der Jahre sein Herzensglück in lieblichster Gestalt, indem aus der ersten freundschaftlichen Zuneigung trotz des Altersunterschiedes ein geschwisterliches Verhältnis und aus diesem eine innige, bräutliche Liebe sich entfaltete. — Erst nachdem er lange Jahre hindurch seine Neigung zu Johanna Hermann, wie es auch ihrer Jugend gegenüber natürlich war (sie war geboren am 4. Dezember 1837 in München), in sich verborgen gehalten hatte, faßte er den Entschluß sich am 30. November 1854 Johannas Vater zu eröffnen. Als er diesen Schritt that, hatte er bereits viele innere Kämpfe hinter sich, in denen er nach Klarheit über seine und Johannas unausgesprochene Neigung und nach Erkenntnis des göttlichen Willens auf das gewissenhafteste gerungen, wie folgende Brief- und Tagebuchauszüge bezeugen: (An Schwester Hannchen, den 8. Dezember 1853.) „Am Sonntage war Johannas Geburtstag, und ich hatte mich lange vorher wie ein Kind darauf gefreut. Ich hatte ihr einen Teller geätzt ... Er trägt in seiner Mitte Kreuz und Dornenkrone, und die Umschrift lautet: ‚Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe! Hosiannah dem Sohne Davids! Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!‘ — Ich sah sie an dem Tage früh flüchtig in der Kirche, dann nach der Kirche bei Klefeckers an der Leiche der lieben, teuren Frau. Abends war ich dann bei Hermanns. Am Dienstag war sie auch wieder mit Vater, Tante und Schwester bei der Beerdigung. Es ist ein wunderbares Gefühl, wenn sich Freunde im Schmerz begegnen, und Güte und Milde aus einem thränenfeuchten Auge reden; und nach aller Freude wird es einem klar, daß eigentlich das Leid in unserem Leben die feste Stütze, das Gerippe des ganzen Lebens ist. Wie sich an dem Urgebirge der Erde erst das lockere Erdreich anhängt mit seinen Blumen und Blüten, so rankt auch an dem Leid, was der Herr sendet, sich die Freude empor. Und zuletzt, wenn Leid und Freud ein Ende nehmen, heißt es ja nicht: ‚Wieviel Glück, wieviel Wonne

hast du in deinem Leben gehabt, sondern hat deine Seele redlich gerungen, treulich gekämpft, um würdig zu empfangen die Krone, die er uns bereitet hat, um dem Herrn, nach dem das Herz verlangt und so heiß sich sehnt, an der Seite zu stehen und mit klarem, ruhigem Auge in sein Auge zu sehen, das nichts Erschreckliches mehr für uns hat? Und so bitte auch Du den Herrn für mich, daß ich ihn lobe und preise, er mag geben oder nehmen, er mag mich eine Seele finden lassen oder sie mir entziehen, daß ich ihn für alles preise, eigenen Hoffnungen und Wünschen wenig traue, sondern alles von ihm und durch ihn erwarte!"

Am zweiten Weihnachtstag 1853 giebt er seiner gehobenen Stimmung folgenden Ausdruck: „Ich meine, ich hätte nie ein herrlicheres Fest erlebt. In der Woche vorher war ich alle Abende mit einer Ausnahme bei Hermanns, um Vorbereitungen zum Feste zu machen. Und was für glückliche Tage der Gemeinschaft waren das! .. Ob es des Herrn Wille ist, daß diese Pflanze der Liebe immer weiter mit ihren Wurzeln um sich greift? Nun ich habe den Herrn gebeten, er möge mir einen Stein in den Weg wälzen, und einen Strom, den ich nicht durchschwimmen, und eine Mauer, die ich nicht überspringen kann, wenn es eben nicht sein Wille ist. Ich suche die Gemeinschaft nicht allzusehr, sondern nehme an, was mir geboten wird; und um so fröhlicher ist es dann .... Und wenn der Herr spricht: ‚Rein von allem, was die Welt in sich trägt! Diene nur mir! Mein sei deine Liebe!‘ — so geschehe dein Wille; du bist der Herr und ich bin dein Knecht, und was du willst, das ist mir recht. Am heiligen Abend ging ich zuerst zu Schubert; darauf besuchte ich Bellermanns ... Von dort ging ich zu dem lieben Pärchen Andreae ... Und den Beschuß machte ich nun wieder bei Hermanns, wo ich ja den lieblichsten Ersatz für das Vaterhaus finde. Der Baum steht auf derselben Stelle, wo er vor Jahren stand, die Krippe mit der Geburt darunter, neu mit grünem Moos und Bäumchen geschmückt, — und alt und treu die Herzen, die mir in solcher Liebe entgegengeschlagen sind, ... und wir sangen unsere alten Weihnachtslieder und von Paulus Gerhardt: ‚Ich steh' an deiner Krippe hier.‘"



Caritas.

Oelbild in der Sammlung des Grafen Raszinski, jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin.

(Tagebuch den 25. Januar 1854.) „‚Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben.‘ So heißt es zu dem Leiden des Heilandes, der dadurch eine große Menge zur Beute bekam; so heißt es zur Arbeit unseres eigenen Herzens: es ringt und bangt sich, sucht nach dem göttlichen Weg und Willen; es sucht hier in der Welt eine Stätte, da es sein bewegtes, müdes Haupt hinlegen, ausruhen und Erquickung finden kann, und es will ihm so schwer sein, daß die Entsagung für diese und in dieser Welt nur ein reichlicheres Erfülltwerden mit göttlichem Segen, göttlichem Frieden ist. So diene denn auch meine Herzensarbeit dazu, seinen Willen zu erkennen und seinen Segen zu empfinden!“ — Am 29. März 1854 vermerkt er in seinem Tagebuch kurz, daß es der Einsegnungstag der beiden Schwestern Johanna und Cäcilie gewesen und daß sie den Spruch erhielten: „Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis auf jenen Tag.“

Auch in Johannas Seele begann die Zuneigung zu Pfannschmidt allmählich zu erwachen, und in gleichem Maße wurde bei ihrer jungfräulichen Schüchternheit ihr Verhalten ihm gegenüber scheinbar kühler. Dies kam ihm besonders empfindlich zum Bewußtsein, als er sich Mitte April zu Ostern vor seiner Abreise nach Schwerin, wo wieder die Sommerarbeit begonnen werden sollte, von Johanna verabschiedete. Statt inniger Herzlichkeit, die er vor der langen Trennung erwartet hatte, fand er große Zurückhaltung. Die Nachwirkung dieses Abschiedes erweckte ihm in Schwerin peinigenden Zweifel und heiße Kämpfe, unter deren Druckes ihm schon fast zur Gewißheit wurde, daß Gott ihm auch dieses Glück wie sein erstes zurückfordere.

„Jahrelang war ich der lieben Johanna in Liebe nachgegangen, schreibt er in Schwerin in sein Tagebnch. Sie war Kind, und ich sah sie sich zur lieblichen, mit vollen Gaben und Glauben geschmückten Jungfrau entwickeln. Ich gab Herzlichkeit und empfing sie zurück. Doch war mir, als wenn sie in der letzten Zeit zurückhaltender damit würde, ja der letzte Tag unseres Beisammenseins, den wir mit Schuberts noch im Freien zubrachten, war sehr wenig

geeignet, Nahrung meinem Sehnen, meinen Hoffnungen zu geben; und ich glaubte, darin göttlichen Willen und Führung zu erblicken, und niederkämpfen zu müssen, was nicht in seinem Willen steht. Und wenn er spricht, so bangt wohl das Herz und die Glieder zittern; aber in dem Odem seines Mundes liegt wieder soviel Stärkung und Erfrischung, die uns über das Leid hinwegträgt und zwar zu ihm hin, daß wir zuletzt doch leichter unsere Straße ziehen ..." „Warum entrückt uns Gott gerade den Lebenskreisen, die uns die schönsten, die liebsten scheinen, mit denen unser Herz am meisten zusammengewachsen ist? — Der Frühling kommt mit seiner Blumen- und Blütenpracht. Die Sonne sengt Blumen und Blüten und reift Früchte, und die Herbststürme nehmen alle Schöne dahin. Die Erde fordert das Ihre wieder. Hat nicht Gott dasselbe Recht die geistlichen Güter zurückzufordern?" (den 10. Mai.) „Die Zeit fließt ruhig hin und am meisten greift die Arbeit ein, die Gott an meinem Herzen hat. Wer kann da ausreden alle die Gnadenwege, wie er mit uns schön fährt, wenn wir uns verfahren haben, wie er einlenkt und das Herz weich und willig drückt, daß es bereit wird, seinem Willen besser nachzukommen, der ja oft außer unserm Ziele liegt, wie er uns unsere Hoffnungen oft nicht ohne Schmerzen zerstört, dafür uns aber seine Liebesglut empfinden läßt."

Da er innerlich schon Verzicht geleistet und sein Herz fast beruhigt zu haben meint, wird die Erinnerung an das erste Liebeswehen wieder wach, das früher seine Seele erwärmte, aber als eine abgeschlossene Sache ihn nun nicht mehr innerlich erfassen konnte.

(den 12. Mai.) „Wenn die Sonne warm in das Herz scheint und Frühlingsluft einzieht, schreibt er, wenn am durchsichtigen Äther die leichten, reinen Wölkchen ziehen, wenn die Bäume prangen in frischem Grün und die jungen Saaten mit ihrer hoffenden Farbe immer höher steigen, da wird meine Seele in die Vergangenheit zurückgedrängt. Da empfand ich Ähnliches; und alle Lust und alle Freude, die mir die Natur, der Jubel der Vögel von jedem Zweig in herzbewegender Melodie ankündet, da fühlte ich sie so mächtig, daß alles jetzt nur wie ein Nachhall

von jenen volltönigen Akkorden scheint. — So ziehe ich wie ein alter Soldat, der keine Kugel mehr scheut, durch die überglückliche Frühlingsluft hin, wissend, daß ich meinem Feldherrn angehöre, der mich in die Hitze und auch wieder herausführt. Seitdem ich den Hoffnungen Lebewohl gegeben, ist es, als ob Friede mit dem Frühling eingezogen wäre. Ich habe mich wenigstens kaum friedenreicher und ruhiger gefühlt mit meinem Herrgott."

Doch sein Liebesflämmchen war noch nicht erloschen, obwohl er es fast glaubte; es sollte auch nicht verlöschen, sondern zur rechten Zeit neu angefacht werden. Frau Professor Schubert in Berlin, auch mit Hermanns innig befreundet, war in dieser Herzenssache Pfannschmidts Vertraute und kannte seine Zweifel und Kämpfe. Sie wußte auch Rat. In Johannas Gegenwart kam sie einmal wie zufällig auf „Herrn Pfannschmidt" zu sprechen; da nahm sie bei jener ein feuriges Erröten wahr und sah darin ein untrügliches Zeichen stiller Liebe. Darauf schrieb sie an Pfannschmidt beruhigende und ermutigende Worte: (Berlin, den 23. Mai 1854). „Wenn Sie herkommen, erzähle ich Ihnen etwas, worüber Sie sich gewiß freuen werden. Überhaupt lassen Sie ja die Flügel nicht so hängen, wie es mir aus Andreaes letztem Brief zu sein schien, sondern seien Sie fröhlich und vertrauen Sie Gott: Er wird alles wohl machen."

Da merkte Pfannschmidt, daß er sich über sich selbst, wie über Johanna gar sehr getäuscht habe, und er antwortet an Frau Schubert: (Schwerin, den 2. Juni 1854). „Sie berühren eine Saite, die in der That noch klingt, obschon ich glaubte, das Herz beruhigt zu haben. Es hatte mit seinem Gott gearbeitet; und ich glaube, es hat sich von ihm beugen lassen und hat Frieden mit ihm gemacht. Die sich kreuzenden Gedanken und umherwogenden Gefühle waren zur ebenen Wasserfläche geworden. Das Auge Gottes — der blaue Himmel, sein buntes Kleid — das frühlingsgeschmückte Feld konnten sich spiegeln auf der Fläche. Ich war hoch entzückt von der Frühlingspracht und dem volltönigen Chor der gefiederten Lobsänger. Das Herz war ausgesöhnt und entsagte. — Nun fangen Sie auf einmal wieder an,

die Wellen zu bewegen. Soll ich aus dem Frieden mit Gott von neuem mein Herzensschifflein auf die offene See des Hoffens und Sehnens führen, sollen es die Wellen schrecken? Hat es nicht schon an einem der edelsten Herzen in seinem jugendlichen Laufe Schiffbruch gelitten? Wo soll das Vertrauen zu der Stetigkeit des menschlichen Herzens herkommen, da ich dem eigenen so wenig vertraue? Es mögen Ihnen diese Worte wie Rätsel klingen, doch die Lösung ist einfach. Es schien mir, als wenn Johanna sich in der letzten Zeit mehr zurückgezogen hätte, bewußt oder unbewußt. Der Abschied bestärkte diesen Glauben, und mir war, als würde über meinem Lieben der Stab gebrochen. Denn nur eine herzliche, opferfähige Liebe von ihrer Seite würde mich dereinst zu einem entscheidenden Schritte genötigt haben. Ich glaubte Gottes Hand zu fühlen und rang, in der Entsagung stellte ich meinen Frieden mit ihm her. Die Liebe will eine freie Gabe sein; erzwingen läßt sie sich nicht, so wenig als ich sie nicht erbitten möchte. Und in dem mehrwöchentlichen, einsamen Umgange mit Ihm allein hat Er mich fühlen lassen, wie seine Nähe und Gemeinschaft für die paar Jahre wohl ausreichen kann ... Sie werden vielleicht bedenklich den Kopf schütteln. Doch es steht nicht so gar schlimm, und es ist noch nicht alles an mir verloren ... Ich muß gestehen: die Andeutung in Ihrem Briefe wehte mir als ein wohlthätiger Zug durch die Seele. Wissen Sie etwas Hoffnungsreicheres für mich, so enthalten Sie mir es nicht vor!"

Bald erhielt er auch durch persönliche Berührung neue Nahrung für sein Liebesflämmlein. Im Juni 1854 starb in Berlin sein Freund, der Maler Müller, und Pfannschmidt reiste zu seiner Beerdigung. Bei Hermanns und insonderheit bei Johanna fand er die alte, innige Herzlichkeit, und seine Seele erquickte sich daran. „Der Herr, der liebreiche Gärtner, goß neuen Morgentau auf die Lilie meiner Hoffnung, schreibt er den 16. Juni ins Tagebuch, daß sie wieder fröhlich das gebeugte Haupt hob, um sich von seiner Sonne bescheinen zu lassen .... Ich ging mit ganz andern Gefühlen von neuem an das Werk, als wie ich Ostern hieher kam. Damals beschwerte mich die Aufgabe all

meiner Hoffnung; jetzt bekommt die Hoffnung neue Farbe und neues Leben, und nur die Sehnsucht lagert sich auf dem Herzen."

Bevor er einen entscheidenden Schritt that, verlangte er nach einer Aussprache mit seinen Lieben in der Heimat, vor allem nach der Mutter Zustimmung und Segen zu dem Gange, der ihm so schwer wurde und doch sein ganzes Sein bewegte. Hierzu benutzte er die wiederholt erwähnte Mühlhäuser Erholungsreise 1854. In diesem Zuge tritt uns die ehrfurchtsvolle und liebreiche Kindlichkeit entgegen, welche er sich in seinem Verhältnis zur Mutter wie zu seinem vor Jahresfrist heimgegangenen Vater bewahrte, trotzdem er doch schon das reifere Mannesalter erreicht hatte und seit fast zwei Jahrzehnten auf eignen Füßen stand, ja aus freien Stücken zur Erhaltung des heimatlichen Haushaltes ein Wesentliches beitrug.

Im Besitz des mütterlichen Segens kehrt er nach Berlin zurück. „Johanna fand ich wieder aufgeblüht wie eine frische Rose unter dem Kreuzesstamm, schreibt er . . . So will ich denn noch eine kurze Zeit harren, auf den göttlichen Willen lauschen. Denn daß sein Wille geschehe im Geben oder Versagen, ist mein ernstliches Verlangen."

In seinen letzten Jahren hat er auf einem Zettelchen, das man erst nach seinem Heimgange fand, mit Blaustift geschrieben: „In entscheidenden Augenblicken, wo es unklar war, welchen Weg ich zu gehen, ob ja oder nein zu sagen, kam immer eine Stelle, wo mir die Gewißheit wurde, nach welcher Seite hin ich mich zu wenden hatte, wenn ich auch harren mußte auf den Wink von oben, — und ich bin nie in meinem Leben durch dieses Warten getäuscht worden." Diese Worte können wir auch auf diese entscheidende Zeit beziehen. Jener Punkt, da er die Gewißheit für sein Handeln fand, war nun gekommen, und sein geduldiges Warten sollte mit Erfolg gekrönt werden, zwar wiederum nicht ohne eine Geduldsprobe.

Professor Hermann kehrte von einer englischen Reise zurück und besuchte Pfannschmidt am 30. November. Da eröffnete sich

ihm dieser zum erstenmal und gestand seine Liebe zu dessen Tochter Johanna. „Er war überrascht, nahm es aber mit der ganzen edlen Hingabe seiner tiefinnigen Seele auf, schreibt Pfannschmidt ins Tagebuch . . . . Wenige Tage wünschte Hermann für sich und mich, um klar zu werden, wie es dem Kindessinn der teuren Johanna nahe gebracht werden könne. — Nachdem Hermann mich verlassen, zog Ruhe und Frieden ein und somit die Gewißheit, nicht einen Schritt wider Gottes Willen gethan zu haben, sondern nur seiner erbarmenden Liebe unterthan gewesen zu sein, deren Reichtum ich nicht absehen kann . . . . Daß er mich bei dem letzten Schritt faßt und hält, ist mein Trost und meine Hoffnung."

Dem Gedanken nachzugeben, seine älteste Tochter schon so früh aus dem Vaterhause scheiden zu lassen, wurde Hermann unendlich schwer. Wenn er daher des weiteren große Zurückhaltung und Bedenklichkeit zeigte, so ging beides hervor aus der zartesten Vaterliebe. Am 2. Dezember ging Pfannschmidt zu Hermann, um zu erfahren, auf welche Weise er sich Johanna nähern dürfe. Der Vater schob die Entscheidung noch aufs ungewisse hinaus und gestattete nur, daß er erst noch eine persönliche Annäherung versuchen möchte. Bei der Schüchternheit beider Teile von der Zwecklosigkeit solcher Annäherungsversuche überzeugt, schrieb er an den Vater (den 14. Dezember 1854): . . . „Es liegt nicht in meiner Absicht, Johannas Liebe erst verdienen oder erwerben zu wollen. Ich setze voraus, daß durch Gottes Anregen opferfähige Liebe vorhanden ist, welche ich wie die höchsten Güter, wie den Glauben, als eine freie Gabe ganz unwürdig und unverdient aus Gottes barmherzigen Händen empfangen möchte. — Es liegt daher ebenso außer meiner Absicht, daß Sie bei einer solchen Lage auf Johannas Herz irgendwie bestimmend oder für mich sprechend einwirken möchten . . . Es sollte diese Liebe von dem am meisten dazu berufenen Vaterauge nur erkannt werden und der wirkliche Thatbestand sich klar legen. Ergiebt sich, daß diese Liebe, die ich voraussetze, nicht vorhanden ist, so waren ja diese Jahre für mich ein Leben in Täuschung, ... und nur im Harren, Meiden

und Stillesein würde meine Seele den beruhigenden Halt an des Heilandes Herzen finden."

Da endlich erhält er die väterliche Erlaubnis, an Johanna schreiben zu dürfen, und seine Seele schwingt sich mit hohem Fluge zur Erklärung seiner Liebe im Briefe vom 15. Dezember 1854 auf. Den folgenden Sonntag am Schluß der Zeichenstunde, die er nach dem Gottesdienst den Hermannschen Geschwistern zu geben pflegte, legte er diesen Brief der Johanna auf die Zeichnung mit der Bitte, daß sie ihn lese. Ein milder, freundlicher Blick war ihre Antwort, so daß Pfannschmidt sich mit der Erwartung verabschiedete, bald das Jawort zu erhalten. Mit Andreae wartete er am Nachmittag die Entscheidung ab, aber vergeblich. Er ging zu Geheimerat Stahl's, wo er Hermann zu treffen hoffte, auch umsonst. Der Montag und Dienstag kamen und kein Bescheid. Da trieb es ihn zu Hermann in dessen Atelier am Königsplatze. Dieser suchte ihn zu vertrösten: von ihm könne der Anstoß zur Antwort nicht ausgehen, sie müsse aus freiem Antrieb ihr Jawort geben. — Als auch der Mittwoch keine Entscheidung brachte, mußte er sich fragen: „Ist denn Johannas Liebe nicht stärker, daß sie so langer Zeit zur Entscheidung bedarf?" Endlich am Donnerstag den 21. Dezember halb zehn Uhr löste sich der Alp, da Hermann ins Atelier trat und ihn zum Nachmittag um zwei Uhr einlud, um sich das Jawort zu holen.

Wie er nun bald erfuhr, hatte Johanna in ihrer harmlosen Kindlichkeit den wichtigen Brief, dessen Inhalt sie wohl ahnte, uneröffnet zu sich gesteckt und mit zu einem Kränzchen der nächsten Freundinnen bei Goldschmidts genommen. Dort gab sie ihn ihrer jüngeren, aber gereifteren Schwester Cäcilie, und diese las ihn unter großer Bewegung von Johanna und ihren Freundinnen vor. Johanna war keinen Augenblick schwankend. Als sie jedoch dem Vater diesen Brief übergeben und dieser ihn am folgenden Tage ohne ein Wort zurückreichte, war sie so eingeschüchtert, daß sie nur der Tante Jeanette sich auszusprechen wagte. Dieser aber mangelte es auch an Mut, die Antwort dem Bruder zu übermitteln, weil sie es ihm abfühlte, wie nahe ihm die Sache

ging, wie sehr er mit sich selbst zu arbeiten hatte. Und dabei wartete nun Hermann vergeblich auf einen freien Entschluß seiner Tochter. So hätte eine Entscheidung noch lange auf sich warten lassen und Pfannschmidts Unruhe unnötig noch weiter gesteigert, wenn nicht die energische Frau Geheimerätin Stahl sich ins Mittel gelegt hätte. „Lassen's mich halt mit dem Mäderle reden!" sagte sie in ihrer bayerischen Mundart zur Tante Jeanette. Diese nahm dann ihre Nichte mit zur Frau Stahl; der Vater ward auch gerufen, und bald war alles klipp und klar, so daß Pfannschmidt benachrichtigt werden konnte.

„Mit Cäcilie allein fand ich sie im Zimmer, schreibt er. Ich sagte ihr: sie sei gewillt, mir die Hand zu reichen, auf daß wir uns erbauen in dem Glauben an unsern Erlöser und ihm treu seien bis in den Tod. Die Antwort war der bräutliche Kuß. — Vater, Tanten und Bruder kamen herzu; gesprochen wurde wenig. Wie der verlorene Sohn von dem himmlischen, barmherzigen, von Liebe brennenden Herzen ans Herz gedrückt wurde, ähnlich wurde der neue Sohn und Bruder geherzt und geküßt. Es wurde geschluchzt und geweint, und ich glaube, daß die Engel im Himmel auch mit Freuden auf uns, ihre Pflegebefohlenen, gesehen haben.

So wurde denn mein jahrelanges Hoffen und Sehnen erfüllt: die lieblichste Braut, voll inniger Demut, Glaube, Liebe und herzbewegender Herzlichkeit, die nenne ich nun mein, — den treuesten, glaubensstarken, hochbegabten Mann meinen Vater . . . Ich fühle die ganze Schwere so hohen Gutes . . . Daß die Entscheidung durch diese Bangigkeit hindurch mußte, hat ja auch das göttliche Siegel an sich. Denn alles muß ja erst ersterben, daß es durch göttliche Kraft zu neuem Leben angefacht und dadurch zu Gottes Werk werde."

Gegen Abend eilte Pfannschmidt nach Haus, benachrichtigte Mutter und Geschwister, und brachte dann seiner Braut die römischen Blumen und Myrten, welche ihm die Kanzleirätin Schulz bei seinem Abschied mitgegeben — „für seine Braut." Bald stellten sich Freunde und Freundinnen ein, um die Freude zu

teilen, die ersten waren die jungen Andreaeschen Eheleute. Am Schluß wurde gesungen: „Nun lob, mein Seel, den Herren," Hermann las ein Kapitel aus der Schrift und betete, — und Pfannschmidt zog seine Straße „fröhlich und selig". —

Ein so geschlossener Seelenbund kann nur innige Glückseligkeit im Gefolge haben; und sie ist beiden reichlich geworden und immer wonniger erblüht. Johannas Liebe zu Pfannschmidt, die uns bisher wie eine noch nicht erschlossene Knospe erschien, entfaltete sich nun rasch zur schönsten Rose, die dem Manne darbot, was er von ihr ersehnt und erhofft: selbstlose, opferfreudige Hingabe für sein Wirken und Ringen in verständnisvoller Teilnahme an seinem Leben und Berufe. Aus ihrem Kindheitstraume erwacht, hat Johanna ohne jede Zurückhaltung mit ihrem ganzen Denken und Sein klarbewußt und freudig dem Manne ihrer freien Wahl erst als Braut, dann als Hausfrau und als Mutter einer großen Kinderschar gelebt.

Ein zweijähriger Brautstand war Pfannschmidt und seiner Johanna beschieden. Monatelange Trennungen in den Sommern 1855 und 1856, veranlaßt durch die Schweriner Arbeiten, ernste Sorgen um des Künstlers gefährdetes Augenlicht und die Ungewißheit, wann das ersehnte Ziel des Ehestandes erreicht werden würde, sollten in dieser Zeit dazu dienen das Herzensglück zu vertiefen und das Seelenband zu festigen, wenn die Stimmungen des Gemütes auch oft auf und ab wogten.

Was unserem Künstler der geistige Austausch mit seiner Braut gewesen, mögen einige Briefauszüge bezeugen: (Schwerin, den 9. Juni.) „Wenn ich Thränen hätte, meine liebe Braut, so würde ich heute Freudenthränen geweint haben beim Empfang und Lesen Deines Briefes. Es war Mittag, und ich fand ihn auf dem gedeckten Tische liegend. Nachher hätte ich gern ein wenig geschlafen, aber der Gedanke an Dich war so lebendig und mächtig, daß der Schlaf keine Macht über mich bekam. Wie ist doch Deine Liebe und Treue ein nie zu erschöpfender Born von Freude, die nur das eigene Herz kennt! Je mehr man schöpft, um so frischer quillt die Liebe; und je mehr man glaubt, dein Herz zu kennen, um so liebender strahlen die alten Seiten neu. So werde denn

nicht müde, mein armes Herz zu lieben! Es ist mir ja nächst dem Besitz meines Herrn das beste, größte Gut dieser Welt. Und er mag es sehr wohl wissen, warum er mir unter der Freude auch mein Kreuz aufgelegt hat, auf daß ich wachsam sei und an sein Wort gedenke: „In der Welt habt ihr Angst‘. Die Freude soll und kann nicht ohne den Beigeschmack der Erde sein; sonst wäre sie ja himmlisch, und dafür sind wir noch nicht reif. Aber die Angst schließt nun auch den ganzen Trost in sich. ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden!‘ So mag uns denn die feste Zuversicht, daß er für uns streitet als der sicher siegende Kriegsmann, über das, was uns drückt, hinwegheben. Laß uns in ihm allezeit fröhlich sein, denn in ihm überwinden wir weit!"

(Schwerin, den 21. Juni 1855.) „Liebe Braut! Wieviel haben wir nicht unserem Gott und Herrn zu danken, daß er die Tage unseres Brautstandes so ruhig und glücklich hinfließen läßt, wie einen schönen Frühling! Nur leichte Wölkchen zeigen sich am Horizonte. Auch das ist uns ein Siegel, daß der Brautstand vor Gottes Augen ein seliger Stand ist, den er gern schmückt mit seiner Schöne. Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß die Wolken der Trübsal sich über unserem Haupte zusammenziehen können, und daß es unser Beruf ist, dem Heiland nachzufolgen, das heißt, das Kreuz ihm nachzutragen, das Kreuz, das uns die Vergänglichkeit der Weltlust und -güter zeigt und alles von unserem Herzen abthun will, was nicht zu der kreuztragenden, duldenden Liebe und Demut gehört, die unser Herr und Meister von uns fordert. Auch wir müssen uns gefaßt machen, daß es von uns heißt: ‚Sie gehen dahin mit Weinen‘ — aber auch: ‚Sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben‘. Unser Trost ist, daß der Herr uns gezeigt hat, wie wir überwinden sollen, daß wir nicht überwinden können durch unsere Schwachheit, sondern daß er unsere Schwachheit ansieht und auch noch für uns überwindet; wir sollen nur immer unsere Arme verlangend und bittend nach seiner Durchhilfe strecken. Wenn wir empfinden müssen, daß unser treuestes Kämpfen gegen Fleisch und Blut, gegen Welt und die Anläufe des Teufels nicht ausreicht

und die alte Schlange nur immer von neuem ihr Haupt hebt, — da soll Christus unser Trost sein, der Schlangenzertreter und Weltüberwinder, der das weiße und rote Siegespanier in seinen Händen hält. Und dann soll auch die große Liebe, die wir zu einander haben, uns ein Trost sein, daß wir nicht mehr allein streiten, allein leiden, sondern daß wir zwei als einer zusammenstehen, uns eine Freude beseelt und des einen Weinen in dem Herzen des andern seine Linderung und sein Labsal findet. Durch die Schläge, welche der liebe Herr in meinem Leben auf meinen Rücken fallen ließ, war ich sehr schwankend geworden zwischen dem ehelichen und ehelosen Leben, was ich zu wählen hätte, dem Herrn am treuesten zu dienen; und es hätte wenig bedurft, um für das letztere mich zu bestimmen. Doch Dich bestimmte der liebe Herr, Du liebe Braut, in Deiner Kindeseinfalt und Demut, in Deiner Frömmigkeit und Innigkeit, — Dich bestimmte der Herr zu meinem guten Engel, der mir den rechten Weg zeigte; und ihm und Dir sei ewig Lob und Dank dafür! Wenn früher wohl die Sprüche Pauli eine Macht ausüben wollten, zu sein wie er war — allein unter den ersten kräftigsten Verfolgungen —, so sind doch die Worte und Thaten Gottes des Herrn viel mächtiger geworden. Deshalb erkenne ich, wie Gott als Krone der Schöpfung die Ehe gründet, weil es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei ..."

An seinem Geburtstag den 15. September 1855, da er sein 36. Jahr vollendet hatte, schrieb er von Schwerin aus noch am Abend seiner Braut: „Den heutigen Festtag meines Lebens mag ich nicht vorübergehen lassen, ohne noch ein Wörtchen mit Dir, meiner Herzensbraut, zu reden. Liegt doch wieder ein Jahr hinter mir, das mir so viel brachte, das mir Dich brachte als Dein Eigentum, das so viel Freude in seinem Geleite hatte, in welchem auch die ernsten Stunden nur dazu dienen mußten, daß die Liebe und Freude um so leuchtender ihr holdes Angesicht zeigten wie der Schatten der Sonne Licht und Klarheit. Deshalb ist des Rühmens die Fülle über die Liebe des barmherzigen Gottes, der überall und in allem unergründlich und reich über alle Maße ist in seinem Thun, in seiner Arbeit, die er mit uns

hat. Des Rühmens, Lobens und Dankens ist das Herz voll für das, was er gethan; und doch ist dasselbe Herz immer noch ein trotziges, verzagtes Ding: nicht immer ist die Freudigkeit da, die vor Gott gilt, und nicht ganz mag es sich in seine Wege schicken und finden, obgleich sie voraussichtlich die besten und allein wahren sind. So danke ich ihm immer wieder, daß er Dich mir in dem verflossenen Jahre schenkte; und die kurze Zeit unseres engeren Zusammenlebens hat mir gezeigt, wie sehr Du die Hoffnung und Sehnsucht nach dem Besitz Deines Herzens mir gerechtfertigt hast ..."

Nach einem Winter in Berlin brachte das Frühjahr wieder längere Trennung. Pfannschmidts erster Gruß aus Schwerin fängt an: (Schwerin, den 8. Juni 1856.) „Meine liebe, teure Johanna! Wie sich in der äußeren Welt die Dinge im Kreislauf bewegen, in einem Auf- und Abwogen, wie ein junger Trieb den alten verdrängt, und wie in diesem Wechsel sich ein thätiges, nie ermüdendes Leben offenbart, wie die Sonne mit jedem jungen Jahr auch neugebadet mit Frühlingstau ihre Bahnen zieht und neue Schönheit schafft; — wie im Kirchenjahr ... das Fasten, das Sichbereiten auf das Leiden des sich unschuldig opfernden Lammes der Freudenzeit seiner Auferstehung vorausgeht, — gerade so ist es in unserem Leben, in unserem Lieben. Gott der Herr läßt die Herzen in gegenseitiger Liebe höher schlagen, er umschlingt sie mit einem Band und zieht den Knoten immer fester, er streut auch die Würze seiner Liebe dazwischen, das Kräutlein Wermut, die Blume der Geduld, die, wenn sie sich zu ihrem Ende neigt und ihre Schönheit verlöschen will, da erst am erquickendsten die Seele labt und die Freude der Erfüllung in ihrer verwelkenden Krone aufthut. So nach dem Kreislaufe in Gottes Ratschluß sitze ich heut wieder am lieben Sonntage morgens und schreibe wie vor acht Monden; da war es auch so still um mich herum, eine rechte Sabbathstille hier. Äußerlich sind wir wieder getrennt, doch innerlich ist unser Leben und Lieben in einander verflochten und wird auch durch die Trennung wachsen und unter Gottes Segen seinem Ratschlusse entgegenreifen ..."

Während eines kurzen Juliaufenthaltes in Berlin entlockte

ihm das Liebesglück sein erstes Verschen, mit welchem er brieflich seiner Braut einen Besuch ankündigte: „(Berlin, den 12. Juli 1856. Sonnabend früh 6 Uhr.)

Gott zum Gruß Mein liebes Herz!
Der Morgenkuß Treu wie Erz
Kommt bald nach Am fröhlichen Tag.
Hast Du wohl auch Nach deutschem Brauch
Eine Schale Milch, Ein wenig Kaffee
Für Dein Schätzchen, he?
Dein Carl, Maler und zurzeit Minnesänger."

Endlich rückte die Aussicht auf Hochzeit näher. Der vereinten Fürsprache des General-Superintendenten Büchsel, des Seelsorgers der Hermannschen Familie, und des Geheimerats Stahl und seiner Frau gelang es, alle väterlichen Bedenken Hermanns zu verscheuchen, so daß für den Oktober die Trauung festgesetzt wurde. So tritt denn nun in den letzten Monaten der Brautzeit der Gedanke an die völlige Vereinigung in den Vordergrund. In zarter Weise zeigt Pfannschmidt Verständnis für seiner Braut Gefühle im Blick auf ihr Scheiden aus dem Vaterhause, wenn er schreibt: (Schwerin, den 4. August 1856.) „Meine liebe, teure Johanna! Ich kann mich wohl in Deine Lage versetzen jetzt in dieser Zeit, an den Thoren eines solchen Wechsels, und ich lasse Deinem Gefühle bei dem Austritt aus dem Elternhause alle Gerechtigkeit widerfahren. Wolle nur Gott der Herr geben, daß ich Dir ein rechter Ersatz sein kann! Mit mir ist es ja in dieser Beziehung ganz anders. Gar früh wurde ich aus dem elterlichen Hause entlassen, und Gott der Herr machte mir hie und da durch seine Fürsorge und Liebestreue durch liebe Menschen die Fremde zur Heimat; und obwohl ich mit großer Liebe am Vaterhause hing, wußte ich doch, daß da meines Bleibens nicht war. Und so sehe ich jetzt nur in unserer Verbindung eine Rückkehr aus dem wechselnden Pilgerleben in der Fremde nach dem Vaterhause, nach der Liebe, die das Haus wölbt, daß man wohl und in Frieden darinnen wohnen mag ..."

Und wenige Wochen vor der Hochzeit in einem seiner letzten Briefe faßt er den Segen der zu Ende gehenden Brautzeit zusammen

und zeigt das Ziel der gemeinsamen Wanderschaft: (Schwerin, den 14. August 1856.) „Meine liebe, teure Johanna! Du holdselige, treue, liebe Braut! ... Ich empfing Deinen lieben Brief, als ich die letzte Hand an Luther und dem singenden Knaben, der bei ihm steht, legte. Gestern habe ich dann noch Farben gemischt, und morgen, so Gott will, male ich den Kopf des letzten Knaben für dieses Jahr. Es ist der Knabe, der das Sakrament in beiderlei Gestalt und den Katechismus trägt. Ist der vollendet, so werden auch wir zu dem teuer erworbenen Gute, zu des Herrn Tische geladen. Und wie lange wird es dann noch währen, und er breitet selbst die Hände segnend über uns aus, nachdem er uns so lange mit Liebesaugen angeblickt hat. Wir treten dann nicht nach flüchtiger Bekanntschaft in den Ehestand. Er hat es uns empfinden und erfahren lassen, wie tief unsere Herzen in einander gewurzelt durch die mannigfachen Erlebnisse dieses nun fast zweijährigen Brautstandes. Er war nicht voller Lust und Freude, wie man sich wohl einen solchen Stand, ohne ihn zu kennen, ausmalt, sondern bei der hohen, herrlichen, herzinnigen Freude zog der liebe Herr auch seine Furchen, daß wir uns an sein Herz legten und durch die Betrübnis die gegenseitige Liebe nur immer tiefer ihre Bande schlug. Wir haben es empfunden, daß wir in Freude wie in Schmerz für einander geschaffen sind. Gott der Herr war es, der uns für einander schuf, der mich Alten wunderliche Wege führte, bis Du als Jungfrau vor mir standest und sich das Wunderliche in Herrlichkeit löste. Haben wir es also nun schon jetzt erfahren, wie treu es der Herr mit uns gemeint und wie treu wir es mit einander meinen, so wollen wir ruhig und getrost, glaubend und dankend dem Tage entgegen gehen, der uns für Zeit und Ewigkeit verbindet. Ich meine: auch für die Ewigkeit! Denn es will mir immer nicht recht in den Kopf, wenn es bei den Trauungen heißt, daß nichts Mann und Frau von einander scheiden möge, es scheide sie denn der Tod. Unser Herr Christus sagt zwar, daß im Himmel weder Mann noch Weib sei, sondern daß wir gleich seien den Engeln Gottes. Aber zieht denn nicht auch die Liebe, die alles abgestreift, was die Erde in

ihrem Geleite hat, die Herzen mächtiger zusammen und gerade diejenigen in ihrer Freude und Seligkeit mächtiger zusammen, die hier auf Erden zusammen der Erde und ihrer eigenen Sünden Last trugen? Wenn verschieden ist der Ausdruck der Seligkeit gegen Gott, so ist auch Verschiedenheit unter den Seligen selbst. Mit einem Wort, ich möchte Dir nächst dem dreieinigen Gott auch dort am nächsten stehen; und wenn wir auch dort nicht mehr Kuß und Händedruck wechseln, so wird uns die Liebe speisen, die wir in den Augen glänzen sehen als Abglanz der Herrlichkeit, die wir zu schauen berufen sind. Daß wir dahin gelangen mögen, das verleihe uns Gott der Herr!"

Am 7. Oktober 1856 wurde das Brautpaar in der Matthäikirche von Büchsels Hand gesegnet zum christlichen Ehepaare. Als Trautext wurde ihnen der Konfirmationsspruch der Braut mitgegeben: „Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden." Büchsel, der mit seinem praktischen Sinn auch die materiellen Lebensbedingungen zu beurteilen und würdigen verstand, fragte in väterlicher Fürsorge für seine ehemalige Konfirmandin, die er zeitlebens mit „Johanna" und „du" anredete, kurz vor der Trauung den Bräutigam: „Haben Sie denn auch das Nötige zum Leben?" — eine Frage, die sich Pfannschmidt aus diesem Munde gern gefallen ließ und in launiger Weise beantwortete. — Die Hochzeit wurde im engsten Freundeskeise in stiller Fröhlichkeit gefeiert; und am Abend des Hochzeitstages führte Pfannschmidt seine junge Frau in sein Künstlerheim am Luisenplatz Nr. 8 drei Treppen hoch.

Auch eine Hochzeitsreise wurde gemacht, deren Ziel Mühlhausen war. Hier führte er das neue Töchterchen seiner alten, treuen Mutter zu. Damals hat er dieser zum letztenmale ins Auge geschaut. Im Januar des folgenden Jahres erkrankte die Mutter schwer, der Sohn eilte zu ihr, traf sie aber nicht mehr am Leben. Sie war am 16. Januar heimgegangen. Er konnte sie jedoch noch, auf ihrem Totenbette liegend, zeichnen. Als später Cornelius in Pfannschmidts Atelier im Vorbeigehen an der Wand diese Zeichnung sah, sagte er: „Das ist der Schlaf des Gerechten!"

Es traf sich glücklich, daß das erste Halbjahr der Ehe in

den Winter fiel, und erst im Sommer die Schweriner Arbeit die Eheleute trennte. So konnte das Heim in aller Ruhe traulich eingerichtet und das Familienleben ausgestaltet werden in dem Geiste, in welchem beides — trotz des stetig wachsenden Umfanges — bis zum Heimgange Pfannschmidts erhalten wurde in ein und derselben Wohnung, deren Mittelpunkt und Heiligtum des Künstlers Werkstätte war.

Zu ernster Arbeit wurden auch die sogenannten Flitterwochen benutzt. Außer den Vorarbeiten für die Schweriner Wandmalereien beschäftigte ihn im Winter 1856/57 ein Ölgemälde „die Begrüßung der Maria und Elisabeth",[1]) welches sich an die Komposition für das Aachener Glasfenster anschließt. Zur Maria benutzte er seine Schwägerin Cäcilie als Modell. — Auch machte er Entwürfe zu Figuren eines goldenen Degens, den Friedrich Wilhelm IV dem Prinzen von Preußen (späteren Kaiser Wilhelm I) zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum schenkte.

Die Ausführung der letzten Malereien in der Schweriner Schloßkapelle verursachte im ersten Sommer der Ehe wieder eine längere Trennung der jungen Eheleute. Als Pfannschmidt den letzten Pinselstrich in Schwerin gemacht, schrieb er freudig seiner Frau: (Schwerin, den 22. September 1857, Mittag $^3/_4$12 Uhr). „‚Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!‘ Das war der Lieblingsspruch in unserem Brautstande, und er soll es auch fernerhin bleiben. Mit Freude und Wehmut zugleich rufe ich ihn aus. Eben habe ich die letzten Pinselstriche gethan und den Pinsel für hier niedergelegt. Mein Beruf hier ist zu Ende; und der Herr mag dem Werke ferner seinen Segen geben, daß sich manche Seele daran erfreue und nach den Wundern frage, die der Herr durch die Männer ausgerichtet, die meine schwache Hand hier an die Wände gezeichnet. Getreu ist der, der mich gerufen, und Wunder der Treue hat er auch an mir gethan."

Während seiner Schweriner Abwesenheit wurde ihm am 14. Juli 1857 das erste Kindlein, ein Mädchen, geboren. Zur

---

[1]) Herr von Kröcher in Vinzelberg gelangte in den Besitz dieses Werkes.

Taufe, welche Gen.-Sup. Büchsel vollzog, wurde das Atelier in ein Kirchlein umgewandelt: vor der Weihnachtskrippe, die letzte Weihnacht des Künstlers geschickte Hand aufgebaut hatte, stand ein Tisch mit Kruzifix und Leuchtern, darüber hing der Gethsemaneh-Holzschnitt. — Im nächsten Jahre wurde ihnen ein Knabe geschenkt. Diesem ersten Paare folgten noch vier Pärchen und ein Knabe, der aber wenige Monate nach der Geburt wieder heimgerufen wurde. Die Namen dieser elf Kinder sind: Marie, Gottfried, Magdalena, Anna, Martin, Heinrich, Friedrich, Katharina, Ernst, Elisabeth und Johannes. Alle Kinder taufte Büchsel, der treue Seelsorger der Pfannschmidtschen wie der Hermannschen Familie, zumeist in dem Atelier als in der Hauskapelle. Beinahe hätte das zehnte Kind Elisabeth durch einen andern Geistlichen die Taufe empfangen müssen, wenn nicht Büchsel der Familie seine selbstlose Treue bewiesen hätte. Da das Kind lebensgefährlich erkrankte, begehrte der Vater um Mitternacht von Büchsel die Jähtaufe. Dieser war eben unpaß von einer Amtsreise heimgekehrt und mußte den Vater zu dem zweiten Geistlichen von Matthäus senden. Da auch dieser verhindert war, wollte Pfannschmidt zu Büchsels Wohnung bekümmert zurückkehren. Da kam ihm dieser schon reisefertig entgegen mit den Worten: „Ich werde kommen. Was würde Johanna sagen, wenn ich alle neun Kinder getauft habe und nun das zehnte nicht taufen wollte?“

Bei den Tauffesten in der Familie kam sowohl Büchsels tiefer Ernst wie seine Kindlichkeit, Nüchternheit und humoristische Neigung zum Vorschein. Oft machte er sich Gedanken, wie schwer es dem Hausvater sein müsse, mit Pinsel und Stift den Unterhalt der wachsenden Kinderschar zu beschaffen. Um solche Sorgen auch bei sich selbst zu verscheuchen, ließ er bei jeder Taufe singen: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten,“ und sang gerade diesen Vers besonders innig mit. — Bei einer Taufhandlung saßen einige der Kinder, denen er besonders zugethan war, auf dem Teppich zu seinen Füßen, und während er das Lied vorsagte, hatten sie ihren Spaß an seinen etwas beschmutzten Stiefeln. Als die Kinderfrau die kleinen Störenfriede

aus dem Vordergrunde fortnehmen wollte, unterbrach er das Lied und sagte laut: „Lassen Sie mir doch die Kinder in Ruh!“

Ein anderesmal beschäftigte ihn beim Vorsagen des Liedes der Gedanke, was doch wohl neben dem Tauftisch hinter einigen Reisbrettern verborgen stehe. Ohne das Reden zu unterbrechen, hob er ein Reisbrett nach dem andern ab; — plötzlich kamen diese ins Rutschen, und ein lautes Klirrklirr schreckte die Taufgemeinde auf. Die Reisbretter waren auf die von ihnen verdeckten Weinflaschen, die für das Taufmahl bestimmt waren, gefallen. Als wäre nichts vorgefallen, beendete Büchsel die Handlung. Dann aber verabschiedete er sich sogleich, ohne wie sonst an der Geselligkeit teilzunehmen. Als man ihn zu nötigen versuchte, erzählte er folgende Geschichte: „Einst mußte ein Geistlicher im Hochzeitshause sehr lange warten bis zur Trauung, und er war sehr hungrig. Da berührte der Duft der gebratenen Hochzeitsgans in der Ofenröhre verlockend seine Nase, und er machte sich daran, seinen Hunger zu stillen, und ließ wohl wenig übrig. Als dann die Trauung beendet war, empfahl er sich sogleich mit den Worten: „Ich habe das Meinige schon gethan am Braten, so thut ihr das Eurige!“ — Und Büchsel fügte hinzu: „So habe auch ich heute das Meinige schon gethan im Wein, nun thut ihr das Eurige!“ und ging nach Haus, ohne etwas anzunehmen.

Durch solch einen kleinen Zwischenfall, der von beiden Seiten, humoristisch aufgefaßt wurde, konnte das gute Verhältnis zwischen dem Pfannschmidtschen Hause und Büchsel nicht im mindesten gestört werden. Dieser hat stets Freud und Leid der Familie mit seiner Verkündigung des göttlichen Wortes begleitet, und zu seiner Kirche St. Matthäi hielten sich auch zumeist die Familienglieder trotz der weiten Entfernung derselben vom Luisenplatz aus. Später wurde noch ein sichtbares, dauerndes Band zwischen beiden Familien geknüpft, indem Pfannschmidts ältester Sohn, Gottfried, eine Enkelin Büchsels, Käthe Wilke, heiratete.

24. Arbeiten in der Marienkirche zu Barth in Pommern.

1858 bis 1860.

Noch während er in Schwerin arbeitete, wurde ihm ein neuer großer Auftrag zu teil, mit dessen Ausführung er wiederum der evangelischen Kunst in seiner Eigenart dienen durfte. In dem pommerschen Küstenstädtchen Barth wurde durch Stüler die gotische Marienkirche wieder hergestellt. Es galt den Chorraum malerisch zu schmücken. Auf Stülers Veranlassung reiste Pfannschmidt 1857 von Schwerin aus nach Barth, und als Schmuck wurden Freskogemälde der zwölf Apostel gewählt.

Zwei Jahre brauchte er zu ihrer Vollendung. Im Winter wurden erst doppelte, sehr sorgfältig durchgearbeitete Entwürfe und zwar als getuschte Federzeichnung und als Aquarelle gemacht und dann die Kartons gezeichnet und zur Sommerszeit die Wandgemälde ausgeführt.

Wie der Herr einst seine Jünger zu zweien aussandte, so vereinigte Pfannschmidt auch immer zwei zu einer Gruppe, und zwar: Paulus und Johannes, Jakobus major und Petrus, Simon und Andreas, Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, Jakobus minor und Thaddäus. Jeder Apostel ist kenntlich gemacht durch sein traditionelles Attribut, das er trägt oder hält, — vor allem aber durch möglichst individuelle Behandlung des Charakters.

Zwar hielt Pfannschmidt als evangelischer Künstler sich nicht gebunden an die Tradition in der Kunst, wie wir aus den Verhandlungen über die Gethsemane-Komposition gesehen; aber er wollte und konnte auch nicht sich von berechtigten Traditionen lossagen, um nicht den geschichtlichen Zusammenhang mit der klassischen Kunst, auf welcher er in evangelischem Sinne weiter bauen wollte, zu verlieren. So trug er kein Bedenken, den Aposteln die herkömmlichen Attribute zu geben, dem Paulus ein Schwert, Johannes den Giftbecher mit der herausspringenden Schlange, Petrus die Schlüssel u. w. s., auch möglichst die alten Farben der Gewänder beizubehalten. Jedoch waren ihm diese Symbole nur

untergeordnete Mittel, ohne welche er auch auskommen konnte, wie die treffliche Charakterisierung der Apostel ohne ihre Attribute auf seinem Osterbild „Friede sei mit euch!" (in der Friedenskirche zu Bremen) und seinem „Pfingstbild" (Glasfenster in Kl. Preetz) beweist. Aus der heiligen Schrift suchte er den Geist der Apostel soweit als möglich individuell zu erfassen und darnach in Ausdruck und Haltung ihr Bild zu schauen und darzustellen, und wo die Andeutungen der Evangelien nicht ausreichen, „die verschiedenen Gaben und Stimmungen, welche wir uns in der nächsten Umgebung des Herrn vereinigt denken dürfen," in Idealgestalten zum Ausdruck zu bringen. Das Modell, von dem er allezeit einen ausgiebigen Gebrauch machte, war dann ein Korrektiv, welches das geistiggeschaute Bild in Einklang mit der Natur brachte.

Weil er den heiligen Gegenstand zuerst innerlich zu schauen und zu erfassen suchte, und dann nach der entsprechenden Darstellungsform ringen mußte, so war ihm die Komposition auch immer die geistig angreifendste Arbeit, bei welcher er nicht irgendwie gestört werden durfte. War der Entwurf festgelegt, so wurde bei der Ausführung kompositionell in Ausdruck und Haltung der Personen im allgemeinen wenig geändert. Das Motiv ward ihm gegeben durch andauerndes, inniges Sichhineinversenken in den Gegenstand selbst; unter eingehendem Naturstudium bei der Durcharbeitung des geistig geschauten Bildes ward dieses für das leibliche Auge des Beschauers sichtbar, so daß der letztere es auch in seinem Geist aufnehmen kann. So ist ihm die Natur nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, aber ein unentbehrliches, ja das spezifisch künstlerische Mittel zur Verkörperung einer Idee. Soweit eine herkömmliche Symbolik diesem Zweck ohne Störung dient, bedient er sich auch dieses Mittels; widerspricht sie jenem, so beachtet er sie nicht, läßt sie sich auch nicht aufnötigen, wie z. B. bei der Gethsemanekomposition den Kelch in der Hand des den Herrn stärkenden Engels.

In der größeren Wertung der Natur nach Zeichnung und Farbe unterscheidet sich Pfannschmidt von Cornelius, seinem Meister, und von Overbeck; — in der freien evangelischen Stellung gegen-

über der Tradition besonders von Overbeck, aber auch von Cornelius. Daher ist der, der Kunst Pfannschmidts öfter gemachte Vorwurf eines in Scheinleibern wandelnden Nazarenertums, der den Overbeck nicht ganz mit Unrecht trifft, unberechtigt. Will man damit den schroffen Gegensatz Pfannschmidts zu einem einseitigen Naturalismus bezeichnen, so versteht man diesen Gegensatz nicht recht, der vielmehr aus dem Streben hervorgeht, einem gesunden Realismus als Träger einer höheren Idee zu dienen.

Die seinem Wesen sympathische Vereinigung von Idealismus und Realismus fand er nicht bei den Niederländern, sondern bei den Italienern, vor allem bei Luca Signorelli. Darum ist es eine wunderbare Fügung gewesen, daß ein hervorragender Teil der Werke gerade dieses Meisters im Dom zu Orvieto durch ihn sollte wieder ans Tageslicht gebracht und den Künstlern zugänglich gemacht werden.

In einer längeren Besprechung der Barther zwölf Apostel sagt Karl Schnaase: „Jede Gruppe enthält einen anregenden Gegensatz, jede Gestalt feine Züge, so daß wir die Einförmigkeit, welche bei dieser Reihe benannter und doch ihrer Geschichte nach so wenig bekannter Gestalten so leicht entsteht, nicht empfinden, und die ganze Schar den würdigsten Eindruck einer heiligen Versammlung mit alle der Mannigfaltigkeit der Gaben, welche der Herr den Arbeitern in seinem Weinberge schenkt, in uns erweckt." Auch den Barthern gefielen diese Gemälde in solchem Maße, daß es dem Geheimerat Stüler ein Leichtes war, in seiner zarten Weise den Kirchenvorstand zu bestimmen, daß auch noch die Ausschmückung des Gurtbogens, wie jener sie längst gewünscht hatte, Pfannschmidt übertragen wurde.

Als nämlich nach der Besichtigung der Gemälde in Gegenwart Stülers der Kirchenvorstand in der freudigsten Stimmung beisammen war, sagte jener: er habe Pfannschmidts Arbeit auch ganz von nahem auf der Rüstung gesehen und sie so schön gefunden, daß er ihnen noch etwas wünschte, das sie auch immer ganz aus der Nähe sehen könnten; und dazu bieten die unteren

Teile des Gurtbogens Platz. Als der Superintendent Dumrath den Hofbaurat frug, welche Gegenstände er sich gedacht, wies dieser auf Pfannschmidt: er würde das schon sagen können. Dieser wußte auch gleich die „Geburt“ und „Auferstehung Christi“ [1]) vorzuschlagen, die Kernpunkte des Glaubens, auf welche die Apostel hinter dem Altar die Gemeinde hinweisen sollten. Mit der lebhaftesten Freude wurde dieser Gedanke aufgenommen; und so fand Pfannschmidt für seine Arbeit in Barth einen harmonischen Abschluß.

„Die Anbetung der Hirten vor dem Christkinde“ und „die Auferstehung des Herrn,“ welche die am Grabe schlafenden Krieger aufschreckt, wurden im Jahre 1860 beendet. In der Predella des ersten Bildes befindet sich „David“, in der des andern „Jesajas“; bekrönt wird ersteres durch einen Leidensengel mit dem Kreuz, letzteres durch einen Siegesengel mit Palmen.

Der Barther Aufenthalt gestaltete sich für Pfannschmidt noch besonders anregend und angenehm durch den Umgang mit dem vielseitig interessierten Superintendenten Dumrath und dadurch, daß in zwei Sommern seine Frau das einemal mit der Familie, das anderemal ohne dieselbe längere Zeit bei ihm weilte. Ein Beweis seiner gehobenen, harmonischen Seelenstimmung in dieser Zeit ist es, daß in Barth seine dichterische Ader begann reichlich zu fließen. So schreibt er an die Geschwister in Bellstedt: (Berlin, den 8. Februar 1860.) „Als ich im vorigen Frühjahr nach Barth reiste, schrieb ich im Eisenbahnwagen meinen ersten Vers nieder. Und seitdem hat das Brünnlein gequollen, so wenig Ahnung ich auch früher davon hatte, daß irgend eine Spur von Poesie oder vielmehr poetischem Ausdruck in meiner Brust liege.“

Das am 28. Mai 1859 auf der Reise nach Barth gedichtete Verslein lautet:

Aus tausend Augen blickt der See, Umstrahlet mit des Himmels Blau.
Mein Herze drängt sich in die Höh', Ob es im Blau die Liebe schau,
Die tiefgebeugt Zur Erde steigt,
Daß Sünden, Fluch und Weh vergeh', Versöhnung durch sie selbst gescheh'.

---

[1]) Beide Kompositionen finden sich unter den „Festgrüßen“.

Wenn Pfannschmidt diesen Vers als seinen ersten bezeichnet, dann war ihm jenes Schelmenliedchen seiner Verlobungszeit, welches wir im vorigen Abschnitte brachten, aus dem Sinn gekommen.

Das eheliche Glück hatte wohl vor allem lyrische Gefühle in Pfannschmidts Seele geweckt, die in Gedichten ihren Ausdruck suchten. So schreibt er auf seine Lust zum Dichten hinweisend seiner Frau: (Barth, den 10. Juli 1859.) „Sonst machen gewöhnlich Brautleute in poetischen Ergüssen ihren Gefühlen Luft, und die Quellen mögen häufig im Ehestande versiegen. Gott sei Dank, daß wir auf den Brautstand zurückblicken, wie man aus dem Heiligtume in den Vorhof sieht, und daß wir uns selig fühlen im Besitz dessen, was uns Gott der Herr gegeben und was er uns auch erhalten möge, auf daß wir ihm danken und ihn preisen hier in der Zeit und erst recht in der Ewigkeit."

Seiner Frau galten diese Gedichte als Grüße des fernen Geliebten; ihr hat er sie später in ein Buch zusammengetragen, mit farbigen Initialen und sinnigen Miniaturen kunstvoll verziert.

Noch einige Gedichte aus der Barther Zeit mögen hier einen Platz finden.

Abendgedanken.

Die Sonne steigt in Glut gehüllt Hinab ins weite Meer —
Des sterbenden Erlösers Bild, Das, sonst so rein und hehr,
Durch Sündenlast und schwere Pein Sich blutrot senkt zur Gruft hinein.
Noch rufen die Vögelein voller Lust,
Noch schlagen die Wellen des Schiffes Brust, —
Da weben die Nebel ihr bleiches Kleid
Und laden, was lebet, zur Ruhezeit.

Nur oben eilt die Sichel wach Mit Magdelenens Sinn;
Sie eilt dem treuen Herren nach, Ohn' ihn ist Fried' dahin.
Sein Angesicht ihr Glanz verleiht, Sein Nahesein ist Seligkeit.
Die Nacht ist vergangen, der Jammer ist aus.
Der Held hat gesieget im tödlichen Strauß.
Neu schießen die Strahlen im Osten empor.
„Maria!" tönt's heilig belebend ins Ohr.

Barth, den 18. Juni 1859.

Herbstlied.

Der Sturm erhebt die Flügel, Jagt sonder Zaum und Zügel,
Entlaubet Busch und Wald. Das Herz ergreift die Sehnsucht,
Sucht eine sichre Zuflucht, — Da alles wankt — zum Aufenthalt.

Die Vögel schweigen alle, Die sonst mit süßem Schalle
Entzückt das ganze Land; Der Kranich ruft zusammen
Die Schar und zieht von dannen, Der fernen Heimat zugewandt.

Der Blume Schönheit bleichet, Ihr Ziel hat sie erreichet,
Sinkt in der Mutter Schoß. Ist dir dein Lieb erstorben,
Hast Liebesleid erworben, Ist Blüh'n und Tod dein schnelles Los?

„Die hohe stolze Sonne, Mit ihrem Blick voll Wonne
Hat sie mir's angethan; Ihr Herzen und ihr Küssen
Muß ich nun schmerzlich büßen, Da spröd sie flieht auf ihrer Bahn."

Bei diesem Geh'n und Meiden, Versinken und Verscheiden
Sproßt doch die junge Saat. Was sinkt, soll nicht vergehen;
Was stirbt, muß auferstehen. — Bereit, Herz, ist auch dir die Statt.

Barth, den 24. September 1859.

Zur Erinnerung an Stubbenkammer.

Deine Berge ruhen stolz erhaben,
Wenn der Sturm ihr greises Haupt verheert,
Wenn am Fuß die Wogen schäumend graben
Und die Flut von ihrem Marke zehrt.

Wenn der Sonne Glut den Zauber gießet,
Der belebend webt ihr farbig Kleid,
Daß sich Blum' und Blüt' voll Pracht erschließet,
Fühlt ihr Herze nicht die frohe Zeit.

Rastend schaut der Wandrer von den Höhen,
Nur sein Herze kennt des Sturmes Not,
Will vor Lust und sel'gem Weh vergehen,
Wenn es deine Wunder sieht, o Gott! — 1860.

Als er die Nachricht erhielt, daß ein lang ersehnter Besuch seiner Frau nach Barth nicht ausgeführt werden konnte, schrieb er folgende Verse für sie und für sich nieder:

Nicht nur dann, wenn Gott dir giebet, Was dein Herze heiß begehrt, —
Auch wenn er sein Herz entziehet, Sei gelobt er und geehrt.

Was er giebt, soll dich erquicken Bei dem Gang nach Salems Höh'n.
Lasten nimmt er von dem Rücken, Daß dein Fuß mag freier geh'n.

Barth, den 2. August 1860.

Neben den großen Bildern in Barth führte er noch eine ganze Reihe kleinere Arbeiten in dieser Zeit aus. Für die von Pastor Steffann in Berlin errichtete Stephanskapelle komponierte er für zwei Fresken, die Maler Bolte 1860 ausführte, zwei Gruppen: Christus mit Maria und Martha einerseits und Aaron, Moses und David andererseits. — Außerdem regte ihn wohl das junge Familienglück jetzt häufig — wie auch hin und wieder in späteren Jahren zu kleinen Bildchen an, welche Züge aus dem Leben der heiligen Familie zum Gegenstande haben. In diesen Kompositonen kam wieder — den vorwiegend monumentalen Aufgaben der letzten Zeit gegenüber — auch seine Neigung für die genrehafte Darstellung zum Durchbruch. —

Nach Beendigung der Barther Arbeit wurde ihm eine hohe Auszeichnung zu teil. Der Kultusminister v. Bethmann-Hollweg übersandte ihm am Weihnachtsheiligabend 1860 die Ernennung zum königlichen Professor. In seinem Dankschreiben an den Minister äußert Pfannschmidt: (29. Dezember 1860.) „Euer Excellenz bereiteten mir eine hohe Freude dadurch, daß mir die Ernennung als eine freie Gabe am heiligen Christabend zukam. Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, Euer Excellenz Teilnahme zu rechtfertigen, und bei voller Hingabe in schlichten, einfachen Zügen von den großen Thaten der erbarmenden Liebe Gottes zu zeugen. Daß dieses geschehe angesichts meines himmlischen Königs in aller Treue und Unterthänigkeit zu meinem irdischen Könige und seinem allerhöchsten Hause, wollen sich Euer Excellenz versichert halten."

Diese wohlverdiente Anerkennung fiel gerade in ein Jubiläumsjahr von Pfannschmidts Leben. 1860 waren es fünfundzwanzig Jahre, seitdem er als fünfzehnjähriger Jüngling die Heimat verlassen und in Berlin die Künstlerlaufbahn begonnen. Am 24. März dieses Jahres, an dem Tage seiner Ankunft in Berlin, hatte er ein kleines Dankfest in seinem Atelier veranstaltet, an dem unter anderen seine

Pfleger und Wohlthäter teilnahmen: der Hoftischlermeister Franke, Architekt Kleinschmidt, Professor Daege und Geheimerat Stüler. Diese begrüßte er mit folgendem Gedichte:

Zum 24. März 1860.

Die Sonne besieget des Winters Gewalt,
Bereitet dem Frühling die Steige,
Umkleidet die Hügel, und zauberisch malt
Sie grünend und blühend die Zweige.

Neu keimend erhebt sich erstorbene Lust,
Die eherne Rinde muß brechen.
Es bebet und ringet in jeglicher Brust
Ein Sehnen. Wer mag es aussprechen?

Zum Wanderstab greifet der Jüngling behend,
Zieht ahnend fürbaß in die Weite.
In Hoffnung sein jugendlich Herze entbrennt;
Sie führt ihn, sie steht ihm zur Seite.

Das Ziel ist erlangt, und mit Staunen er sieht
Der Königsstadt buntes Gedränge.
Ist's hier, wo des Ahnens Erfüllung erblüht,
Hier unter der tosenden Menge?

Da steht er ganz einsam und weiß keinen Rat,
Schaut suchend nach Norden und Süden:
Der Pforten so viele die Königsstadt hat,
Ob eine ihm Herberg beschieden?

Er faßt sich ein Herz, klopfet zögerend an, —
Die heimische Stätt ist gefunden.
Denn gastlich und froh wird die Thür aufgethan,
Hier soll er vom Heimweh gesunden.[1])

„Vergäße die Mutter ihr eigenes Kind,
So will ich doch dein nicht vergessen,"
Spricht ewige Liebe und sendet geschwind
Ihm Freunde, in Treu' unermessen.

Dem Künstlerstand wollte der Bursche sich weih'n,
Drum sorget und müht sich der eine[2])
Und führt in die Werkstatt des Meisters ihn ein;
Wie Mutterlieb' liebte die seine.

---

[1]) Franke. [2]) Kleinschmidt.

Es wachet das Auge des Meisters [1]) und zeigt
Ihm Mittel und Wege zum Schaffen,
Lehrt alles, was frommt, zum Gedeihen gereicht,
Die Handhabung — jeglicher Waffen.

Zum Schüler hin hat er sein Herze gewandt,
Sein Herze so echt wie aus Golde.
Drum wird er auch allerwärts „Vater" genannt,
Drum will er nur Liebe zum Solde.

So manche Zeit ernstlicher Übung verstrich,
Das Vögelein wurde schier flügge,
Es schwang seine Flügel zum Süd und entwich,
Das Vaterland ließ es zurücke.

Dort sprudelt der Schönheit lebendiger Quell,
Dort wollte der Wanderbursch trinken,
Dort wollt er sich waschen die Äugelein hell,
Er trank voller Lust bis zum Sinken.

Den Durst er gestillt, soll — zur Heimat gelangt —
Auf eigenen Füßen nun stehen.
Wie sehr ihm das Herze auch klopfet und bangt,
Jetzt muß er den ernsten Gang gehen.

Ein Freund [2]), der schon lang seine Hand in dem Spiel,
Schon lang ihn mit Liebe begleitet,
Der zeigt ihm ein heiliges, herrliches Ziel,
Der hat ihm das Feld ausgebreitet.

Im Hause des Herren so hoch und so hehr,
Da soll seine Kräfte er proben,
Soll bildend verkünden des Ewigen Ehr,
Ihm dienen voll Danken und Loben,

Ihn preisen, der alles so weislich regiert,
Wie Bäche die Herzen sich neiget,
Und der seine Kinder so wunderbar führt,
Unsäglich Erbarmung erzeiget.

Er half bis hieher, weiß auch fernerhin Rat.
Er wolle aus Gnaden nun geben,
Daß reife den Freunden die treuliche Saat
Zu Garben im ewigen Leben!

---

[1]) Daege. [2]) Stüler.

25. Noch fünf Jahre in Arbeitsgemeinschaft mit Stüler.

1860 bis 1865.

Der Geheime Oberbaurat Stüler war es, der bisher dem Künstler durch Vermittlung der großen Aufträge Gelegenheit gegeben, dem Ziele seines Strebens näher zu kommen und die evangelische monumentale Malerei ausübend zu fördern. Der ebenso geniale wie bescheidene Architekt hielt es für seine Pflicht, auch den anderen bildenden Künsten den ihnen gebührenden Raum zu gewähren in der Überzeugung, daß im Zusammenwirken mit Bildnerei und Malerei des Baumeisters Werk an Gehalt und Wärme gewinnt. Er mußte daher nach Künstlern suchen, welche verstanden auf die Ideen des Architekten einzugehen und die von diesem ihnen zur Verfügung gestellten Räume in wahrhaft monumentalem Sinne auszufüllen.

Bald hatte Stüler zu seiner Freude diese Gabe in Pfannschmidt, seinem Schützling, dem er vom ersten Tage der Bekanntschaft an in herzlicher Liebe zugethan war, erkannt; und nachdem Pfannschmidt die ersten Proben im neuen Museum und Mausoleum zur vollen Zufriedenheit Stülers bestanden, hat dieser ihn fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode in Anspruch genommen, von ihm errichtete oder wiederhergestellte Bauten mit malerischem Schmuck zu bereichern. Es war ein selten harmonisches Zusammenwirken von Architekt und Maler, bei welchem der erstere dem letzteren innerhalb der vom Maler klar erkannten und inne gehaltenen Grenzen unbeschränkte Freiheit des Schaffens lassen und sich der Erfolge desselben kindlich und neidlos freuen konnte. Daher kam der, Stüler am 24. März 1860 von Pfannschmidt ausgesprochene Dank aus aufrichtigem Herzen, und hat die zwischen ihnen bis zuletzt ohne Trübung bestandene Freundschaft sich auf die hinterbliebenen Familien beider fortgepflanzt.

Nur fünf Jahre noch bis zu Stülers Heimgang waren den Freunden für ihre Arbeitsgemeinschaft im Gotteshaus vergönnt, welche Jahre zugleich zu einer selbständigeren Thätigkeit Pfannschmidts überleiteten. Da er nicht mehr zu Freskomalereien auf-

gefordert wurde, gestaltete sich sein Schaffen, das nun auf das stille Atelier beschränkt blieb, ruhiger.

1860/61 malte er für die von Stüler restaurierte Marienkirche zu Königsberg i./Neum. eine große „Kreuzigung“, ein Geschenk der Königin Elisabeth. Der Gekreuzigte neigt sein dornengekröntes Haupt nach links; das Kreuz umstehen Maria, Johannes, Maria Jakobi und Salome, und den Fuß desselben umfaßt Maria Magdalene. Unter dies Bild können wir die Verse setzen, die Pfannschmidt am 21. April 1864 (wohl im Gedanken an die kleine Kreuzigung für das Gebetbuch der Frau Kronprinzeß) niederschrieb:

Das Schönste, was du mir gezeiget, Das ist dein Bild am Kreuzesstamm,
Wo du für mich dein Haupt geneiget, Geblutet als ein stilles Lamm.

Da langest du mit deinen Armen Wie eine Mutter nach dem Kind,
An deinem Herzen zu erwarmen Mein Herz, auf daß es Ruhe find't.

1862 bis 1865 beschäftigten Pfannschmidt mit einigen Unterbrechungen farbige Kartons für sieben Glasfenster, ein Geschenk des Berliner Magistrats für die Nikolaikirche. Sie stellen sieben Hauptzüge aus dem Leben und Wirken des Herrn dar: 1. Die Anbetung der Hirten,[1] 2. den zwölfjährigen Jesus im Tempel, 3. Johannes den Täufer, wie er seinen Jüngern das Lamm Gottes zeigt (Ecce agnus dei),[2] 4. Christus in Bethanien, 5. Auferweckung des Lazarus, 6. Christus vor Kaiphas und Pilatus (Ecce homo) und 7. Christi Erscheinung vor Maria Magdalena.

Einen Teil dieser farbigen Kartons und einige andere schickte er im Herbst 1864, einer Aufforderung des belgischen Kultusministers folgend, nach Brüssel zu einer Ausstellung von Kartons. Dort ernteten seine Arbeiten viel Anerkennung. Der König der Belgier verlieh ihm das Ritterkreuz des Leopoldsordens, und zwei namhafte Meister der Monumentalmalerei in

[1]) Diese Komposition benutzte Pfannschmidt 1865 zu einem Altarbild in der Bartholomäuskirche zu Berlin.

[2]) Diese Komposition benutzte Pfannschmidt 1866 zu einem Altarbild für die Kirche zu Ufstrungen am Harz.

Belgien, die Freunde Jan Swerts (geb. 1820 in Antwerpen, † 1879) und Godefried Guffens (geb. 1823 in Hasselt) nahmen Anlaß, brieflich und durch gelegentlichen Besuch Beziehungen mit Pfannschmidt anzuknüpfen. Die sieben farbigen Kartons wurden 1876 durch Vetter Kühns Vermittlung von der Gemeinde Thüringenhausen in Schwarzburg-Sondershausen erworben, wo sie die Wände des neuerrichteten Dorfkirchleins schmücken.

Zwischen dieser Arbeit malte Pfannschmidt 1862/63 ein Altarbild „Christus und Petrus auf dem Meere" für die Kirche zu Altenkirchen auf Rügen. Die Gemeinde besteht vorwiegend aus Schifferfamilien. Wenn die Männer im Frühjahr in See gehen, genießen sie zuvor in großen Scharen das heil. Abendmahl in der Befürchtung, daß vielleicht mancher nicht wiederkehrt. Mit Rücksicht hierauf wünschte man ein Altarbild, welches den Schiffern bei jenem Abendmahl predigen sollte: „Auch in Schiffbruch und Sturm hält der Herr seine Hand über euch."

Mit diesem Auftrage trat zum erstenmale von seiten einer Gemeinde unmittelbar an Pfannschmidt das Verlangen nach einem Altarbilde heran, ein Zeichen dafür, daß auch in weiteren Kreisen sich ein lebhaftes Interesse für Pfannschmidts Kunst zu regen begann, zur Beruhigung für den Künstler, der sich manchmal fragte, was werden würde, wenn einmal Stüler die Augen schließen würde.

Auch dem „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche" trat häufig das Begehren gerade ärmerer Gemeinden nach einem Altarschmucke nahe. Diesem entgegenzukommen ließ derselbe 1864 durch Pfannschmidt den „einladenden Christus" ausführen, wie 1876 „Christus und die Emmausjünger." Viel begehrt werden noch heute Kopieen dieser Bilder, welche zum Teil mit Unterstützung des Kunstvereins hergestellt werden.

Für die Kirche in Altdamm bei Stettin malte Pfannschmidt 1865 noch „die Auferstehung Christi".

Zwei Personen erwarben sich ein besonderes Verdienst dadurch, daß sie mit Erfolg für Pfannschmidt das Interesse in Kreisen zu wecken halfen, welche befähigt waren für seine Kunst

auch etwas zu thun. Zunächst war es der kunstsinnige Pastor Steffann an der Bartholomäuskirche in Berlin, welcher durch seine Predigt einen Kreis von reichbegüterten Christen um sich gesammelt hatte, die von Gottes Wort ergriffen, ihre Güter opferwillig in den Dienst des Reiches Gottes stellten. Schon lange bemühte sich Pastor Steffann, auch für die heilige Kunst ihr Herz empfänglich und opferwillig zu machen. Endlich gelang es ihm, Frau v. Veltheim aus Glienicke b. Tegel in Pfannschmidts Atelier zu führen. Der Eindruck war von der Art, daß diese Dame von Pfannschmidt „einen guten Hirten" zu einem Glasfenster ihres Dorfkirchleins ausführen und bald darauf ihren frühverstorbenen Sohn Achaz v. Veltheim malen ließ. Nun war jenem Kreise die Thür zu Pfannschmidts Atelier und Kunst erschlossen. Bald erwarb Herr v. Schönborn-Ostrometzko eine „heilige Familie", der Landrat v. Kröcher-Vinzelberg „die Begrüßung der Maria und Elisabeth", Frl. v. Buddenbrock ein kleines grau in grau gemaltes Bild „Maria mit dem Jesusknaben und der Täufer mit einem Lämmchen"; und ein Auftrag folgte dem andern.

So anziehend und anregend für Pfannschmidt dieser Kreis erweckter Christen je länger je mehr wurde, befremdete ihn doch ein mehrfach hervortretender katholisierender Zug, gegen welchen ein evangelisches Zeugnis abzulegen er sich wiederholt verpflichtet fühlte. Bei einem Beisammensein eines Teiles dieses Freundeskreises im Hause des Pastor Steffann wurde einst das Lob der römischen Kirche gesungen, welche wie ein herrlicher Palast dastehe gegenüber der evangelischen Kirche, die einer armen Hütte gleiche. Da erklärte Pfannschmidt: „Und finde ich in der armen Hütte die köstliche Perle, so ziehe ich sie dem Palast vor."

Noch einmal sah sich Pfannschmidt dem verehrten Freunde, Pastor Steffann, gegenüber veranlaßt, den evangelischen Standpunkt zu wahren. Dieser hatte wiederholt den Wunsch ausgesprochen, mit Cornelius bekannt gemacht zu werden. Pfannschmidt führte ihn deshalb in des Meisters Atelier und stellte diesem den Freund vor. Bald kamen beide, der katholische Künstler

und der evangelische Geistliche in ein lebhaftes Gespräch, und wie staunte Pfannschmidt, daß dieses auf eine Verherrlichung der römischen Kirche hinauslief, welcher gegenüber die evangelische Kirche wie eine Hütte neben dem Tempel erschiene. Pfannschmidt vermochte in seiner inneren Erregung nur schweigend sich zu verhalten. Aber bald darauf nötigte ihn sein Gewissen Pastor Steffann gegenüber zu folgendem Zeugnis: (Berlin, den 29. Mai 1865.) „Verehrter Freund! Das Gespräch, welches Sie mit Cornelius hatten, hat sich fortwährend meiner Seele wieder aufgedrängt und hat mich etwas beunruhigt. Dabei meine ich nicht, daß meine religiöse Stellung beunruhigt worden wäre, sondern lediglich liegt die Unruhe darin, daß ich eine Mittelsperson war, daß Sie zu ihm kamen und daß ich von der Zusammenkunft ganz etwas anderes erwartet hatte, als was die Wirklichkeit ergab. Ein frisches, fröhliches Zeugnis eines evangelischen Geistlichen hatte ich dem teuren, werten, großen Manne gegenüber erwartet, und nach dem Eindruck, den ich von der Zusammenkunft mit nach Hause genommen habe, glaube ich mich in meinen Voraussetzungen getäuscht zu sehen. Das ist der Grund der Unruhe. Daß ich das offen ausspreche, werden Sie mir als Freund zugute halten. Ich glaubte hierdurch mein Gewissen wahren zu müssen und es der Treue schuldig zu sein, die ich mich bestrebe, meinem Heilande zu halten. Sie werden vielleicht noch oft mit Cornelius zusammenkommen, wo Sie wohl Gelegenheit haben werden, tiefere Fundamente unserer Kirche zu berühren. Sie betrachten sie zwar als Hütte neben der Kirche, aber auch der Herr selbst verschmähte die Königstadt Jerusalem mit ihrem herrlichen Tempel und wählte die Hütte von Bethlehem als seine Behausung . . .
Mit herzlichsten Grüßen in alter Treue Ihr C. G. Pfannschmidt."

Eine zweite Förderin der Kunst Pfannschmidts in dieser Übergangszeit wurde die Ministerin v. Mühler, geb. Goßler. Im Sommer 1864 besuchte auch aus freiem Antriebe der Kultusminister v. Mühler mit seiner Familie das Atelier. Unter dem Eindruck der Bilder kam die Ministerin v. Mühler auf den Ge-

danken, eine Sonderausstellung Pfannschmidtscher Werke zu veranstalten. Thatkräftig alle Schwierigkeiten überwindend, ging sie bald an die Verwirklichung ihres Planes. Der Ministerpräsident v. Bismarck wurde willig gemacht, den Saal des Staatsministeriums einzuräumen, und am 12. März 1865 konnte die Ausstellung eröffnet werden, die bis zum 1. April dauerte. Den Hauptteil bildeten die sieben farbigen Kartons für die Nikolaikirche, um die sich zahlreiche andere Arbeiten gruppierten. Pfannschmidt selbst durfte den König und die Königin, sowie die Königin-Witwe, welche sich wegen ihres Leidens in einem Stuhl tragen ließ, und das kronprinzliche Paar vor seine Werke führen und sich durch den Ausdruck ihrer und vieler anderer Freude, die seine Kunst bereitete, zu neuer Schaffensfreudigkeit ermuntern lassen.

Diese Ausstellung ist nicht ohne Nachwirkung geblieben, und der Ministerin v. Mühler wie Pastor Steffanns Bemühen ist belohnt worden. Nächst den Gemeinden waren es in Zukunft vor allem Privatpatrone, welche, zum Teil wohl durch diese Ausstellung angeregt, Pfannschmidt mit Aufträgen beehrten.

So waren bereits für Pfannschmidts Schaffen neue Mittel und Wege gefunden, als der Geheime Oberbaurat Stüler aus seiner bedeutenden, reich gesegneten Wirksamkeit abgerufen wurde. Gleich nach des väterlichen Freundes Heimgang (den 18. März 1865) schrieb Pfannschmidt seinem Vetter: (Berlin, den 20. März 1865.) „Jetzt liegt hier in Berlin auch ein Mann auf der Totenbahre und wartet, bis er eingepflanzt wird in die kühle Erde. Er hat mir viel Gutes erwiesen, und ist für meine Entwicklung in dem Leben der Kunst von tiefgreifendem Einfluß gewesen. Es ist der Geheimerat Stüler. — Am vergangenen Sonnabend Mittag sah er noch einige befreundete Architekten um sich bei Tische, war heiter, und niemand konnte ahnen, was sich am Abende ereignen würde. Nachdem seine Freunde ihn verlassen, setzt er sich an seinen Arbeitstisch, und um sieben Uhr abends verläßt er die Seinigen, um nach der Akademie in eine Senatssitzung zu gehen. Der Portier des Hauses sieht noch, wie er beim Herausgehen durch die kalte Luft angefaßt, zusammenschauert. Sehr ermüdet

kommt er im Vorzimmer des Konferenzsaales an und bittet den Kastellan ihm ein Glas Wasser zu holen. Derselbe entfernt sich, und als er zurückkommt, — ist Stüler vom Stuhle gesunken: ein Gehirnschlag hatte bereits seinem Leben ein Ende gemacht. Du kannst dir den Schmerz der Familie denken bei diesem schnellen Tode. Gestern Nachmittag und heute Vormittag habe ich an der Leiche gestanden und den Entschlafenen für die tiefbetrübte Frau gezeichnet. Er ist mir für meine künstlerische Thätigkeit eine große Stütze gewesen und der einzige der Architekten, der die bildenden Künste zu würdigen wußte und sie heranzog. Jetzt wird man sich ziemlich vergeblich nach einem ähnlichen Manne umsehen müssen ... Gott der Herr weiß aber Wege und Mittel genug und wird seine Sache nicht liegen lassen."

Fast zwei Jahre später legte auch der greise Altmeister Peter v. Cornelius den Stift für diese Welt aus der Hand.

26. Pfannschmidts Verhältnis zu Cornelius.

Wenn Pfannschmidt ein Schüler des Cornelius oder ein Cornelianer genannt wird, so kann damit nur gesagt werden, daß er ein Geistesschüler des Cornelius gewesen, ohne aus seiner Schule im engeren Sinne hervorgegangen zu sein. Als er zum erstenmal mit der Kunst des Meisters in München in Berührung trat, hatte er sich bereits in Daeges Schule zu einer gewissen Selbständigkeit durchgerungen, vermöge welcher er sich das Ziel stecken konnte, „die Kunst mit dem Protestantismus in Einklang zu bringen." Aber in der Kunst des Cornelius, namentlich in ihrem großen, monumentalen Charakter fand er die Ausdrucksweise, die er für seine Zwecke suchte; und der Einfluß dieser Kunst und der Persönlichkeit des Cornelius, namentlich während der Arbeit am alten Museum hat ihn in seinem Streben gehoben, bestärkt und zur freien Entfaltung seiner künstlerischen Kräfte geführt. Er stand keineswegs in dem Banne des großen Cornelius, sondern ihm vollständig frei gegenüber in der Betonung des evangelischen Charakters seiner Kunst und in der größeren Wert-

schätzung des Naturstudiums, der Formenschönheit und Farbenharmonie. Die letzten drei Dinge hat er als unveräußerliche Mitgabe der Schule Daeges trotz des Corneliusschen Einflusses bewahrt. Vor allem die Erfassung und Durcharbeitung des Gegenstandes als des Hauptzweckes der künstlerischen Darstellung in großartiger Komposition war es, was Pfannschmidt bei Cornelius fand, während er es in Daeges Schule vermißte, welche den Gegenstand mehr benutzte als ein Mittel zur Darstellung schöner, naturwahrer Formen und Farben. Und er war so hingenommen von der Großartigkeit der Corneliusschen Komposition, daß er des großen Meisters Mängel in Form und Farbe gering anschlug, während die Überschätzung dieser Dinge es war, welche ihn der alten Berliner Schule entfremdete.

Besonders kraß kam der Gegensatz zwischen dieser Schule und Cornelius zum Vorschein, als Anfang der Vierziger Jahre das von diesem für den Grafen Raszynski gemalte Bild „Christus in der Vorhölle" ausgestellt wurde. Es war dies das erste Ölbild, das Cornelius seit etwa sechsundzwanzig Jahren gemalt. Die Mängel in der malerischen Technik dieses Bildes konnten dem Schüler Daeges nicht verborgen bleiben; dennoch widersetzte er sich dem Entrüstungssturm, welcher durch dieses Werk unter Künstlern und Laien heraufbeschworen wurde, und nahm Partei für Cornelius. Es hatte sich im Gegensatz zu dem Sonnabendkünstlerverein, der die Berliner Richtung vertrat, ein zweiter Verein gebildet, zu dem auch Pfannschmidt, Stahl, Pudor, Wischneski, Hoppe, Hassenflug, Vogel d. J. und andere gehörten. Dieser Verein trat mit einer öffentlichen Erklärung für Cornelius ein. Der Inhalt derselben, deren der Herausgeber nicht habhaft werden konnte, mag im wesentlichen übereinstimmen mit folgenden Sätzen eines gleichzeitigen Briefes Pfannschmidts an einen Freund: „Was das Corneliussche Bild betrifft, so läßt sich nichts weiter sagen, als daß es über alles Reden, Verdammen u. s. w. erhaben ist, und daß es keines Lobes bedarf. Auch ist die Farbe dem Gegenstande sehr angemessen, nur nicht Begassens Regenbogenkonstruktionsfarbensehungsbereitungsmethode, — und charakteristisch. Was das

Geschrei anbelangt über die verzeichnete Zehe, so kannst Du Dir es recht denken, daß, wenn der Cornelius mit seinem mächtigen Arm, mit seiner Riesenkraft seine Gestalten vom Himmel holt und sich im Drange dieses feurigen Wirkens ein Zeh verstaucht, daß das keine Sache ist, die in Betracht kommen kann, und man nur daraus mit Freuden sieht, daß sich alles hat seinen Ideen fügen müssen."

So wenig Pfannschmidt für die Würdigung der Bedeutung des Cornelius die demselben zum Vorwurf gemachten Mängel in Anschlag bringen konnte in der Erkenntnis, daß auch der größte Mann nicht alles leisten kann und gerade reformatorische Persönlichkeiten einseitig sind, wollte er doch diese Einseitigkeit sich nicht zum Vorbilde nehmen; sondern er sah seine Aufgabe darin, gerade diesen Mangel durch maßvolle Anwendung der Vorzüge der Berliner Schule zu ersetzen und so durchaus selbständig seinem Ziele nachzustreben, ein Diener der evangelischen Kunst zu werden, der aus dem Worte Gottes und aus dem Leben die Wahrheit nach Inhalt und Form schöpfen muß, um durch seine Kunst das Leben heiligend und die Erkenntnis der Wahrheit fördernd zu wirken. Wie ihm dies gelungen und von hervorragenden Kennern und Verehrern des Cornelius, einem Hermann Riegel und Ernst Förster, anerkannt wurde, werden wir weiter unten hören. Für diese selbständige Entwicklung Pfannschmidts war es ein Glück, daß jener mit Cornelius Anfang 1848 abgeschlossene Vertrag infolge der Märzrevolution nicht in Kraft trat und so Pfannschmidt nicht genötigt wurde, Jahre lang nur Kartons zu zeichnen nach den Entwürfen des Cornelius, sondern daß ihm bald Gelegenheit gegeben wurde, eigene Arbeiten auszuführen, in welchen er die Schule seiner beiden Meister, Daege und Cornelius, nicht verleugnete.

Was Cornelius ihm gewesen, hat er ihm immer gedankt. 1855 bekannte er, wie schon erwähnt, daß die Werke des Direktor von Cornelius 1841 einen umwandelnden Einfluß auf seine Kunstrichtung ausgeübt. Als 1859 die herrlichen Kartons des Cornelius vom Speicher geholt und öffentlich ausgestellt wurden, schrieb er an seine Geschwister in Bellstedt. (Berlin, den 2. November 1859.) „Ein herrliches Ereignis ist es, daß fast sämt-

liche Kartons des Cornelius zu seinen früheren umfassenden Arbeiten, die sich im Besitze unseres Königs befinden, in diesem Herbste in der Akademie ausgestellt sind. Bisher haben sie aufgerollt auf dem Speicher gelegen, obwohl es die größten Kunstschätze sind, die wir Deutschen aus der Neuzeit besitzen. Doch man war ja von mancher Seite her dem Cornelius nicht gewogen, und deshalb mußten diese Schätze fast zwanzig Jahre lang schlafen und durften sich den Blicken nicht zeigen. — Ihre Wirkung ist natürlich für einen jeden, der noch ein Herz im Leibe hat, überwältigend. Es ist nur zu wünschen, daß sie eine bleibende Stätte finden, wo sie fortwährend gesehen und ihre Wirkung ausüben können. [1])"

Als Cornelius 1861 nach fast achtjähriger Abwesenheit aus Italien nach Berlin zurückkehrte, fand er vollständig veränderte Verhältnisse vor. Friedrich Wilhelm IV, der ihn nach Berlin berufen hatte, war gestorben, und König Wilhelm war ganz von weitreichenden, politischen Plänen in Anspruch genommen, welche einer kräftigen Kunstpflege vorläufig nicht günstig sein konnten. So war der Gedanke an die Ausführung des Kamposanto fast ganz aufgegeben. Diese Veränderung und als teilweise Folge derselben die geringere Teilnahme für seine Person wurde dem Cornelius auch dadurch zu Gemüte geführt, daß seine Ankunft nach so langer Abwesenheit von der Berliner Künstlerschaft kaum beachtet wurde. Jedoch eine kleine Zahl treuer Schüler und Kunstgenossen veranstaltete dem Meister eine festliche Begrüßung, bei welcher Pfannschmidt im Namen derselben folgendes, von ihm verfaßte Gedicht überreichte:

An Peter v. Cornelius.

Sei willkommen in dem Vaterlande!
Treue Freunde reichen dir die Hand,
Wollen froh erneun die alten Bande,
Stehn zu ihrem Meister unverwandt,
Der sie zog durch sein gewaltig Schaffen
Als ein Geistesfürst in lichten Waffen.

---

[1]) Diese Stätte ist den Kartons in den beiden oberen großen Sälen der Nationalgallerie geworden.

Lange sahn wir sehnend nach dem Süden,
Ob dein Fuß sich bald zur Heimat kehrt.
Dort ist oft Erlabung dir beschieden,
Deiner Seele heilger Schwung genährt,
Warst du hochgeehrt in fremden Landen,
In der Heimat wirst du recht verstanden.

Darum schlagen höher unsre Herzen,
Weil sich unser Hoffen hat erfüllt.
Brannte Südens Glut dir bittre Schmerzen,[1]
Nordlands Frieden deine Wunden stillt.
Hier schaust du die Felder deiner Schlachten,
Die dir ewgen Ruhm und Lorbeer brachten.

Zu dem Hirten dränget sich die Herde,
Wenn der Feind ihr Leben hart bedroht,
Daß ein sichrer Schirm und Schutz ihr werde,
Und zum Heil sich wende alle Not.
So umstehn wir dich in den Gefahren,
Als den Feldherrn: du magst uns bewahren.

Aller falschen Kunst galt deine Fehde,
Alle Künste hast du ja veracht't.[2]
Wahr und recht ist deines Geistes Rede,
Nur auf das, was ewig steht, bedacht.
Zweien Herren mag dein Herz nicht dienen,
Hält an dem, der dich und uns will sühnen.

Seit du hier uns hast allein gelassen,
Fehlt dein schneidig Schwert uns in dem Krieg.
Kleines Häuflein nur folgt deiner Straßen,
Und die Masse wähnt: ihr sei der Sieg.
Falscher Schönheit zollt sie ihre Liebe,
Opfert ihr verschwendrisch alle Triebe.

Falsche Schönheit schmeichelt allem Volke,
Bietet üppig ihre Gaben dar;
Ihres Weihrauchs nebelhafte Wolke
Lockt betäubend schon so manches Jahr.

---

[1]) Durch den Tod der zweiten Gattin.

[2]) Diese beiden Zeilen nehmen Bezug auf den Trinkspruch des Cornelius, mit dem er sich 1841 von München verabschiedete:

Die Kunst hab' ich geliebet, Die Kunst hab' ich geübet
Mein Lebenlang, Die Künste verachtet,
Nach Gunst nie getrachtet. Drum wird mir nicht bang.

Sie verheißet volles Glück und Freude,
Heitre Lust und stete Augenweide.

Farben strahlet ihr Gewand, das lose,
Wie die Morgenröte sie gewährt;
Doch ist's Lohe aus des Kraters Schoße,
Die in Wut den eignen Herd verzehrt.
Und schon viele Seelen elend sanken,
Die aus ihrem Taumelkelche tranken.

Noch ist's Zeit, noch einmal greif zum Schwerte!
Laut erschallen laß dein Feldgeschrei,
Daß die Schlangenart getilget werde,
Jungfräuliche Schönheit lebe frei,
Schönheit, die mit Anmut hold sich paaret,
Und der Seele Reinheit rein bewahret. —

Schönheit, die kein falsch Geschmeide leihet,
Und nicht buhlet nach der Gunst der Welt,
Die nur um den heilgen Bräutgam freiet,
Der des Himmelreiches Scepter hält.
Der als Urbild aller Schönheit glänzet,
Selbst als er mit Dornen ward umkränzet.

Solche Schönheit ist jetzt not den Zeiten,
Wo der Abgrund jählings sich enthüllt,
Schwere Strafgerichte sich bereiten,
Bis das Maß des Zornes ist erfüllt.
Sie erscheine als ein Stern von oben,
Dessen Strahl aus sel'ger Ruh gewoben.

Darum, Feldherr, mustre deine Scharen,
Schau hinauf und schau in dich hinein!
Wenn auch viel der Wahrheit untreu waren,
Unser Wille ist es treu zu sein,
Wahre Schönheit auf den Schild zu heben,
Ihr als Königin zu weih'n das Leben.

Berlin, den 5. Juni 1861.

Daß auch Cornelius in Pfannschmidt den Meister achtete, bewies er mit seinem Eintreten für diesen in dem Abendmahlsstreit mit Friedrich Wilhelm IV, und geht unter anderem auch aus einem Worte desselben vom Jahre 1864 hervor, welches uns Hermann Riegel als zu ihm gesprochen in seiner Festschrift über Peter Cornelius (Berlin 1883) S. 24 mitteilt: „Da war

übrigens neulich auch der Professor Pfannschmidt hier und zeigte mir ganz vortreffliche Zeichnungen „Christus und die Kindlein" und „die Auferweckung des Jünglings zu Nain.[1])" Es ist eine so wahre und tiefe Empfindung darin; man fühlt es heraus, daß er an die Dinge, die er darstellt, glaubt; und ohne dies wird es in der religiösen Malerei nichts. Gehen Sie doch ja hin, und sehen Sie sich diese Blätter an und sagen Sie ihm: Ich schicke Sie!"

Am 6. März 1867 zur Zeit einer Sonnenfinsternis starb Peter v. Cornelius im 84. Lebensjahre, nachdem er bis zuletzt unermüdlich geschaffen. Zwei Tage später schreibt Pfannschmidt seinem Vetter: (Berlin, den 8. März 1867.) „Am Donnerstag 10 1/4 Uhr vormittags, zu der Zeit, als die Sonne begann ihren Schein zu verlieren, hat Peter v. Cornelius seine Augen zugedrückt, um sie zu öffnen vor dem Throne dessen, dessen Thaten er in so wunderbar herrlichen Schöpfungen preisen konnte. An demselben Tage habe ich der Hülle noch einmal in die geschlossenen Augen gesehen, ihn an seinem letzten Werke [2]) noch einmal recht nahe gefühlt und der Witwe meine Teilnahme ausgedrückt. Es ist viel über ihn geschrieben und wird wahrscheinlich noch viel über ihn geschrieben werden. Ob aber alle die Herren wirklich einen Blick in sein innerstes Wesen thun, möchte immerhin fraglich bleiben. Der Herr sei gepriesen, der uns diesen Mann gegeben hatte, daß er so Großes hat durch ihn wirken lassen und daß er ihn uns so lange erhalten hat."

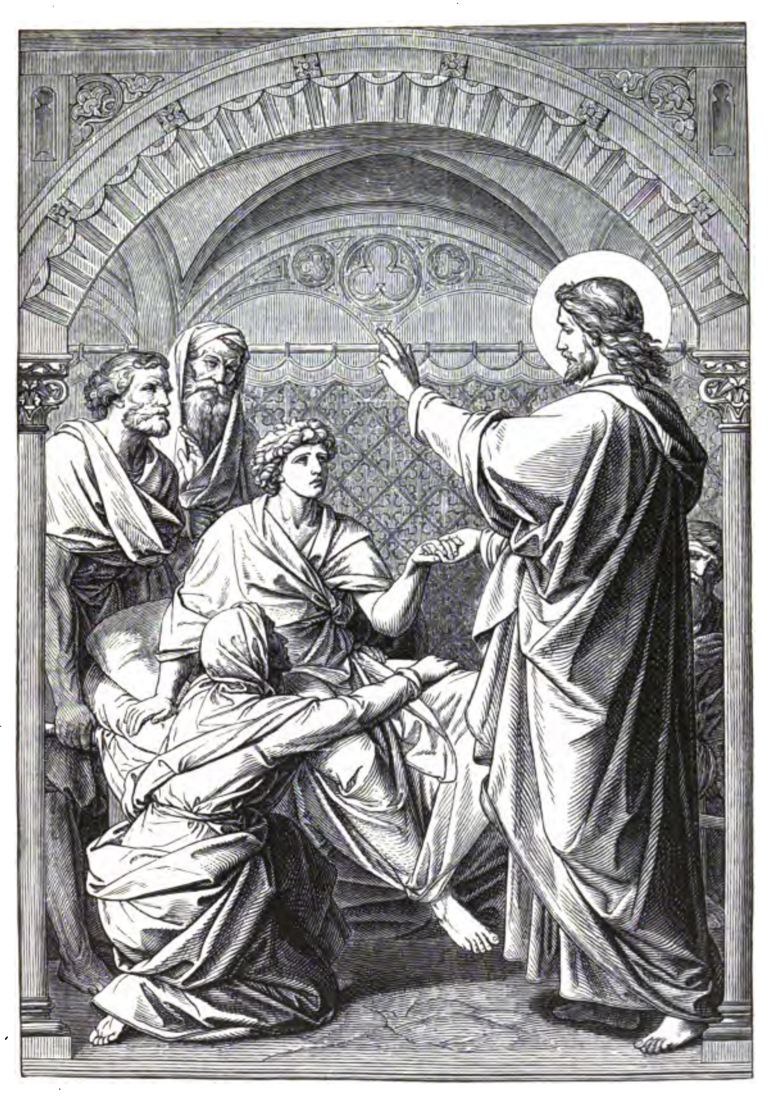
Die Beisetzung fand am 7. März statt. Dem Leichenzuge voraus schritten vier treue Verehrer des Cornelius: Pfannschmidt, Karl Hermann, Franz Schubert und Teschner, Siegespalmen tragend. —

Einen Beweis selbstverleugnender Treue gegen seinen Meister

---

[1]) Beide Zeichnungen waren für Hofmarschall Graf Perponcher bestimmt zum Gedächtnis an seinen früh verstorbenen Sohn. Die erste Komposition führte Pfannschmidt 1866 als größeres Ölbild für den Kommerzienrat Quistorp in Stettin, die zweite 1870 als kleineres Ölbild für seinen Bruder Julius Pfannschmidt in Hof aus.

[2]) Die Ausgießung des heiligen Geistes.



Auferweckung des Jünglings zu Nain.
Karton zum Glasfenster in der Garnisonkirche zu Stuttgart 1879.

Cornelius gab Pfannschmidt, als im Jahre 1874 mit ihm unterhandelt wurde über die malerische Ausschmückung des ersten Corneliussaales in der Nationalgalerie, die man von seiner Hand wünschte. Die schon ziemlich weit gediehenen Verhandlungen scheiterten schließlich an der Wahl des Gegenstandes.

Da in dem großen Saal die biblischen Kartons untergebracht werden sollten, in welchen die Entwicklungsgeschichte des Christentums als ein Triumph des Lebens über den Tod in gewaltigen Zügen gegeben ist, so schlug Pfannschmidt vor: die Zwickel der Decke gleichsam als Träger des Himmelsgewölbes aufzufassen und mit einem überlebensgroßen, schwebenden Engelchore zu schmücken, so daß der Charakter jedes Engels mit dem darunter befindlichen Karton in Verbindung gesetzt würde. — Diese Wahl des Gegenstandes fand aber schließlich keinen Beifall, weil sie zu sehr auf die Kartons Bezug nahm, von denen man nicht wüßte, ob sie dauernd in der Nationalgalerie ihre Stätte behalten würden, obwohl doch für den Bau derselben nach Stülers Entwürfen der Gedanke mitbestimmend war, den Kartons des Cornelius eine würdige, jedermann zugängliche Aufstellung zu verschaffen. Auf allgemeinere Darstellungen einzugehen, war Pfannschmidt unter diesen Umständen um des Gewissens willen nicht möglich, da für ihn darin eine Verleugnung seines Meisters und eine Zustimmung zu einer Unterschätzung seiner Werke gelegen hätte. So verzichtete er schweren Herzens auf die schöne Aufgabe, die erhabensten Werke des Cornelius durch Schöpfungen seiner Meisterhand zu bekrönen.

27. Lehrthätigkeit.

1858 bis 1887.

Als sein Meister Cornelius den Stift aus der Hand gelegt, war Pfannschmidt bereits seit Jahren selbst als Lehrmeister thätig, der auch andere für seine Kunstideale begeisterte und ihnen die Handhabung der Mittel, um diesen näher zu kommen, zeigte.

Das Jahr 1858 hatte ihm die Wiederaufnahme dieses Zweiges des künstlerischen Berufes, dem er schon in den vierziger Jahren

seine Kräfte gewidmet hatte, in der ehrenvollsten Weise ermöglicht. Im Frühjahr 1858 wurde er Lehrer der mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm jungvermählten Prinzessin Viktoria. Gleich nach ihrer Vermählung (25. Januar 1858) suchte die nach Pfannschmidts eigenem Zeugnis künstlerisch außerordentlich begabte Prinzessin einen tüchtigen Künstler, der ihr zu einer strengeren Form im Zeichnen helfen und überhaupt bei ihren Arbeiten mit Rat und That beistehen könne. Sie wünschte eine größere Zahl von Handzeichnungen verschiedener Meister Berlins zu sehen, um sich darnach ihren Lehrer selbst auszuwählen. So wurde ihr das Handzeichnungen-Album des Oberstlieutenants v. Bergh vorgelegt. Als sie es musterte, zeigte sie auf ein Blatt, welches ein italienisches Genrebildchen „Zwei Pifferari blasen vor einem Madonnenbildchen" darstellt, und sagte bestimmt: den Maler dieses Bildchens wünsche sie zu ihrem Lehrer. Und siehe da: es war Pfannschmidt!

Es traf sich sonderbar, daß auch der Hofmarschall Graf Perponcher und Herr v. Bergh Pfannschmidt im Stillen diese ehrenvolle Vertrauensstellung zugedacht hatten, aber ohne ihren Gedanken der Prinzessin zu äußern, um sie nicht zu beeinflussen. Sie zeigten sich auch jetzt noch zurückhaltend, indem sie der Prinzessin rieten, erst noch andere Arbeiten Pfannschmidts zu sehen und einen Versuch mit dem Unterricht zu machen. Jedoch letzteres wies sie ab, indem sie nur noch aus einigen Skizzenbüchern Pfannschmidts Art näher kennen zu lernen wünschte. Diese ließ Graf Perponcher sogleich holen, ohne daß Pfannschmidt von dem Vorgefallenen etwas gesagt wurde. Wie war er nun überrascht, als darauf die Prinzessin ihn ohne weiteres für den nächsten Tag zum Unterricht auf das Schloß befahl, ohne erst einen Versuch machen zu wollen, und ihm gleichzeitig eine Mappe mit ihren letzten Arbeiten übersandte, damit er ihre Kräfte beurteilen könne.

Einzelheiten dieses Unterrichtes lassen wir ihn selbst in Briefauszügen erzählen: (den 9. Mai 1858.) „Mit ihren reichen Gaben verbindet die Prinzessin große Lieblichkeit und Herzensgüte und einen schlichten Sinn, dabei eine frische Energie, die für die Zukunft viel hoffen läßt und schon jetzt die Etikette sehr in die Enge

treibt nach allen Geschichtchen, die in reichem Maße unter dem Volke leben. Sie treibt emsig auch höhere Mathematik, spricht fertig deutsch und lateinisch. — Ich habe mich so recht ungetrübt der Freude hingeben können, da sie so aus Gottes Hand kam."

(den 10. Mai 1859.) „Der Unterricht bei der Prinzessin kostet mir viel Zeit und hat daher äußerlich wenig Vorteil. Nichtsdestoweniger ist er aber eine Quelle vieler Freude, da ihre frische Lebendigkeit, Arbeitslust, ihr kindliches Wesen vermischt mit männlicher Energie viel Stoff zur Freude bietet."

(den 29. Januar 1864.) „Vor Ostern war meine Zeit fast vier Wochen lang mit Ausnahme weniger Tage von der Frau Kronprinzessin beansprucht. Da der Prinz im Kriegslager ist, so malt sie um so fleißiger zu Hause. Sie malte ein Ölbild: wie die heiligen Frauen den in weiße Leinwand eingewickelten Leichnam des Heilandes betrauern — eine recht innige, schöne Komposition."

(den 9. Mai 1864.) „Die Frau Kronprinzessin hat während fast zweier Monate so viel gemalt, daß ich nur wenige kleinere Arbeiten habe machen können. Ich habe mit wenigen Ausnahmen Tag für Tag kommen müssen und wurde dort nicht ein bis zwei Stunden, sondern drei bis vier Stunden aufgehalten. Am Schluß dieser Zeit vor vierzehn Tagen hat die Frau Kronprinzessin dann noch mit ihrer Hofdame, der Gräfin Brühl, mich in meinem Atelier besucht, und Frau und Kinder sind ihr vorgestellt worden. Sie war sehr gnädig, und meine liebe Frau, die schon immer gewünscht hatte, sie zu sehen, war hoch erfreut über ihre Anspruchslosigkeit."

(den 29. Juni 1866.) „Zu Anfang der vorigen Woche starb der Prinz Sigismund. Die Frau Kronprinzessin ließ mir am Mittwoch es mitteilen und mich zur Beerdigung einladen. Ich fuhr sofort hinüber, um ihr meine Teilnahme auszudrücken und anzufragen, ob sie wünsche, daß ich noch eine Zeichnung von dem Prinzen, wie er im Sarge lag, machen sollte. Dieses wünschte die hohe Frau jedoch nicht; den Ausdruck des Todes, der nach einem fünf Tage langen, krampfhaften Zustande erfolgt war, wollte sie nicht festgehalten wissen. Aber wohl wünschte

sie ein Porträt von ihm zu besitzen: schlafend, das Köpfchen auf goldigem Grunde ruhend, mit einem Blumenkranze umgeben. Nach dem vorhandenen Material und insonderheit nach den speziellen Angaben der Frau Kronprinzessin habe ich die Arbeit unter ihrer Leitung in drei Tagen an Ort und Stelle ausgeführt. Es schien der hohen Frau ein Bedürfnis zu sein, ihren großen Schmerz durch eine Mithilfe bei künstlerischem Schaffen lindern zu wollen.“ —

Bis Anfang der siebenziger Jahre durfte Pfannschmidt die Malstudien der Frau Kronprinzessin leiten. In dieser Zeit wurde er auch wiederholt mit kleineren Aufträgen von seiner hohen Schülerin betraut. Unsern jetzigen Kaiser zeichnete er zweimal in seinem ersten Lebensjahre, was bei der großen Lebhaftigkeit des Kindes mit mancher Schwierigkeit verbunden war. Das eine dieser Bilder war für die Königin von England bestimmt, welcher die Frau Kronprinzessin auch mehrere kleinere Arbeiten Pfannschmidts verehrte. — Das Gebetbuch seiner hohen Schülerin durfte er mit drei Aquarellen ausstatten: „David mit der Harfe,“ gedacht als Sänger des 42. Psalms: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir,“ einer „Heiligen Nacht“ und einem „Christus am Kreuze.“ Auch sonst nahmen der Kronprinz und seine Gemahlin lebhaften Anteil an Pfannschmidts Schaffen und Person: wiederholt besuchten sie sein Atelier und beehrten ihn mit Einladungen zu Hoffestlichkeiten.

In einzelnen Fällen erteilte er auch in seinem Hause Zeichen- und Malunterricht, so z. B. viele Jahre hindurch den Töchtern des Geh.-Rats Stüler, an denen er einen Teil seiner Dankesschuld gegen ihren Vater abzutragen suchte; und Jahrzehnte hindurch arbeitete unter seiner Leitung seine treue Schülerin Julie v. Buddenbrock, welche voll zarter Empfindung und feinem Geschmack in ihren Werken wie „Glaube der Väter“ „Jehovablumen“, „Soli deo gloria“ Spruch und Lied durch Blumen und Initialen illustriert.

Umfassender und verantwortungsvoller wurde Pfannschmidts Lehrthätigkeit 1865 durch seine Berufung zum Lehrer für Kom-

position und Gewandung an der Berliner Akademie der bildenden Künste als Nachfolger des verstorbenen Professor v. Kloeber. Im nächsten Jahre folgte die Ernennung zum Mitgliede des Senats der Akademie. In diesen beiden Ämtern hat Pfannschmidt bis zu seinem Lebensende unermüdlich treu der Kunst gedient nicht ohne ernste Kämpfe, die durch den Gegensatz seiner Kunst- und Lebensrichtung und des in der modernen Kunst aufgekommenen neuen Geistes verursacht wurden.

Auch ältere freundschaftliche Beziehungen zu einigen Mitgliedern des Lehrerkollegiums trugen dazu bei, ihm sein Lehramt lieb zu machen. Bis 1875 stand die Akademie unter Leitung seines Meisters, nunmehrigen Freundes Däge, und 1866 wurden seine Studienfreunde Ferdinand Bellermann und Albert Wolf, ersterer für die Landschaftsklasse, letzterer für die Modellierklasse zu Lehrern berufen.

Einige Schüler Pfannschmidts machen es uns möglich, an der Hand ihrer Aufzeichnungen und Erzählungen ein Bild seiner akademischen Lehrthätigkeit zu entwerfen und zwar seine Lehrmethode und sein Verhältnis zu den Schülern zu schildern.

Es war wohl ein glücklicher Griff, daß gerade die Gewandung und Komposition Pfannschmidt als Unterrichtsfächer anvertraut wurden. Denn so sehr auch sonst die Urteile über ihn auseinandergehen, in dem Punkte scheinen sie alle zusammenzukommen, daß auf dem Gebiete der Komposition und Gewandung die besonderen Vorzüge Pfannschmidts in künstlerischer Hinsicht liegen. Da diese Fächer auch seinem innersten Wesen zusagten und ihm Gelegenheit gaben, seine Studien und Erfahrungen auf dem ihm besonders vertrauten Gebiete und seine hohe Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Kunst der heranwachsenden Künstlerjugend mitzuteilen, wurde er je länger je mehr mit einer innigen Liebe zu seiner akademischen Lehrthätigkeit erfüllt, so daß er dieselbe mit seltener Hingabe, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausübte, die durch die Verehrung und Anhänglichkeit seiner Schüler erwidert wurden. Um einen Platz in Pfannschmidts Klasse bemühten sich nicht bloß Maler, sondern auch viele Bild-

hauer, da sie bei ihm vorzügliche Anregung für Gewand und Komposition auch in der plastischen Darstellung empfingen.

Das Fundament des Unterrichts bildeten regelmäßige Übungen nach einer lebensgroßen Gewandfigur, wozu als Modell eine Gliederpuppe diente. Nach wohldurchdachter und genauer Skizze wurde diese vom Meister alle sechs Wochen neu gestellt: sie sollte jedesmal die Trägerin eines Gedankens oder einer Handlung sein und so gleichzeitig die Elemente einer Komposition geben. Treffend schildert ein Schüler seinen ersten Besuch der Gewandklasse und die Handhabung des Unterrichts: „Ich erinnere mich — es war im Jahre 1870, und ich war zum erstenmal in der von Herrn Professor Pfannschmidt geleiteten Gewand- und Kompositionsklasse — wir Schüler saßen ein jeder auf seinem Sessel und mit einem Reisbrett vor sich. Wir hatten unsere Plätze, wie das auf Akademieen üblich, im Halbkreise um das Modell herum. Dieses war eine Gliederpuppe in Lebensgröße, abstoßend von Gesicht, die toten Haarsträhnen aus den Kopftüchern herausfallen lassend und die Augen von jenem starren, seelenlosen Blicke, wie ihn höchstens noch die Haubenköpfe der Putzmacherinnen aufweisen. Aber war das erste Zurückscheuen überwunden, und ruhte der Blick nun prüfend auf der ganzen Gewandung, so spürte man sofort: hier hat ein reifer, abgeklärter Schönheitssinn gewaltet. Der Fluß der Linien, die Verteilung und Gliederung der Massen, die durch das einfallende Licht erzeugte plastische Wirkung, die Feinheit der Gewandmotive, welche der Bewegung der Gliedmaßen vollkommen entsprach, die Lebendigkeit, mit der jede Körperform im Faltenwurf zum Ausdruck kam, — alles das ließ mich glauben, ich sähe eine Idealgestalt aus einem Pfannschmidtschen Gemälde greifbar vor mir; denn auch der Farbensinn, mit dem die Gewandstücke zu einander stimmten, war sehr geeignet, diese Illusion vollständig zu machen. Weil nun die älteren Schüler anfingen zu arbeiten, so machte ich mich auch dazu. Eine Weile hatte ich schon so gesessen, da ging die Thüre auf, und ein Mann trat herein, eher klein als groß, von gedrungener Gestalt, mit langem Haupthaar und mit schönem, wohl schon graumeliertem, blondem

Vollbart. Sein rundes, volles Gesicht zeigte blühende Farben, die breite Stirn war weiß und unter den Augenbrauen forschten hinter einer goldenen Brille ein Paar blaue Augen hervor. Es war der Lehrer der Gewand- und Kompositionsklasse, Professor Pfannschmidt. Mit rüstigen Schritten trat er herzu, ließ sich bei jedem seiner Schüler nieder und gab seine Unterweisung. Als er zu mir kam, streifte er mich mit einem schnellen streifenden Blick, — vielleicht daß er über mich schon von anderer Seite unterrichtet war, — und setzte sich dann auf meinen Sessel. — Er sprach wenig und sprach leise, aber ich staunte, wie das Wenige immer das traf, was bei rechter Beachtung für die Arbeit fördersam war. Junge Anfänger sind ja in der Regel viel klüger als ihre Lehrer und opponieren gern. Professor Pfannschmidt ließ sich selten auf Disputationen ein; er konnte solchen Klugschnabel oft mit einem Blicke ansehen, daß der Betreffende, wenn er wirklich etwas Klugheit besaß, sich nicht anders denn wie ein „klägliches Gewächse" vorkommen mußte. Es lag in dem großen Meister, der sich selber im Besitze der künstlerischen Wahrheit fühlte, jene Ruhe und jene Zuversicht, die da weiß: zu ihrer Zeit wird das Richtige, wird die Wahrheit sich schon ihren Weg bahnen. Er verstand es, seinen Schülern einen hohen Begriff von der Kunst zu geben und ihnen alles Gemeine verächtlich zu machen. Unvermerkt übte die Weihe, die über seiner Person lag, eine Kraft aus, der sich kaum einer von seinen Schülern auf die Dauer ganz entziehen konnte. So mußte unter seiner Leitung selbst das Studium der Gewandfiguren, das sonst so oft in rohes, skizzenartiges Hinschreiben ausartet, ein Mittel werden, in hingebender, treuer Durchbildung den Geschmack an edler Ausführung zu fördern. — Das Studium der Gewandung machte er für seine Schüler auch dadurch fruchtbar, daß er dem Einzelnen Gelegenheit gab, selbst Gewandakte zu stellen d. h. ein lebendes Modell zu drapieren. Zu dem Zwecke mußte derselbe daheim eine Skizze entwerfen, eine Gestalt, der irgend eine Idee zu Grunde lag; und dann hatte er vor versammelter Klasse seine Kunst zu zeigen. War unter den Winken und Nachhilfen des Meisters endlich etwas Befriedigendes

zu stande gekommen, so mußte die Zeit wahrgenommen werden; und in zwei bis drei Stunden hatte die ganze Klasse fast mit verhaltenem Atem zu schaffen, um die Gestalt fertig zu bringen, ehe die Ermüdung des Modells die Gewandmotive ganz zerstörte."

Auf diesen Gewandstudien baute sich als eigentliches Ziel des Unterrichts die Lehre in der Komposition auf. Von Zeit zu Zeit heftete er an die Thür des Klassenschrankes Themata biblischen, historischen und mythologischen Inhalts. Diese oder auch andere Vorwürfe wurden nach freier Wahl von den Schülern komponiert, welche ihren Ehrgeiz darein setzten, mindestens zwei oder drei Entwürfe für jeden Übungstag zur Hand zu haben. Die Besprechung dieser Kompositionen hielt Lehrer und Schüler nach Schluß des eigentlichen Unterrichts oft noch zwei Stunden oder länger zusammen.

„Hierbei zeigte sich Pfannschmidts ganze Lehrgröße, berichtet ein anderer Schüler, insofern er nicht vordozierte: so und nicht anders muß dieses oder jenes Thema aufgebaut werden; sondern insofern er sich erst ganz in den Gedankengang des Schülers zu versetzen trachtete, der ihn bei dem Entwurf geleitet hatte. Aus diesem heraus entwickelte er nun Wert oder Unwert des Aufbaues, schied Wahres und Falsches, lenkte den Blick von Nebensächlichem auf die Hauptsache, stärkte das Empfinden für Gruppierung und Linienflur u. s. w., indem er für alles treffende Begründung zur Hand hatte oder auf die Mustergültigkeit der alten Meister hinwies und schließlich zur nochmaligen Um- und Durcharbeitung des Entwurfs aufforderte."

Die ersten Kompositionen der jungen Akademiker waren, wie berichtet wird, oft zu sehr beeinflußt von dem Eindruck der Kaulbachschen Wandgemälde im neuen Museum, welche sie nach ihrer mehr dekorativen und etwas schematischen Anordnung in übertreibender Weise nachzuahmen suchten: in dem Vordergrund drängte sich wohl viel Volks und häuften sich allerlei interessante Motive, aber die Hauptsache wurde in den Mittelgrund verwiesen.

„Köstlich war es nun zu sehen," berichtet unser Gewährsmann, „wie Pfannschmidt das unreife Gebaren sofort durchschauend, die eitel geschwellte Brust seiner Schüler mit Kübeln

kalten Wassers abzukühlen verstand. Freilich that er das nie in einer rauhen, verletzenden Weise; dazu hatte er ein zu liebevolles Herz. Oft genügten mit leichtem Drohen hingeworfene Worte, die etwa den Sinn hatten: allzu scharf macht schartig! oder: lieber klein anfangen und groß aufhören als umgekehrt! Und wenn wir dann noch nicht recht einsehen wollten, so wies er etwa auf Rafaels Tapeten hin, die auch im Museum zu sehen waren, und zeigte uns, wie schlicht der große Italiener geschildert habe, mit wie wenig Mitteln er wirkte, wie das Geheimnis seiner Größe die Einfachheit sei, welche die Hauptgestalten auch an die Hauptstelle setzte und alles andere auf dem Bilde nur um dieser Hauptgestalten willen da sein ließ. Oder ähnliches an wahrer Größe zeigte er auch gern an Cornelius auf und suchte uns das Verständnis für Empfindung im Ausdruck, in jeder Linie, in jeder Bewegung zu öffnen."

Diese Kompositionsübungen fanden ihren Abschluß im Kartonzeichnen. Wer bei jenen in etwa drei Semestern sich bewährt hatte, wurde zu diesem, nach dem sich alle sehnten, zugelassen, um eine Komposition von nicht zu viel Figuren in zwei Drittel Lebensgröße unter des Meisters Aufsicht als Karton auszuführen. Wie dieser das Kartonzeichnen leitete, schildert derselbe Schüler: „Mit der ihm eigenen Treue und Geduld machte er den Weg gleichsam mit, den Weg vom Entwurf bis zur Ausführung. Wohl erhielten diese Schülerarbeiten naturgemäß das Gepräge seines Geistes, aber doch wußte er stets so zu unterrichten, daß die Individualität eines jeden nach ihrer besonderen Begabung sich dabei kräftig entwickelte. Es war eine Lust zu sehen, wenn in dem großen Studiensale so vier bis fünf Kartons zugleich in Arbeit waren, und männiglich stand und suchte sein Bestes zu geben. Der Meister aber ging von Staffelei zu Staffelei, ermutigend, warnend, wohl auch zurechtweisend, wenn die Korrektur vom letztenmale doch nicht befolgt war. Worauf er aber überall hinarbeitete, das war eine gewisse Großheit in der Wirkung, eine keusche Schönheit, ein Geschmack, der im besten Sinne edel zu nennen war."

Freilich, nicht alle Schüler gelangten bis zu dieser letzten Stufe des Unterrichts, teils weil es ihnen an Ausdauer oder an Gaben fehlte. Manche verließen auch um der Abneigung gegen Pfannschmidts Richtung willen, aus welcher sie durch ihr ganzes Arbeiten keinen Hehl machten, vor der Zeit die Klasse, nachdem ihnen der Meister in feiner Weise zu verstehen gegeben, daß sie für ihre Absichten wohl anderweitig bessere Förderung finden würden.

Pfannschmidts Verhältnis zu seinen Schülern blieb nicht auf die amtlichen Beziehungen beschränkt. Es war ein innerliches, darum gestaltete es sich auch vielen gegenüber zu einem intimen. „Wußte er auch gewissen Leuten gegenüber," so wird bezeugt, „eine gewisse Unnahbarkeit festzuhalten, so entging doch seinem Scharfblick nie, wer seiner Pflege würdig war und bedürftig. Und dann hatte er eine wahrhaft bestrickende Art der Güte. Er suchte seine Schüler fast mit dem Herzen des Seelsorgers. Er war der Überzeugung, daß nur ein reines Herz, eine edle Gesinnung im stande sein könne, etwas Großes zu schaffen. Alles aber, was aus dem Menschengeiste entspringe, müsse da sein für die Ehre Gottes."

Einen Begriff dieses innerlichen Verhältnisses zu seinen Schülern giebt uns ein Brief Pfannschmidts an einen derselben, der ihm besonders ans Herz gewachsen war: (Berlin, den 13. August 1874.) „Mein lieber Herr R.! Ihr Brief hat mir eine herzliche Freude bereitet, und ich danke Ihnen für die lieben Nachrichten, daß es Ihnen wohl in Dresden ist, und daß Sie für Ihre weiteren Studien finden, was Sie sich ersehnen. Der treue Gott, der alle Fäden in seiner Hand hält, auch bei dem wunderbaren Gewebe der Kunst, wird Ihnen weiterhelfen und Sie stützen und führen auf dem ernsten und doch so seligen Gange. Er wird Sie sicher und glücklich dem Ziele näher führen, wenn Ihnen immerdar vor Augen schwebt, daß vor ihm nichts gilt als sein eigen Bild. Seine Hand, seine Wege, sein Wollen sollen wir unter den mannigfachsten Vorwürfen der Darstellung erkennen; und wie in dem weiten Gebiete, das unser Auge schaut, nur ein Gesetz ist, nur eine Kraft, die diese Massen bewegt, so

soll auch unser Bilden, in welcher Form es auch sei, zu ihm führen und einstimmen in die Akkorde des Dankens und Rühmens dessen, der alle diese Wunder wirkt." — So nahm Pfannschmidt innigen Anteil an dem persönlichen Leben der Schüler, vor allem an ihrem weiteren Fortkommen. Gar mancher hat es ihm gedankt, daß ihm gerade in kritischer Zeit durch des treu fürsorglichen Meisters Vermittlung ein kleiner Auftrag zu teil wurde, ihm so über bittere Not hinweghalf und mit neuem Mut zum Vorwärtsstreben erfüllte.

Um seinen Schülern innerlich vertrauter zu werden und näher zu kommen, als es im amtlichen Verkehr möglich ist, und um manchem einen kleinen Ersatz der fernen Heimat zu bieten, öffnete er ihnen zweimal im Monat Mittwoch abends sein gastliches Haus. Wer sich einstellte, wurde von dem Meister in seinem blausammetenen Käppchen herzlich willkommen geheißen; und dieser verstand es bald schüchternen Gemütern durch seine schlichte Herzlichkeit und gewinnende Heiterkeit ihre Scheu und Befangenheit zu nehmen, so daß ein jeder sich zu Hause fühlen und sich geben konnte, wie's ihm ums Herz war. An diesen Abenden wurden zuerst Kunstwerke älterer Meister aus Pfannschmidts reicher Sammlung betrachtet, neuere Erscheinungen besprochen, auch Reiseskizzenbücher des Hausherrn durchgesehen. Höhepunkte an solchen Abenden waren es, wenn die Schüler vor ein vollendetes Werk ins Atelier geführt wurden und einen Eindruck von der hehren Größe seiner Kunst empfingen. Bald trat auch die Frau des Hauses ein und forderte freundlich zu einem einfachen Abendbrot auf, „bei welchem sich der ganze taufrische Zauber seiner reinen, heiteren Seele entfaltete." — Nach Tisch ging's ins Musikzimmer, und die musikbegabten Schüler trugen nach besten Kräften zur Ergötzung und Unterhaltung bei, so daß nur zu schnell solch ein Künstlerabend verstrich.

Diese Hingabe des Meisters weckte bei den Schülern das Gefühl der Dankbarkeit. Zweimal wurden ihm von diesen zur Weihnacht künstlerisch gezierte Mappen mit eigenen Kompositionen gewidmet; auch sonst verehrten sie ihm kleinere Arbeiten als Proben ihrer Fortschritte.

Solch eine Lehrthätigkeit muß fruchtbringend gewesen sein, wenn auch Pfannschmidt nicht im eigentlichen Sinne eine „Schule" herangebildet hat. Auf einer Akademie, an welcher eine größere Zahl sehr verschieden gerichteter Lehrer zusammenwirkt, kann der einzelne Meister auf die meisten Schüler nur einen anregenden Einfluß ausüben; — und das hat Pfannschmidt, wie wohl allgemein mit Dankbarkeit und Verehrung bezeugt wird, in reichem Maße gethan. Es ist vielleicht ein Beweis großen Lehrgeschickes und pädagogischer Weisheit, daß er so wenig seine Eigenart den Schülern aufgenötigt hat, vielmehr bemüht gewesen ist, eines jeden Individualität zur Geltung zu bringen. — Und doch war es auch seines Herzens Wunsch, daß wenigstens einige hervorragend begabte Schüler die Bahnen künstlerischen Schaffens, die er als dem höchsten Ziele zuführend erkannt hatte und verfolgte, beschreiten möchten, zur Förderung wahrhaft evangelischer Kunst. Aber es war ihm durch viel Umstände erschwert, Schüler im engeren Sinne heranzubilden.

Vor allem war das Kunstideal, das immer mehr zur Herrschaft gelangte, dem seinen schnurstracks entgegengesetzt. Wohl ist an der modernen Richtung das Ringen nach lebensvoller Erfassung der Natur und nach schlichter, getreuer Wiedergabe der Wirklichkeit berechtigt, und hierüber allein wäre eine Verständigung mit Pfannschmidt nicht ausgeschlossen gewesen. Doch die Geringschätzung, mit welcher vielfach die Leistungen der alten Schule, obwohl auf ihnen als notwendiger Voraussetzung die neue sich aufgebaut, abgethan wurden, — der sinnliche, materialistische Geist, der namentlich in den siebenziger Jahren sich in Berlin vordrängte, und das geringe Verständnis der religiösen Seite der Aufgabe der Kunst befestigten eine stetig sich vergrößernde Kluft zwischen Pfannschmidt und der modernen Kunst, welche auch jenem es erschwerte, den neu aufkommenden Richtungen in allen Stücken gerecht zu werden. Ernste Schulung in Zeichnung und Komposition, nach seiner Überzeugung das wertvolle, unentbehrliche Erbteil aus der Corneliusschen Schule, wurde von den Jüngeren oft zu kühn als überflüssig oder hemmend auf-

gegeben, um neue Bahnen einzuschlagen, so daß ihnen immer mehr die Grundlage für einen erfolgreichen Besuch der Klasse Pfannschmidts fehlte. Wäre es ihm vergönnt gewesen, wenigstens die aufstrebenden Talente, die sich seinem Einfluß hingaben, nach dem Akademiekursus noch weiter unter seiner Leitung zu behalten, so würde es diesen leichter geworden sein, in Pfannschmidts Geiste sich emporzuarbeiten. Jedoch dazu fehlte ihm ein vom Staate gewährtes Meisteratelier, welches andern hervorragenden Berliner Lehrkräften gewährt wurde und auch seiner akademischen Stellung wohl zukam. Weshalb Pfannschmidt ein solches nicht eingeräumt wurde, obwohl er es sehnlichst wünschte, entzieht sich unserer Beurteilung. Nach seiner Auffassung war seine Richtung in der Kunst, um deretwillen er im akademischen Lehrkörper wie im Senate fast vereinsamt stand, wohl die Ursache.

Über das Geschick vieler Schüler berichtet unser Gewährsmann: „Wenn die kurze Zeit akademischer Unterweisung vorüber war, ging ein jeder seine Wege, die oft Wege des Kummers und der Not waren. Es mußte verdient werden. Man verkroch sich auf elende Buden, saß dort und zeichnete für illustrierte Blätter oder komponierte Tischkarten und Geschäftsreklamen, oder man wollte möglichst bald ein Bild auf der Ausstellung haben. Dort aber, so gewitzigt war man schon, hatte die Pfannschmidtsche Richtung wenig Aussicht auf Erfolg. Was war demnach dringender, als daß man möglichst bald über Bord warf, was einem von edler Kunstanschauung mitgegeben war? Und so war der Sprung mit beiden Füßen in das brandende Meer der neuen Denkweise schnell gethan; aber was war gewonnen? Das eben mühsam Angeeignete hatte man geglaubt drangeben zu müssen, und das Neue, Fremdartige, war doch noch nicht zum geistigen Eigentum geworden. Und nun begann das Kämpfen; und dies Kämpfen hatte seine besonderen Erschwerungen, denn man hatte doch kein gutes Gewissen. Was half's, ob man sich nun um so leidenschaftlicher dem Extrem in die Arme warf? Dort wurde auch ein tüchtiges Können verlangt, und darüber verfügte man noch nicht. So ist es schneller und schneller abwärts

gegangen, und um eine schöne Kraft vielleicht die Kunst betrogen worden."

Ein wunderbares Verhängnis war es außerdem für Pfannschmidts Lehrthätigkeit, daß eine ganze Zahl Schüler, die durch außergewöhnliche Gaben die größten Hoffnungen erweckten, durch einen frühen Tod aus ihrer Künstlerlaufbahn gerissen wurden. So starben der Bildhauer Rau und der Maler Regelin an der Schwindsucht, und Maler Lehmann fiel am 19. Januar 1871 vor Paris. Am tiefsten erschüttterte den Meister der Tod seines begabtesten Schülers, Richard Söborg. Schon im Alter von sechzehn Jahren schuf er Werke, die allgemeines Staunen erregten. Drei Jahre arbeitete er rastlos weiter unter Pfannschmidts Leitung Kartons und Ölgemälde, und entwarf bedeutende Cykluskompositionen zu verschiedenen Dichtungen. Der deutsch-französische Krieg lockte auch ihn hinaus ins Feld, doch bald ereilte ihn der Typhus und der Tod. Als er auf einem Berliner Friedhofe beigesetzt wurde, zeigte es sich in ergreifender Weise, wie dem Meister ein Schüler ans Herz wachsen konnte. Nach der Grabrede des alten, ehrwürdigen Konsistorialrats Bachmann sammelte er die zahlreich erschienenen Akademiker an einem verborgenen Plätzchen des Friedhofes und hielt ihnen eine ergreifende Ansprache, die mit den Worten schloß: „Seine Gaben bringt keiner wieder. Aber seine Treue, seinen Fleiß lassen Sie sich ein Vorbild sein!" Es war, als wenn hier ein Vater seinem Sohne nachweinte, erzählt ein Augenzeuge, und die Schüler fühlten den Schmerz mit, und es ging ihnen ein Feuer fester Entschlüsse durchs Herz.

Aber Pfannschmidt war ein im Glauben festgegründeter Charakter, so daß er trotz schmerzlicher Erfahrungen und aller Verkennung auf seinem Posten aushielt, da er ja nicht seine, sondern eines andern Ehre suchte, indem er den höchsten Idealen der Kunst diente und für sie Jünger warb. Er arbeitete ja nicht bloß für diese Zeit, sondern für die Ewigkeit, in welcher, wie er gewiß hoffte und sich getröstete, noch manche Kraft, die sich hier unter der Ungunst der Verhältnisse nicht entfalten konnte, wie alle treue Arbeit zur Geltung kommen würde. So hat er

auch die letzten Kräfte noch in seiner Krankheitszeit, da er sich zur Akademie mußte fahren und die drei Treppen zur Wohnung hinauf tragen lassen, seinem Lehramte gewidmet, bis er einige Monate vor seinem Heimgang schweren Herzens sich Urlaub erbitten mußte.

Ein Ehrendenkmal seiner Treue und Hingabe im Lehramt, welches uns aber zugleich auch die ernsten Kämpfe Pfannschmidts mit der herrschenden Kunstrichtung ahnen läßt, setzte ihm der Direktor Anton v. Werner in einem Nachruf bei der Preisverteilung der Akademie den 16. Juli 1887: „Professor Pfannschmidt war der letzte hervorragende Vertreter der Corneliusschen Schule und Kunst- und Lebensanschauung unter uns, der begeisterte Vertreter einer Kunstrichtung, welche vor einigen Dezennien als die Größe und der Stolz der deutschen Kunst gefeiert wurde, welche aber von der jüngeren Generation und der Kunstrichtung von heute nicht mehr verstanden wird. Vielleicht leider, denn sie vereinigte in ihren Bestrebungen, vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachtet und ihre religiöse Strömung ganz bei Seite lassend, eine Reihe von vorzüglichen Eigenschaften, welche auch heute noch beachtenswert oder gar maßgebend sein sollten. Aber die Zeit, in welcher wir leben, ist eine andere, als die, in welcher die Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr, Schwind und andere Meister, abgewandt und zurückgezogen von dem sie umgebenden Leben, — sich den vom wirklichen Leben weitab liegenden Schöpfungen ihrer Phantasie oder ihren künstlerischen Grübeleien historischer, religiöser oder romantischer Art hingeben konnten. Vielleicht ist es der Einfluß der Naturwissenschaften und die durch sie erfolgte Umgestaltung unseres Daseins, welcher auch die Blicke des Künstlers mehr denn je hinlenkt auf die Erkenntnis der Natur, auf das rastlose Suchen nach neuen Darstellungsformen. Jedenfalls ist die moderne Kunst ein Resultat unsrer rastlos drängenden, jeden Tag auf allen Gebieten etwas Neues gebärenden Zeit, und man soll sie darum nicht schelten. Aber die Frage muß offen bleiben, und wird vielleicht erst später beantwortet werden, ob jene Meister der vergangenen Zeit in ihrem stillen, von der Außen-

welt abgeschlossenen Schaffen nicht doch für unsere Kunst bedeutungsvoller waren, als all das rastlose Drängen oder gar das Virtuosentum unserer modernen Zeit . . . Professor Pfannschmidt war die Kunst der hohe, hehre Engel des Friedens, uns Modernen ist sie mehr der böse Dämon, mit dem wir kämpfen und ringen, der uns mehr Qual als Ruhe und Frieden gewährt! Darum dürfen wir den hingeschiedenen Meister beneiden, denn ihm war die Kunst ein reines hohes Evangelium, wie das Evangelium seines Glaubens, und sein Leben und seine Kunstthätigkeit standen bei ihm in harmonischem Einklang. Er glaubte und dachte, wahr und inbrünstig, wie er malte und zeichnete; und so sprechen seine Werke zu uns, fromm und schlicht, unberührt von den Strömungen unseres darwinistischen Zeitalters, vor allen jene, in welchen er, losgelöst von den Formen der Wirklichkeit, von Körper, Stoff und Farbe, seine Gedanken dem schlichtesten und bescheidensten Ausdrucksmittel anvertraute, und in welchen er durch Harmonie und Wohlklang der Linien, durch Adel und Feinheit der Zeichnung, Vertiefung in den Inhalt und Innigkeit der Empfindung Unvergängliches, vielleicht Mustergiltiges für alle Zeiten geschaffen hat . . . Mehr als zwanzig Jahre war der Verewigte als Lehrer unter uns thätig, mit unverdrossener Hingabe sein Evangelium der Kunst lehrend und verkündend, wie ein Apostel, und wir dürfen wohl sagen: er ist in dieser Richtung unersetzlich und wird keinen Nachfolger haben. Sein Andenken wird unter uns unvergeßlich sein!" [1])

Im Anschluß an Pfannschmidts akademische Lehrthätigkeit mag auch darauf hingewiesen werden, wie er in der Öffentlichkeit seine Kunstanschauungen vertrat, um belehrend und aufklärend für ein größeres Publikum durch Mitteilung der Frucht seiner Studien, seines Kämpfens und Ringens in der Kunst zu wirken. Wiederholt äußerte er sich in dem „christlichen Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus", das von Grüneisen,

[1]) Ansprachen und Reden des Direktors A. v. Werner. 1896. Verlag von R. Schuster-Berlin.

Schnaase und Schnorr herausgegeben wurde, und in dessen Redaktion er 1873 an des letzteren Statt eintrat. Im Juliheft 1866 finden wir von ihm einen Aufsatz über den „besten Stil“, in welchem er einen bei Erneuerung von Kirchen oft hervorgetretenen Mißbrauch bekämpfte, daß man nämlich sich ängstlich an die äußere, auch unvollkommene Form einer vergangenen Kunstepoche binden zu müssen glaubte; vielmehr müsse nach einer Harmonie mit dem geistigen Gehalt des alten Stiles gesucht und dieser in die für unsere Zeit beste Form gekleidet werden.

In dem gleichen Jahre hielt er, einer Aufforderung des Geheimerat Wiese folgend, im evangelischen Verein zu Berlin einen Vortrag „über die Aufgabe der Kunst insonderheit der bildenden Kunst“. Hier weist er aus der Geschichte der Kunst nach, wie diese ihre höchste Aufgabe gesucht und ihre größte Höhe erreicht habe als eine Gabe Gottes in dem Dienste desselben, insonderheit in der Darstellung der christlichen Wahrheit. „Der Dienst der Wahrheit im höchsten Sinne des Wortes wird im christlichen Zeitalter das Wesen alles künstlerischen Schaffens. Die christliche Kunst verwirft die Schönheit, die Anmut, das Ebenmaß, die Richtigkeit der Formen nicht, sie eignet sich alles dieses an, soweit sie irgend kann; sie sind ihr das festliche Gewand, strahlende Kleinodien, aber nicht das Wesen und das Ziel ihres Seins.“ — Dieses Streben prägt sich besonders deutlich in der mittelalterlichen Kunst aus: „Sie (die Künstler) wollten nicht einen Spiegel vorhalten, erfüllt mit vergänglichen und unterhaltenden Bildern, zum Dienst der Eitelkeit, zur Täuschung des Augenblicks, sondern einen Spiegel, in dem das Hereingreifen des Göttlichen die Geschichte der Menschen immerwährend vor Augen stellt allen zur Mahnung, zum Trost, zur Nacheiferung, auf dessen Grunde die Worte stehen: ‚Das that ich für dich; was thust du für mich?‘ ... Sie sind die Verweser des wunderbaren Geheimnisses, Geistiges, Ewiges mit dem Zeitlichen zu vermählen, daß es nicht bloß mit Worten bezeugt, nicht bloß geglaubt und erkannt, sondern in festen Umrissen und Formen geschaut wird.“ — Eine Weiterentwicklung der christlichen bildenden Kunst in evangelischem Sinne wurde durch den 30jährigen Krieg

aufgehalten und ist die Aufgabe unserer Zeit, an deren Erfüllung Pfannschmidt selbstbewußt seine ganze Kraft gesetzt hat.

In der Mainummer des „christlichen Kunstblattes", findet sich von Pfannschmidts Hand ein Lebensbild seines am 30. April 1880 heimgerufenen Schwiegervaters, des Professors Karl Hermann: hier giebt er ein lebendiges Bild der Wiedergeburt deutscher Kunst, an welcher Hermann als Freund und Mitarbeiter des Cornelius in München einen nicht unbedeutenden Anteil hatte.

Zweimal fühlte sich Pfannschmidt gedrungen, öffentlich gegen moderne Richtungen in der Kunst aufzutreten. In Nr. 1 des Jahrganges 1878 des christlichen Kunstblattes war ohne Pfannschmidts Wissen ein Aufsatz aufgenommen, in welchem eines modernen biblischen Malers Werke — nach Pfannschmidts Meinung über Gebühr — günstig beurteilt wurden. In Nr. 10 erklärt er dem gegenüber, daß er die bedeutende künstlerische Begabung desselben vollkommen anerkenne, auch zugebe, daß im Kampfe um die höchsten Güter des Lebens sehr verschieden geartete Kräfte zusammen wirken können und müssen; aber er hält es für bedenklich, nach dem Studium der alten Meister die unentwickelten, unschönen Formen zum Ausgangspunkt zu nehmen und bei der vermeintlichen Reorganisation in das absolut Häßliche und Abschreckende zu geraten, namentlich wo es gilt die Gemeinde zu erbauen, ihr die ewig bleibende Wahrheit nahe zu bringen. „Die Vertiefung und Förderung der Kunst ist nur in der Vertiefung in die Heilige Schrift selbst zu finden, und das Material zur Darstellung in einem tiefernsten, jedoch nicht einseitigen Naturstudium und mit einem offenen Blick in die von Gott gewollte historische Entwicklung der ganzen Kunst zu suchen. Nichts Fremdes, sondern das eigenste Wesen in Inhalt und Form, nicht materialistischer Realismus, sondern wirkliche Realität der ewigen Wahrheit und Schönheit sind bei der Darstellung des objektiv Gegebenen die bauenden und fördernden Elemente. Es ist das Wesen des Geistes, des heiligen Geistes, das Fleisch, die von der Sünde entstellte Form, zu verklären und der ursprünglichen Gestalt näher zu führen. Eine Vermischung von Fleisch und Geist, eine Vermischung von Wasser

und Feuer führt nur zu dem sprudelnden Irrwahn, der die Höhe verheißt und in die Öde führt." — 1883 nötigte ihn eine empfehlende Besprechung dreier Bilder eines andern modernen Künstlers in der „Kreuzzeitung" gegen desselben Kunstrichtung Stellung zu nehmen in diesem Blatte. Er schließt seinen Aufsatz, dem sich noch eine Entgegnung von beiden Seiten anschloß, mit den Worten: „Das Erfassen des Gegenstandes und das Bestreben ihn mit den möglichst schönen und wahren Mitteln zu bilden, wird als konventionell, als abgethan geschildert, und das Herauskehren einer obskuren Seite mit ungewöhnlichen, effekthaschenden Mitteln als Originalität bezeichnet. Den Gemütern die erhabensten Gegenstände vorzuführen, sie über das enge, tägliche Leben hinauszutragen in eine Welt, die der Seele Adel und Frieden bietet, heißt überlebt. Bizarre, frivole Spiele der Phantasie in nackter Gemeinheit darbieten, das heißt Fortschritt in der Entwicklung der Kunst und richtige Speise für das Volk. Möchte doch auf diesem Gebiete mehr Licht und Klarheit in die Gemüter dringen, daß sich die Kunst in ihrer bleibenden Schöne entfalten kann, und möchten die über das Volk gestreuten Giftstoffe durch gesunde Medizin ausgestoßen werden!"

28. Wiederhall der großen Geschichte des Vaterlandes in Pfannschmidts Seele.

Wie wenig berechtigt der Pfannschmidt gemachte Vorwurf ist, daß er, wie Cornelius und seine Freunde, sich aus dem ihn umgebenden Leben abgewandt und zurückgezogen habe, beweist ein Blick auf Pfannschmidts Teilnahme an der großen Geschichte seines Vaterlandes, die er im gereiften Mannesalter von tiefer Erniedrigung bis zur einmütigen Erhebung mit durchleben durfte. Im Jahre 1848, als die Märzrevolution dem politischen Leben eine Wendung gab, welche mit der Verfassung auch den Bürgern, die lieber fern von allem öffentlichen Treiben in aller Stille schaffen, die Pflicht auferlegte, sich mit Fragen der inneren und äußeren Politik zu beschäftigen, war Pfannschmidt bereits

durch seine ganze innere Entwicklung zu einer großen Klarheit und Festigkeit wie in seinen künstlerischen so auch in politischen Grundsätzen gelangt. Er war sich bewußt, daß alles darauf ankam, den demokratischen Stürmen gegenüber von den königlichen Rechten zu retten, was noch zu retten war, weil nur mit Hilfe eines starken Königtums in Preußen Deutschland die ihm zur Erhaltung des Friedens notwendige Machtstellung erringen und behaupten könne. Am meisten entsprachen seinen Grundsätzen diejenigen der konservativen Partei, der er bis zuletzt treu blieb, wiewohl er nicht immer in allen Stücken ihre Politik billigte; namentlich sah er in dem wiederholten Zusammengehen mit dem Zentrum eine große Gefahr für Staat und Kirche.

Förderung seiner politischen Anschauungen erhielt er besonders durch den anregenden Umgang mit dem Begründer der konservativen Partei, dem Staatsrechtslehrer und Geheimerat Julius Stahl, der mit Professor Hermann aufs innigste befreundet war und durch diesen auch Pfannschmidt nahe trat. Bei ihm hörte er noch im Wintersemester 1851/52 auf der Universität eine öffentliche Vorlesung über „die politischen und religiösen Parteien der Gegenwart.“

Einige Briefauszüge und andere Äußerungen mögen uns zeigen, wie die Geschicke seines Volkes einen Wiederhall in seinem Herzen gefunden haben. Napoleons falsches Spiel Europa gegenüber, wie er es damals namentlich in dem Liebeswerben um Italiens Gunst betrieb, hatte Pfannschmidt schon 1859 durchschaut. — Auf einem Spaziergange in Potsdam (den 25. August 1859) hörte er ein mächtiges Summen. Als er diesem nachging, bemerkte er eine große Pferdebremse, welche Ameisen zu überwältigen suchten, indem sie sich an Beine und Rüssel hängten und festbissen, so daß der Riese gegen die kleinen Tiere ohnmächtig war. Pfannschmidt stand dem unterliegenden Teil bei und zerdrückte die Ameisen. Aber die Bremse war so erschöpft, daß sie trotz der Befreiung verendete. — Das Treiben der Ameisen erinnerte ihn an Napoleons Verhalten Europa gegenüber. In dem Brief an seine Frau gab er eine Zeichnung der Bremse und sieben Ameisen und erläuterte sie mit den Worten: „Mich hat die Affäre sehr an Louis

Napoleon erinnert, der auch um Frau Europa wirbt. Er hängt sich an Arme und Beine, an ein Glied nach dem andern und zerfleischt es, bis er auch noch den Stich nach dem Herzen versuchen wird. Aber gebe Gott, daß in unserem Deutschland, insonderheit in unserem Preußen, dem Herzen von Europa, noch frisch und kräftig ein tapferes Blut wogt, und daß Napoleons Zwicken und Zwacken entschieden die Stirn geboten wird! Wären alle Glieder einträchtig gewesen gegen den kecken Anmaßer, so hätte ein gemeinsamer Fußtritt ihn in seine Schranken zurückgebracht."

Als König Wilhelm **1861** den Thron bestiegen, ahnt er das Nahen des inneren und äußeren Entscheidungskampfes. In diesem treu mit Gott für König und Vaterland zu stehen, ruft er die Preußen mit folgendem Gedicht vom 10. Januar 1861 auf:

„Mit Gott für König und Vaterland!" So wehen unsre Fahnen,
Das Wort den Preußen wohl bekannt, Dem folgten unsre Ahnen,
Das ist das beste Feldgeschrei, Das stürzt den Feind, das macht uns frei.

Am Kreuze steht das Losungswort, Dem Kreuze grollt das Wetter.
Zum Kreuze steht, dem sichern Hort! Das Kreuz allein ist Retter.
Zwei Mächte ringen um den Sieg, Ob Trug, ob Wahrheit unterlieg!

Der wilde Geist ist auf dem Plan Und mustert seine Reihen,
Zwingt Völker unter seinen Bann Durch höllisches Entzweien,
Verheißet Freiheit, Glück und Recht, — Und Freiheit wird ins Grab gelegt.

Es ist der alten Schlangen Art, Gar freundlich sich zu stellen,
Bis sie die rechte Zeit erharrt, Den Gegner hinzufällen.
So gebet acht! Seid auf der Wacht! Es naht die große Völkerschlacht.

Auf, Preußen! tragt das Kreuz voran Und heftet's an die Hüte!
Schaut euch nicht um, seht's Zeichen an, Vertraut auf Gottes Güte!
Zieht kühn das Schwert beim letzten Graus Und schlagt die Schlacht zum Siege aus.

Dieser Ruf ertönte damals von vielen Seiten und fand seine Erfüllung am 20. September 1861 in der Begründung des „preußischen Volksvereins", an welcher auch Pfannschmidt mit Begeisterung teilnahm.

Als ein Ereignis unübersehbarer Folgen erkennt er die Berufung Bismarcks; denn er schreibt dem Vetter Kühn: (den 29. September 1862.) „In der Politik sind wieder Wendungen eingetreten, deren Folgen man bis jetzt noch nicht über-

sehen kann. Du wirst gelesen haben, daß der alte Streiter der Konservativen aus den Jahren 1847—49, der Bismarck-Schönhausen zum Ministerpräsidenten ernannt ist."

Im Jahre 1863 nahm Pfannschmidt an dem Fest der deutschen Künstlergenossenschaft in Weimar teil. Als in den Reden beim Festmahl wiederholt Äußerungen fielen, die ein, seinen König liebendes Preußenherz verletzen mußten, legte er still seine Serviette auf den Tisch, stand auf und verließ den Festsaal. Dieses Bekenntnis zu dem damals vielgehaßten Preußenkönig ist auf die Festgenossen nicht ohne Eindruck geblieben.

1864.

Die Feldzüge gegen Dänemark, Österreich und Frankreich brachten den König Wilhelm zu Ehren und gaben des Rätsels Lösung: ein einiges deutsches Reich und Preußens König als Kaiser an der Spitze. In diese einzigartige, große Zeit versetzen uns lebhaft folgende Briefauszüge: (Berlin, den 9. Mai 1864.) „Hier ist ja auch eine Zeit großer, freudiger Erhebung gewesen und ist es noch, daß sich Gott der Herr zu unserem geschmähten Preußenlande bekannt hat und unserem so oft angefeindeten Heere einen herrlichen Sieg gegeben. Alle Umstände bei diesem Kriege sind wirklich so herzerhebend, daß man nicht genug den treuen Gott preisen kann, der die Predigt seines Wortes so sichtlich gesegnet, und daß die Saat, die Friedrich Wilhelm IV. gesäet, fröhlich aufgegangen ist. Denn daß ein ganzes Heer vor dem Sturm zum Nachtmahl geht und vor dem letzten Schritte noch betend seine Hände hebt, — die Pflege der Verwundeten und Kranken, alles das ist wohl einzig in der Kriegsgeschichte."

(den 31. Juli 1864. An den Vetter Kühn!) „In Deiner Trübsal werden Dir gewiß auch die Erfolge unserer Armeen wie die Einsicht des Herrn v. Bismarck ein Trost gewesen sein, daß nach vielem wirrem Wesen doch wieder einmal gehandelt wird und energisch gehandelt wird. Kürzlich meinte ein Herr: es schiene, daß nach mancherlei Ereignissen und Kämpfen, die noch kommen würden, schließlich es heiße „Bismarck oder Napoleon", daß diese beiden die Hauptfechter und -gegner sind, die jetzt be-

vier Wochen war er eingetreten, heute Nacht geht er ins Feld; eine Reihe schon vor ihm. Es ist, als wenn sie eine heiße Sehnsucht triebe, dem Tod in die Augen zu schauen und in die gewaltigen Lücken, die er gerissen hat, einzutreten ... Unser Hausarzt, der Geheimerat Riese, ein Vater von elf Kindern und mit einer weitverzweigten Praxis, sagte uns kürzlich mit Thränen in den Augen, daß er keine Ruhe mehr habe; er wisse, daß er gute Dienste im Felde thun könnte; es sei ihm nur schwer geworden, seiner Frau, die viele Jahre hindurch leidend gewesen ist, seinen Entschluß zu sagen. Vor einigen Tagen lesen wir, daß er an der Spitze von zweiunddreißig Felddiakonen ins Feld gezogen ist. Heute nach der Kirche wollte ich zu Bellermann, dessen ältester Sohn auch in der Schlacht bei Gravelotte mitgefochten hat, aber glücklich bewahrt geblieben ist. Unterwegs begegnete ich in der Nähe des Potsdamer Thores einer Militärabteilung, die einen erbeuteten Adler, vier Kugelspritzen (Mitrailleusen) und einundzwanzig Kanonen mit sich führte. So viel Menschen auch da waren, die die Trophäen sehen wollten, so war doch kein Hurrahrufen zu hören: ernst zogen die ernsten Gestalten mit ihren ernsten Mordwerkzeugen vorüber. Es mochten wohl alle die Verluste fühlen, die sich an diese Trophäen knüpfen. All dieser Kriegs- und Siegestrubel hat mich wenig bei meiner Arbeit gehindert: es war mir vergönnt, das Bild für Bethanien bis auf die Retusche zuzumalen. Dann habe ich jetzt einen Farbenentwurf gemacht zu einem Fenster für den Dom zu Magdeburg. Diese Friedensarbeit stimmt auch ganz zu dem Schlachtenruf. Ist es doch derselbe Gott, der die Schlachten regiert und den Frieden in die Herzen und die Länder giebt. Haben doch auch unsere Soldaten auf dem Schlachtfelde von Gravelotte, nachdem die Klänge „Jesus meine Zuversicht" die Toten in die stille Gruft begleitet hatten, am Abend gesungen: „Stille Nacht, heilige Nacht."

(Berlin, den 5. Juli 1871.) „Die Schlachttage, die bangen Tage, der Siegesjubel, die Friedensfeste, — sie sind alle an unserm staunenden Blick vorübergezogen. Gott der Herr hat das alles gethan, und es ist ein Wunder vor unsern Augen!"

Die großen Ereignisse hatten für die künftige Entwickelung des sittlichen und religiösen Lebens im Volke große Hoffnungen geweckt. Jedoch sollten sich diese nicht in allen Stücken erfüllen; vor allem erweckten die kirchenpolitischen Kämpfe, die gegen den Ultramontanismus in der römischen Kirche gerichtet sein sollten, in welche aber doch die evangelische Kirche mit hineingezogen wurde, ernste Sorge. Auch diese Wirren wurden von Pfannschmidt mit ganzem Herzen durchlebt. Als konfessioneller Lutheraner hielt er sich in den kirchenpolitischen Kämpfen zur Augustkonferenz, an deren Verhandlungen er regen Anteil nahm.

In dieser Zeit wurde er vom Vetter Kühn gedrängt, aus der preußischen Landeskirche auszutreten. Eine Schwester Pfannschmidts hatte bereits dem Drängen nachgegeben, er selbst blieb aber treu und antwortete seinem Vetter: (Berlin, den 24. August 1873.) „Unsere kirchlichen Verhältnisse sind ja jetzt in einer wunderbaren Lage, entscheidender denn je, und gespannt sieht ja jeder, dem die Kirche am Herzen liegt, der Entwicklung der Verhältnisse entgegen. Du drängst bereits zum Austritt aus der Kirche. Für mich liegt die Sache nicht so. Es scheint mir vielmehr, daß jetzt erst recht die Zeit zum Kampfe gekommen ist, wo wir die Flinte nicht ins Korn werfen sollen ... Es ist wiederholt in meinem Leben in Sachen meines Berufes der Fall gewesen, daß ich für eine erkannte Wahrheit fröhlich das bißchen, was ich einzusetzen hatte, einsetzte. Gott der Herr segnete es, weil es in seinem Namen geschah, und ließ mich ebenso fröhlich überwinden. Aber in solchen Fällen gab mir Gott der Herr auch die feste Überzeugung zu dem Schritte, so daß ich im vollen Glaubensmute denselben thun konnte. Im Augenblicke liegt die Sache anders. Ich wüßte nicht, wo ich die Überzeugung, daß ich ein gutes Werk thäte, wenn ich feldflüchtig würde, hernehmen sollte. Denn daß ich mich zur lutherischen Auslegung der Wahrheit bekenne, weiß hier wohl jeder, und es bedarf keines besonderen Bekenntnisses. In der Kirche selbst habe ich noch treue Predigt, treue Seelsorge, reines, wahres Sakrament. Ich habe daher nicht die leiseste

Veranlassung, die Kirche, der ich zu Dank verpflichtet bin, zu verlassen. Im Gegenteil, ich bleibe so lange darinnen, um zu retten, was noch zu retten ist, bis mich vielleicht die Zerstörer der Kirche hinauswerfen. Dann, nur dann bewahre ich meinen fröhlichen Sinn und ein gutes Gewissen."

Pfannschmidts konfessioneller Standpunkt trennte ihn aber nicht von treuen Christen, welche eine andere kirchenpolitische Richtung vertraten. So verband ihn eine aufrichtige Freundschaft mit Männern wie Probst v. der Goltz und Professor Lommatzsch, die mit Jugendfreundinnen seiner Frau verheiratet waren, und mit den Hofpredigern Kögel, Baur, Frommel und Stöcker (ebenso wie mit den konfessionell gerichteten Kampfgenossen, dem Missionsdirektor Wangemann, Superintendent Tauscher und Pastor Weber-Ilsenburg) — auf der Grundlage der Achtung und Anerkennung des gegenseitigen Standpunktes.

An dem Tiefpunkt des Niederganges nach der großen Zeit war man angelangt, als 1878 die beiden ruchlosen Attentate wider den greisen Kaiser die Gemüter aufschreckten. Zu dem Dankopfer des Volkes für die wunderbare Errettung des teuren Lebens sollte Pfannschmidt auch einen künstlerischen Beitrag liefern. Im Auftrage des Senats der Akademie malte er zum 5. Dezember 1878, an welchem Tage Kaiser Wilhelm nach seiner Genesungsreise feierlich in Berlin eingeholt wurde, zum Schmuck eines Fensters der Akademie der Wissenschaften ein Bild, welches auf Goldgrund die überlebensgroße Idealgestalt der „Wissenschaft" darstellt (S. 325). Auf einer Wolke steht als eine Himmelstochter die hehre Frauengestalt, in ein rotes Gewand und einen blauen Mantel gehüllt; um ihr dunkelblondes Haar schlingt sich ein blaues Band. Mit ernstem Sinn die Welten durchforschend richtet sie ihre klaren Augen in die Weite. Die rechte Hand mißt die Erdkugel, welche ein stämmiger Knabe auf der Schulter trägt, und die gesenkte Linke hält einen halbentrollten Schriftstreifen. Dieses Sinnbild der Wissenschaft, die sich dem Göttlichen und Ewigen zuwendet, stiftete Pfannschmidt 1882 in die Universitätsaula zu Er-



langen als Zeichen des Dankes für die Anregung, die daselbst sein ältester Sohn als Student der Theologie empfangen hatte.

Noch einmal durfte er an einem patriotischen Fest sich mit einem Werke seiner Hand beteiligen, das für ihn besondere Freude im Gefolge hatte. Zur Vermählungsfeier des Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers, wurde er 1881 wiederum vom Senat der Akademie mit der Ausführung einer Adresse betraut, die ihn etwa vier Wochen in Anspruch nahm. Reicher, farbenprächtiger Initialenschmuck umgiebt ein Medaillon, in welchem der Prinz und die Prinzessin den Segen des Heilandes empfangen, und das als Umschrift das Wort der Ruth trägt: „Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ Über die weiteren Erlebnisse beim Feste schreibt er: (Berlin, den 10. März 1881.) „Auch mir war es vergönnt, die Adresse mit zu überreichen, und ich habe daher die junge, so anmutige und liebenswürdige Prinzessin ganz nahe gesehen. Obwohl ich die Absicht hatte, mich von allem in den bewegten Tagen fern zu halten, . . . so mußte ich doch plötzlich in alle Festlichkeiten eintreten und habe auch gründlich mitgefeiert. Am 27. Februar war ich zu den Vermählungsfeierlichkeiten befohlen, am 29. zur Überreichung der Adresse und dann am Abend zum Ball . . . Ich kann nur sagen, daß mir die Erinnerung eine liebe sein wird.“

Wie eines der hervorragendsten Werke Pfannschmidts an seinem Lebensabend durch ein herrliches Bekenntnis des greisen Kaisers, Wilhelm des Großen, als des Stifters desselben auch für die vaterländische Geschichte eine gewisse Bedeutung erlangt hat, wird uns ein späterer Abschnitt erzählen.

29. Auf der Höhe künstlerischen Schaffens.

1865 bis 1887.

Auf dem bewegten politischen Hintergrunde, den wir im vorigen Abschnitte angedeutet haben, hebt sich das rastlose friedliche Schaffen Pfannschmidts ab, das sich durch Übernahme der

Lehrthätigkeit wesentlich erweitert hatte. Lehren und Schaffen stehen nun bei ihm in gegenseitig befruchtender Wechselbeziehung. Die bei seinem Schaffen gemachten Erfahrungen konnte er seine Schüler lehren, und das Lehren steigerte sein Schaffensvermögen und erhielt ihn durch den steten Umgang mit der Jugend in Arbeitsfreudigkeit. Seit Stülers Heimgang waren es fast ausschließlich Kirchenpatrone, Privatpersonen und Gemeinden, welche Pfannschmidts Streben ohne Unterbrechung unterstützten, — wohl auch ein Beweis, daß die evangelische Kirche den ausgesprochen evangelischen Charakter seiner Kunst erkannt hatte. War es ihm so vergönnt, der evangelischen Kirche durch den Schmuck im Gotteshause zu dienen, so trieb ihn ein innerer Drang noch zu einer Reihe von Werken, die insbesondere dem evangelischen Hause gewidmet sind.

Eine vollständige Aufzählung und ausführliche Beschreibung seiner Werke würde hier zu weit führen. Nur die wichtigsten Arbeiten für Kirche und Haus mögen hier Erwähnung finden, indem wir ein für die Art seines Schaffens charakteristisches Gedicht Pfannschmidts vorausschicken:

Keine Müh' laß dich verdrießen, Bis dein Heiland dich gegrüßt.
Harrend laß die Arbeit fließen, Bis er auf die Stirn dich küßt.

Dann gestaltet sich im Bilde, Was sein Geist dir eingehaucht,
Und durch seine heil'ge Milde Wird das Bild in Geist getaucht.

A. Werke für die Kirche.

Etwa drei Jahre (1866—68) arbeitete Pfannschmidt an einem dreiteiligen Altaraufsatze für die neue Paulskirche in Schwerin, ein Geschenk des Großherzogs Friedrich Franz. Der rechte Flügel stellt die „Christnacht“ dar: Maria und Joseph knien betend vor dem in der Krippe liegenden Christkind und drei Engel im Hintergrund stimmen „Ehre sei Gott in der Höhe“ an. Auf dem Mittelbilde finden wir die „Kreuzigung“: Maria und Johannes stehen neben dem Kreuze mit dem Ausdrucke herben Seelenschmerzes, während Maria Magdalena im Gefühl bitterer

Reue zu den Füßen des Gekreuzigten und Dorngekrönten [1]) kniet. Auf dem linken Flügelbilde erscheint der Auferstandene am „Ostermorgen" der freudig überraschten Maria Magdalena. — Bei den Altarbildern erstrebte Pfannschmidt möglichste Deutlichkeit und Klarheit, damit sie auch von den entferntesten Plätzen der Kirche betrachtet werden könnten. Deshalb gab er ihnen lichte Farben, die meist auch schon durch die Dunkelheit des Altarraumes gefordert wurden, und oft nach Art der alten Meister einen Goldgrund. Diesen empfingen auch die Schweriner Bilder, aber durch ein Muster gemildert.

Bei der Einweihungsfeier der Paulskirche zu Schwerin (1869), an welcher Pfannschmidt auf besonderen Wunsch des Großherzogs teilnahm, überraschte ihn dieser durch Verleihung der Mecklenburger „Verdienstmedaille in Gold", die er als einziger bei dieser Gelegenheit erhielt.

Noch im Jahre 1868 beendete er farbige Kartons für drei Chorfenster in der Kirche zu Vinzelberg im Auftrage des Patrons, des Landrats W. v. Kröcher. Der die sechs Kompositionen verbindende Grundgedanke ist die Darstellung der Erniedrigung und Erhöhung Christi als des aus dem Todeskampfe siegreich hervorgehenden Lebens. Das Hauptbild zeigt uns unten die Grablegung Christi, oben den erhöhten Herrn, auf dem Regenbogen und den Cherubim thronend, mit der zum Segnen erhobenen Rechten und dem aufgeschlagenen Buche des Lebens. Das linke Nebenfenster weist hin auf die alttestamentliche Prophetie: unten in der Erhöhung der ehernen Schlange durch Moses, oben in Abraham mit dem Opfermesser und -feuer und in Jesaias, dem Propheten der Erniedrigung und Erhöhung des Knechtes Gottes. Das rechte Fenster bringt die neutestamentliche Ausgestaltung desselben Gedankens: unten die Steinigung des Stephanus, bei welcher Saulus die Kleider verwahrt, oben derselbe als Paulus, nachdem er aus dem Tod des Unglaubens zum Leben in Christus hindurchgedrungen, und neben ihm der alte Schutzpatron der Kirche:

[1]) Den Christuskopf aus dieser Kreuzigung wiederholte Pfannschmidt dreimal als Staffeleibildchen für die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, Fräulein Anna v. Rochow und Frau Professor Henning.



Grablegung Christi.

Predella des Altarbildes in Schlobitten 1873.

Jakobus d. J. Alle Gruppen der drei Fenster weisen hin auf das obere Mittelbild: den erhöhten Herrn, das A und O alles Lebens. — Auf dem Bilde der Grablegung fallen zwei Frauengestalten durch ihre deutsche Kleidung auf. Sie knien anbetend vor dem in Leinen gehüllten Leichnam und verbinden gewissermaßen die Vergangenheit mit der Gegenwart. Pfannschmidt hat hier, wie außerdem nur noch dreimal bei Kirchenbildern, auf Wunsch des Bestellers nach Art der altdeutschen Schule Porträts verwandt nnd zwar die beiden verstorbenen Gemahlinnen des Herrn v. Kröcher: Bertha v. Gerlach nnd Luise v. Mitzlaff, verwitwete v. Veltheim.

Die Glasfenster, für welche Pfannschmidt noch oft Farbenskizzen und Kartons lieferte, denkt er sich als durchsichtige Teppiche, die das Gotteshaus zur Erleichterung der Sammlung und Erhöhung der Andacht von der zerstreuenden Außenwelt abschließen und das grelle Licht dämpfen wollen. Ein architektonisches Teppichmuster bildet daher immer den Hintergrund und das Gehäuse für die biblische Darstellung. — Während bei den früheren Glasfenstern für den Aachener Dom und die Berliner Nikolaikirche die Architektur ihm gegeben war, entwirft er sie von jetzt an selbst, wobei ihm die auf den großen Reisen mit besonderer Vorliebe gemachten architektonischen Studien wohl zu statten kommen.

Er liebte es nicht, jedem Feld des Fensters nur eine Figur zuzuweisen, die in der Ruhe des Standbildes auf den Beschauer einen wenig anregenden Eindruck hervorruft; sondern möglichst komponierte er eine bewegte Handlung hinein, die sich über die Hauptflächen des ganzen Fensters erstreckte, indem er sie oft noch mit Darstellungen in der Predella und Rosette erweiterte. Alle Sorgfalt verwandte er nun darauf, die durch Pfeiler und Stäbe bedingten kompositionellen Schwierigkeiten zu überwinden, so daß die Einheitlichkeit der Darstellung durch das Maßwerk nicht gestört wurde, indem dieses nur unwesentliche Teile verdecken durfte.

Den genannten Glasfenstern schließen sich drei größere Altarwerke an. Das erste wurde für die Kapelle des

Krankenhauses Bethanien in Berlin von der Oberin Gräfin Arnim-Blumberg gestiftet. Diese Schöpfung aus den Jahren 1869 und 1870 lassen wir den Meister selbst beschreiben nach einem Brief an Vetter Kühn: (Berlin, den 27. April 1869.) „Das Bild stellt dar, wie der Herr vom Kreuze abgenommen, in ein reines Linnen gewickelt wird. Er ruht auf dem Schoße des Joseph von Arimathia, der das Linnen um seinen Körper zieht, wobei die heiligen Frauen beschäftigt sind, ihm Handreichung zu thun. Magdalena umwickelt die Füße. Die Mutter Jesu drückt ihr Haupt an sein bleiches Haupt. Johannes steht, von Schmerz ergriffen zur Seite, den Dornenkranz, den er ihm abgenommen, in seiner Hand. Nikodemus kommt und bringt die Spezereien. Da der Gegenstand so recht eigentlich die Thätigkeit des Diakonissen-Krankenhauses giebt: die Pflege des verwundeten Leibes des Herrn in seinen Gliedern und die Handreichung, die dabei geschieht, — so wurde der Gegenstand auch gleich angenommen. Für die unteren Predellbilder zeigten sich als aus dem oberen, größeren Bilde hervorgegangen, folgende Gegenstände: In der Mitte als etwas größeres Bild die heiligen Frauen, wie sie zum Grabe zur Salbung kommen und der Engel erscheint, ihnen das leere Grab zeigt und verkündet, daß der Herr erstanden ist. Diesem Bilde zur Seite auf Goldgrund der barmherzige Samariter und dem entsprechend auf der andern Seite der arme Lazarus in Abrahams Schoß. Es wäre demnach im ganzen der leitende Gedanke: die barmherzige Liebe des Erlösers, die sich für uns in den Tod giebt und aufersteht, und die von ihm ausgehende barmherzige Liebe seiner Glieder, die sich zuerst an ihm selbst, dann an den Brüdern bezeugt. ‚Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen; und selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden‘."

In einer längeren Besprechung dieses Altarwerkes (Christl. Kunstbl. 1871 S. 115) sagt der Kunsthistoriker Karl Schnaase über die Komposition des Mittelbildes, dessen Gegenstand sich von dem einfach gehaltenen, ernsten landschaftlichen Hintergrund abhebt: „Sie würde den Vergleich mit den berühmtesten Dar-

stellungen dieses Gegenstandes ertragen und vielleicht an Schönheit oder doch an Innigkeit übertreffen."

Der zweite Altaraufsatz (1871) kam als Stiftung der Familie v. Sobeck nach Bentzin b. Jarmen (Kr. Demmin) und wird von Pfannschmidt wie folgt beschrieben: (den 5. Juli 1871.) „Der ganze Bau ist acht Fuß breit und gegen zwölf Fuß hoch. Das Hauptbild stellt dar die Anbetung der Könige,[1]) das Seitenbild links, wie Abraham den Isaak zum Opfertod führt, — um auszusprechen, wozu das Christkindlein geboren ist; als Predella der Zug nach Golgatha: Christus trägt sein Holz, was Isaak vorbildlich trug; in der Bekrönung Christus als der Überwinder in der Herrlichkeit. Da die Kirche Johanniskirche heißt, so steht an der rechten Seite Johannes der Evangelist mit dem Adler als Zeuge des Leidens und der Herrlichkeit, die er zu schauen gewürdigt wurde."

Das dritte Altarbild, dem wie dem vorigen die Einteilung des alten Flügelaltars gegeben wurde, war ein Geschenk des Grafen Dohna-Schlobitten für die Kirche in Schlobitten. In der Predella sehen wir die „Grablegung", darüber im Hauptbilde die Auferstehung Christi: der Heiland entsteigt dem Grabe, über den Tod triumphierend, während ein Engel mit dem flammenden Schwert auf dem Rande des Grabes sitzt und aufschaut zu dem, der da ist der Anfang und der Erstgeborene von den Toten und den Cherubsdienst vor der Paradiesespforte aufhebt; ein anderer Engel betet knieend das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, den Erstgeborenen vor allen Kreaturen, an. Auf dem rechten Flügelbild sind die drei Frauen dargestellt, wie sie zum Grabe gehen mit der Frage: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?"[2]) Gegenüber stehen Johannes und Petrus, wie sie nach der Auferstehungsbotschaft sich über dieselbe besprechend

---

[1]) Diese Komposition ist durch Bahn in Schwerin als Weihnachtstransparent weit verbreitet.

[2]) Die Komposition der drei Frauen am Grabe mußte Pfannschmidt als Kniestück noch zweimal malen für Frl. Anna v. Rochow und Frl. Julie v. Buddenbrock.

heimkehren, um Zeugen der Auferstehung zu werden. Obwohl „Grablegung“ und „Auferstehung“ Pfannschmidt schon einmal dargestellt hat, sind die letzten Kompositionen doch durchaus verschieden von den ersten. Es ist ja natürlich, daß bei der für die Kirche beschränkten Auswahl von Gegenständen der heiligen Geschichte derselbe Gegenstand wiederkehrte. Aber abgesehen von ganz vereinzelten Fällen, da wegen der geringen Mittel eine Wiederholung der Komposition geradezu gefordert wurde, hat Pfannschmidt immer verstanden, den Gegenstand von einer neuen Seite aufzufassen und neue Gedanken in die Darstellung aufzunehmen. — Kurz vor Vollendung der Schlobittener Arbeit wurde er von einer ernsten Lungenentzündung heimgesucht, die sein Leben in Gefahr brachte. Als er genesen, konnte er dem Vetter Kühn schreiben: (Ostern 1873.) „Durch Gottes Ratschluß ging ich eine Zeit lang am Rande des Todes und lag ruhig und ernst da, erwartend, was mit mir werden würde. Er hat mich wieder herausgerissen und auf meine Füße gestellt, daß ich noch eine Zeit arbeiten kann. Ihm sei Preis und Dank für alle wunderbare Durchhilfe! Am Sonnabend habe ich mein Altarwerk für Schlobitten beendigt. Ich wollte, du könntest es sehen; denn dein Sehen und Empfinden ist mir immer ein Trost und ermutigt zu weiterem Ringen.“

Dieses Werk wurde von Professor Adolf Henning im „christlichen Kunstblatt“ einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Seinen Dank stattete Pfannschmidt dem Freunde mit folgenden Worten ab: „ . . . Wir lasen deine idealen, geflügelten Worte und Gedanken, aus treuem Herzen entsprungen und in Höhen getragen, an die mein armes, schlichtes Werk wohl hinanschaut; aber ob es sie erreicht, das ist eine andere Frage. Ich sehe in meinen Bildern nur immer das Ringen und die Kämpfe nach dem vorgesteckten Ziel, die Angst, das Richtige zu finden, und fühle, daß ich es nicht erreichen kann; und nur der Eindruck, den doch manche Seele davon hat, giebt mir neuen Mut, die Kräfte zu neuem Ringen zu wagen. Als solchen Labetrunk sehe ich auch deinen lieben Bericht an; und

wenn er auch zu glänzend ist, soll er mich doch nicht überheben: er hilft mir, die Seele über Wasser zu halten."

Noch bevor Pfannschmidt die Ausführung dieser Bilder begonnen hatte, machte er einen Entwurf „des guten Hirten" für den Altar der Zufluchtskirche in Großburg i. Schlesien. Hier wie manchmal konnte der ursprüngliche Gedanke wegen der beschränkten Mittel nicht ausgeführt werden. Er schreibt über die Verhandlungen in Betreff dieses Bildes: (den 7. März 1872.) „Es geht vor dem Abschluß eines Auftrages gewöhnlich einen ähnlichen Weg — nämlich, daß der Auftrag an irgend einem Punkte zu scheitern scheint, daß ich ihn schon aufgebe und ihn dann neu aus meines Gottes Hand erhalte, der die Schwierigkeiten überwunden ... Ich habe einen Entwurf für eine Kirche in Schlesien gemacht, die den Namen der Zufluchtskirche trägt. In den bedrängten Zeiten der Kirche hatten sich die aus den umliegenden Ortschaften flüchtigen Leute nach dieser Kirche geflüchtet, um Schutz zu finden. Um den geschichtlichen Eindruck, den die Führung der Gemeinde macht, wiederzugeben, habe ich den guten Hirten in der Mitte dargestellt: er drückt das Lämmchen an sein Herz, vor ihm kniet ein alter, der Wanderschaft müder Pilger und eine geängstete Witwe mit ihrem Kindlein; beide werden vom Heilande eingeladen, an seiner Seligkeit teilzunehmen. — Der Stifter des Bildes war sehr erfreut über die ganze Komposition, aber die Ausführung übersteigt die dazu bestimmten Mittel, so daß es nahe liegt, daß der mir liebgewordene Gedanke gestrichen werden wird und statt dessen bloß eine einzelne Figur auf den Altar kommt." — Diese Befürchtung erfüllte sich: es konnte nur der gute Hirte mit dem Lamm ausgeführt werden. Wie wir aus obigen Worten und aus den bei der Wahl des Gegenstandes früherer Bilder leitenden Gesichtspunkten ersehen, liebt es Pfannschmidt, an irgend eine örtliche Beziehung anzuknüpfen, um die Predigt des Bildes der Gemeinde verständlicher zu machen.

Nun wurde es ihm auch vergönnt, „Christi Kampf in Gethsemane", den Gegenstand, dessen Entwurf schon 1850/51 von eingreifender Bedeutung für ihn geworden war, ohne daß er



ihn in der geplanten Weise ausführen durfte, als Altarbild für ein Gotteshaus zu malen und zwar im Auftrag einer Gemeinde, der St. Gotthardsgemeinde in Brandenburg a. H. Es hat die Form eines mit einem Halbkreis abschließenden Rechtecks. Die Komposition lehnt sich im Grundgedanken an diejenige vom Jahre 1850 an mit Ausschluß der schlafenden Jünger; jedoch ist dieser in durchaus freier Weise neu durchdacht und bis in die einzelnen Motive ausgestaltet. Der mit dem Tode ringende und zu Boden sinkende Heiland wird von einer lichten Engelsgestalt aufgerichtet. Die Landschaft ist dieser Komposition zwar untergeordnet, aber nicht nebensächlich behandelt: es ist ein Garten an einem Berghange in geheimnisvollem Halbdunkel, das noch die

Zinnen Jerusalems im Hintergrunde erkennen läßt (S. 334). — Der auch von Pfannschmidt entworfene ornamentale Rahmen läuft in einem geschweiften Spitzbogen aus, auf dessen Höhe sich ein geschnitztes Kruzifix erhebt. Wie hier so hat Pfannschmidt auch sonst sich bemüht, die Umrahmung des Altarbildes dem Stile der Kirche anzupassen, um so das Gemälde, welches selbst schon mit gebührender Rücksicht auf die Raum- und Lichtverhältnisse des Bestimmungsortes geschaffen war, als ein Teil harmonisch im Ganzen aufgehen zn lassen. An der feierlichen Übergabe dieses Bildes an die Gemeinde im März 1874 konnte der Meister teilnehmen und dabei sich freuen, „daß man das Bild bis in die letzte Ecke der Kirche klar und verständlich sehen konnte".

1874 folgte eine „Kreuzigung" für Serahn in Mecklenburg, die 1879 für die Willhadikirche in Bremen wiederholt wurde.

Zwischen diesen Altarwerken der Jahre 1870—74 entstanden Kartons und Farbenskizzen zu vier Glasfenstern im Magdeburger Dom mit den Figuren des Petrus und Paulus, Ambrosius und Augustinus. —

Wiederholt traf es sich, daß Pfannschmidt in Gemeinschaft mit seinem teuren Schwiegervater Professor Hermann für dasselbe Gotteshaus schaffen konnte. Von der gemeinsamen Arbeit in der Schloßkapelle hatten wir bereits gehört. An der Ausschmückung der Kapelle des Krankenhauses Bethanien war auch Hermann mit einem Christuskopfe beteiligt. Jetzt durfte Pfannschmidt in der von Stüler erbauten Berliner Matthäikirche, welche in der Apsis schon ein Werk von Hermann besaß, und zwar „den Auferstehungsmorgen", ein Bild, „das durch seine tiefinnige Empfindung und Durchführung den erbaulichsten Eindruck macht", Werke seiner Hand hinzufügen. Der Rittmeister von Massow stiftete 1875 zum Gedächtnis an seine verstorbene Frau ein Votivbild, das in der Nähe ihres Sitzes an der Säule in der Emporenhöhe angebracht wurde. Es stellt dar: „Maria von Bethanien zu Jesu Füßen" und trägt die Unterschrift „Eins ist not". Der Maria wurde auf Wunsch des Stifters das Porträt der Frau v. Massow gegeben. Einige Jahre später

(1878) folgte für den gegenüberliegenden Pfeiler ein Gegenstück: „Christi Nachtgespräch mit Nikodemus“ mit der Unterschrift „Ihr müsset von neuem geboren werden“, — eine Stiftung der in Rom verstorbenen Charlotte v. Meding zum Gedächtnis ihres Vaters, des Oberpräsidenten v. Meding, dessen Porträt dem Nikodemus verliehen wurde. Es war Pfannschmidts Gedanke, daß auch die andern Säulen der Matthäikirche, die für solche Votivtafeln wie geschaffen sind, mit diesen geschmückt werden müßten. Vielleicht findet der Anfang noch seine Fortsetzung und Vollendung.

1876/77 half Pfannschmidt das Grabdenkmal, welches Herr v. Krause durch den Geh.-Rat Hitzig auf dem neuen Berliner Dreifaltigkeits-Kirchhofe erbauen ließ, mit malerischem Schmucke versehen. Es besteht aus drei Säulenhallen, von denen die mittlere, kuppelartige die andern überragt. In dieser galt es hinzuweisen auf den einzigen Trost im Leben und Sterben. In der einen Lünette wird Jesu Leichnam von Joseph v. Arimathia, Nikodemus und Johannes in die Gruft getragen, in welche Nikodemus mit einer Fackel hineinleuchtet, während die leidtragenden Frauen zuschauen und ihrem Schmerze Ausdruck geben. Diesen wird in der gegenüberliegenden Lünette ihre Traurigkeit in Freude verkehrt durch die Verkündigung der Auferstehung Jesu. In der Kuppel schaut — von strahlenförmig gruppierten Lilien umgeben — der erhöhte Herr als A und O alles Lebens auf den Beschauer herab. In den Zwickeln weisen vier Engelsgestalten mit den entsprechenden Attributen hin auf die Gnadenmittel, welche uns zum Leben in Christus führen: Gesetz und Evangelium, Taufe und Abendmahl. Pfannschmidt malte diese Kompositionen als Ölbilder, nach welchen in der Anstalt von Salviati zu Venedig Mosaikbilder hergestellt wurden.

1879 erhielt die Bremer Friedenskirche aus Pfannschmidts Atelier ihr Altarbild, das die Erscheinung des Auferstandenen beiden mit Thomas versammelten Jüngern mit dem Gruße „Friede sei mit euch!“ zum Gegenstande hat.

Pfannschmidts Wirkungskreis dehnte sich auch räumlich immer weiter aus. Waren die bisher aufgeführten Werke ausschließlich für



Christus und der Hauptmann von Kapernaum.
Karton zum Glasfenster in der Garnisonkirche zu Stuttgart. 1879.

Norddeutschland bestimmt, so folgen nun in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens zwei umfassende Arbeiten für Süddeutschland und zwar je drei große Chorfenster in der Garnisonkirche zu Stuttgart (1878—86) und in der Michaelskirche zu Hof in Bayern (1884—86), beides Stiftungen der Gemeinden.

Die drei Stuttgarter Chorfenster verkünden in kurzen Zügen die Geschichte Jesu, des Welterlösers. Diese Predigt der Kunst beginnt am unteren Teile des linken Fensters und führt uns folgende Bilder vor Augen: Linkes Fenster: die Verkündigung des Engels an Maria, die vor dem Christkinde anbetenden Hirten, den zwölfjährigen Jesus im Tempel, Jesus bei Maria und Martha in Bethanien. Mittelfenster: Christus sichert dem Hauptmann zu Kapernaum die Heilung seines Sohnes zu (S. 337) — und erweckt den Jüngling zu Nain (S. 297). Das Hauptbild erzählt uns die Einhüllung des Leichnams Jesu in Gegenwart des Hauptmannes (letzterer als ein Vorbild für die die Garnisonkirche benutzende Militärgemeinde). Rechtes Bild: die Osterverkündigung an die drei Frauen durch zwei Engel, Jesus erscheint als Auferstandener der Maria Magdalena, Jesu Himmelfahrt. Die Rosetten der drei Fenster bilden den Abschluß, indem sie uns in die triumphierende Gemeinde versetzen: der auf dem Regenbogen thronende Himmelskönig (Mitte) wird angebetet von drei Engeln (links) und drei ihre Kronen niederlegenden Vertretern der Erlösten, unter denen sich zum Gedächtnis an das Stiftungsjahr des dritten Fensters 1883 Dr. Martin Luther befindet. — In der Michaelskirche zu Hof zeigt das Mittelfenster den siegreichen Kampf des Erzengels Michael mit den bösen Mächten; das linke: die Anbetung der Hirten vor dem Christkinde, über welchem der Engelchor jubiliert (S. 339); das rechte: die Auferstehung Jesu mit den Engeln und den aufgeschreckten Kriegern.

Zwischen diesen Arbeiten wurde 1880 für ein großes Chorfenster in Kloster Preetz bei Kiel die „Ausgießung des hl. Geistes" gezeichnet. 1881/82 führte er für die Berliner Zwölfapostelkirche einen „Ostermorgen" aus, welcher für die Kirche in Groß-Vargula bei Mühlhausen i. Th. wiederholt wurde.

Es folgte „die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor“ für Bärwalde bei Küstrin. Über dieses Bild, dessen Ausführung durch eine lebensgefährliche Krankheit hingehalten wurde, schreibt er dem Vetter: (Berlin, den 23. Dezember 1882.) „Manchmal kam es mir wohl in den Sinn, ob es mich wohl der treue Gott würde glücklich zu Ende führen lassen, und ob es nicht mein Schwanengesang sein würde. Gottlob, es ist glücklich und, wie ich glaube, in alter Frische beendigt, und jetzt sitze ich wieder an neuen Entwürfen.“

Die „Verklärung Christi“ war noch nicht des Meisters Schwanengesang. Noch schuf er für die Kapelle des Berliner Domkandidatenstiftes als Geschenk Kaiser Wilhelms I „die Anbetung der Weisen“ (1884/85),



Mittlerer Teil des mittleren Glasfensters der Michaelskirche in Hof. 1884.

für die St. Georgen- und Martinikirche in seiner Vaterstadt Mühlhausen den „Auferstandenen" (1885), bis die Bilder für den Orgelchor des Domes in Demmin (Pommern): „David," der Psalmensänger, und „Cäcilie", die symbolische Idealgestalt heiliger Musik, im wahrsten Sinne des Wortes sein Schwanengesang werden sollten (1886/87). —

Das Eigentümliche der bisher geschilderten Wirksamkeit Pfannschmidts im Dienste der kirchlichen Kunst bringen zwei zusammenfassende Urteile von zwei Berliner Freunden des Künstlers zum Ausdruck, welche wie wenige mit herzlicher Teilnahme und künstlerischem Verständnis sein Schaffen Jahrzehnte hindurch beobachtet haben. D. Hermann v. d. Goltz schreibt im Daheim 1887 Nr. 3: „Neben reicher Phantasie und guter Schulung verfügt Pfannschmidt über einen sicheren Takt in der Benutzung des Raumes, in der Führung der Linien, in der Gruppierung der Gestalten, in dem Faltenwurf der Gewänder, in der Moderierung der Farbentöne . . . Seine Bilder wecken alle die andächtige Stimmung, aus der sie entstanden sind, und es gehört zu ihren Eigenheiten, daß das Interesse des Beschauers mehr auf den Gegenstand als auf die Leistung des Künstlers gelenkt wird. Das Übertriebene und das Triviale ist sorgsam vermieden. Ein keusches und ideal gerichtetes Schönheitsgefühl beherrscht die Darstellung. Neben einigen in der Christenheit typisch gewordenen persönlichen Gestalten sind es fast ausschließlich Gegenstände aus der neutestamentlichen Geschichte, zumeist die zentralen Heilsthatsachen, mit welchen Pfannschmidt die Altäre, Fenster oder Wände gottesdienstlicher Hallen geschmückt hat, im treuen Anschluß an die Heilige Schrift, aber nicht im naturalistischen Sinne, als gälte es einen Vorgang aus alter Zeit historisch genau zu vergegenwärtigen, sondern so, daß die innere Bedeutung der dargestellten Thatsachen für die feiernde Gemeinde zum verständlichsten Ausdruck kommt. Historisches und Symbolisches wirken zusammen. Was im Gottesdienste durch den Liturgen und durch den Prediger in gesonderte Handlungen zerlegt wird, das sucht Pfannschmidt im ruhenden Bilde zu verbinden, die keusche objektive

Darstellung des Göttlichen und Ewigen und die lebendige, auf das Gemüt wirkende Aussprache, beides sich wechselseitig ergänzend und unterstützend. Hierin war Pfannschmidt trotz seiner Verwandtschaft mit Cornelius und Overbeck und den großen Italienern ein durch und durch protestantischer Künstler."

Und Emil Frommel sagt im „Daheim" 1881 Nr. 16: „Pfannschmidt hat weder andere, noch sich selbst (trotz der vielen wiederholt bestellten Vorwürfe) kopiert. Überall ist freie Aneignung, Vermittlung mit dem eigenen Bewußtsein, Fortschritt in der Entwicklung, neue Auffassung der ewig alten Thatsachen zu finden. Nichts ist traditionell, geschweige denn konventionell; und doch liegt über allen Kirchenbildern ein zarter Schleier des sich selbst Bescheidens, der Ehrfurcht vor geheiligten, liebgewordenen, ins Volksbewußtsein übergegangenen Formen. Niemand wird sich darum verletzt, aber auch niemand gelangweilt finden, er wird das Alte im Neuen und das Neue im Alten entdecken. Das rechne ich Pfannschmidt zu großem Verdienste. Wie oft sind z. B. die Apostel dargestellt worden, ein Petrus, Johannes und Paulus — und doch, wenn du jene Apostelgestalten in der Kirche zu Barth siehest, so werden dir die alten Gesichter völlig neu erscheinen . . . Pfannschmidt ist, wie sein großer Landsmann Sebastian Bach, ein nach innen gekehrter Lutheraner in seinen Kirchenbildern, dem es am wohlsten ist, wenn er das „Haupt voll Blut und Wunden" in seinen Arm und Schoß unter viel tausend Thränen nehmen darf. Seinen Meister Cornelius möchte ich . . . mehr mit dem heldenhaft geschürzten Händel vergleichen, der mit seinen stürmenden Chören alles niederschlägt und dem König der Herrlichkeit Bahn macht. Es tritt darum in den Kirchenbildern Pfannschmidts mehr Weichheit in Form und Farbe zu Tage . . . Seine herrlichsten Kirchenkompositionen sind mit ihren Haupt- und Nebenbildern, mit ihren Weissagungen und Typen in den Predellen eine polyphone, vielverschlungene, tiefergreifende Passionsmusik. Ich erinnere hier nur an die ‚Grablegung' in der Kirche zu Schlobitten. Das sind keine ‚religiösen Genrebilder', keine sentimentalen Ergüsse, keine konventionellen

Phrasen, mit denen man seine kolossale Verlegenheit gegenüber den Thatsachen des Glaubens verdecken will. Soviel von der Komposition. Was nun die Ausführung betrifft, so ist's Pfannschmidt vor allem um Wahrheit, um charakteristische Darstellung der Stimmungen zu thun, in denen die handelnden Personen sich befinden, aber nimmermehr um jene ‚realistische‘ und wahrhaft ‚nackte Wirklichkeit,‘ die aller Scham und Zucht Hohn spricht, die bei jedem Bilde, vor allem aber bei dem religiösen Bilde anwidert. Den Mangel an Ernst und Strenge der Form und der Zeichnung vertuscht Pfannschmidt nirgends, eher nimmt er den Vorwurf allzuweicher, durchsichtiger Tinten hin. So stimmt es auch zur Kirche. Ein noch so prachtvoll gemalter Rubens wird nie Gegenstand der Andacht in der Kirche werden können. Dieser mit Bewußtsein festgehaltene Grundsatz läßt aber Pfannschmidt, abgesehen von dem christlichen Gehalte, unter den jetzt lebenden Künstlern auf einsamem, wenn nicht vereinsamtem Pfade gehen. Aber das eine werden ihm seine schlimmsten Gegner lassen müssen: ein Meister ist er in der Führung des Stifts, in der Durchsichtigkeit und Schönheit und Korrektheit der Form, die sich bis auf die Gewandung erstreckt und in ihr noch besondere Triumphe feiert. „Ich bin nicht Pfannschmidts Anschauung,‘ sagte mir ein bedeutender Künstler, ‚aber das muß ich sagen: zeichnen wie er können wenige Historienmaler heutzutage. Ich gäbe viel darum, ich könnte solch einen Faltenwurf prima vista zeichnen, den Pfannschmidt klassisch im Schlafe hinwirft.‘“

B. Werke fürs Haus.

Die für die Kirche bestimmten Schöpfungen mit ihrem monumentalen Charakter setzten dem Künstler große Schranken mit Rücksicht auf die Wahl des Gegenstandes, auf Komposition und Farben und konnten darum allein ihn nicht befriedigen. Der freie Schaffensdrang suchte sich zwischen diesen Arbeiten Geltung zu verschaffen und regte den Künstler an, lediglich aus seinem Innern entsprungene Motive in freierer Weise zur Darstellung

zu bringen, und so Werke hervorzubringen, als deren Wirkungsstätte vornehmlich das evangelische Haus gedacht ist. So entstanden zwischen den größeren Schöpfungen eine große Zahl kleinerer Staffeleibildchen, in denen die Neigung zum Genrehaften, die ihn in früher Jugend zeitweilig beherrschte, immer wieder zum Vorschein kam, aber beeinflußt von seinem vorwiegend monumentalen Schaffen. Von diesen wollen wir nur einzelne erwähnen, andere sind bereits früher gelegentlich genannt. „Maria mit dem Christkind“ für die Königin von England, „Johannes mit dem Lämmchen“ für die Prinzeß Marie von Mecklenburg, „Die Aussetzung des Moses“ für Frau v. Schönborn-Ostrometzko, „Maria mit dem Christkind“ in verschiedener Komposition für Frau Geheimerat Stüler, Generalsuperintendent Büchsel, Fräulein v. Rochow, „Ostermorgen“ für Generalsuperintendent Baur-Koblenz, „Der gute Hirte“ im Findelhaus zu Hongkong, „Christus und die Emmausjünger“ für Fräulein v. Buddenbrock, „Caritas“ in der Sammlung des Grafen Raszinsky (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin), „Mutterliebe“ für Fräulein Anna v. Rochow.

Eine besondere Freude bereitete ihm ein kleines Bildchen, welches eine Mutter darstellt, die ihr nacktes Kindchen kost. Auf der Kunstausstellung 1872 wurde der alte Kaiser Wilhelm bei einem Rundgang unter den vielen großartigen Werken auf dieses bescheidene, anmutige Bildchen, das wie ein Veilchen im Verborgenen blühte, aufmerksam; und da es ihm gefiel, befahl er seinen Ankauf und schenkte es seiner Gemahlin, in deren Gemächern es ein Plätzchen fand.

Durch einen Zufall wurde Pfannschmidt auf ein anderes Gebiet des Schaffens fürs Haus geführt, auf dem er sich öfters mit Erfolg versuchte. Es war einst (1862) die Rede davon, daß die Frau des bekannten Malers Krola in Ilsenburg so geschickt modelliere. Da sagte Pfannschmidts Frau zu ihrem Manne: „Wenn Frau Krola das kann, kannst du es auch!“ Gesagt, gethan. Pfannschmidt nahm das Modellierholz in die Hand und versuchte nach seiner Barther Komposition den Jakobus als Re-

lief zu modellieren, — und siehe da, der erste Versuch gelang über alles Erwarten und regte nun zum Modellieren kleiner Statuetten an, die sich im Gipsabguß zum Aufstellen im Hause eignen. So schreibt er dem Vetter Kühn: (Berlin, den 1. Dezember 1862.) „Vor einiger Zeit habe ich angefangen zu modellieren, und Gottes Barmherzigkeit gab Gedeihen, so daß mir manches viel leichter wird in der Plastik auszudrücken als auf der Fläche. Erst habe ich eine Reliefsfigur gemacht, einen Apostel, dann eine kleine runde Figur, Johannes den Täufer. Jetzt bin ich dabei unsern Gottfriedel (den ältesten Sohn) als Statuette zu machen mit Schurz und einem Bierkrügel an der Hand." Das Gelingen dieser Modellierversuche, ohne weitere Vorstudien, wird uns weniger wundernehmen, wenn wir in Pfannschmidts Bildern und Zeichnungen auf die plastische Wiedergabe der Gestalten aufmerksam geworden sind. Rühmte doch der Bildhauer Professor Albert Wolf, der seinen Studiengenossen häufig im Atelier aufsuchte, daß er seines Freundes Arbeiten ohne wesentliche Änderung in die Plastik übertragen könne. Dieses Verständnis für die Plastik ermöglichte es ihm auch, den Bildhauern unter seinen akademischen Schülern bei ihren Studien mit dem Modellierholz in der Hand erfolgreich zu helfen.

In späteren Jahren modellierte er noch außer einigen Porträtreliefs und Studien den „einladenden Christus, „Ecce homo," „Maria mit dem Christkinde," den „guten Hirten," „Zwei Kinder mit einer Fruchtschale."

Über den „guten Hirten" sagte das christliche Kunstblatt 1870 S. 110: „Den Hirtenstab in der Hand, das Lamm auf dem Arm, das Haupt ein wenig geneigt, schreitet der Herr einher, in einer so würdigen Erscheinung, wie sie nur wenige Heilandsbilder darbieten." Einige von diesen Statuetten haben bereits in Gipsabgüssen Verbreitung gefunden.

Die freieste Auswirkung aber seiner schaffenden Phantasie gestattete ihm das einfachste Mittel, welches sich zur Darstellung von Gedanken durch die Körperwelt darbietet — der Stift. Diesen



Des Moses Auffindung durch die Tochter Pharaos.
Aus dem Mosescyklus nach dem Kupferstich von Ludy. 1866.
Verlag von Ed. Müller-Bremen.



verstand er mit einer seltenen Gewandtheit und Sicherheit zu führen, indem er noch die Wirkung der Zeichnung durch zarte Farbentönung in chinesischer Tusche erhöhte. Mit dem Stift schuf er eine Anzahl von Bilder-Folgen, die er für die Vervielfältigkeit zur Erbauung des christlichen Hauses bestimmte. Die künstlerische Vollendung dieser cyklischen Werke hat ihm die ungeteilte Anerkennung seiner Kunstgenossen eingetragen, auch derer, die Pfannschmidts Richtung abhold waren.

Die erste Bilderfolge fürs Haus „die Aussetzung und Auffindung des Moses" entstand 1866. Über die Veranlassung zu demselben hören wir in einem Brief an Vetter Kühn folgendes: (Berlin, den 28. Dezember 1866.) „Ohngefähr einen Monat vor Weihnachten hatte ich ein Fußübel, was mich nötigte, mich einige Tage still zu legen. Diese Stille war die Veranlassung zu einem kleinen Werke, wozu ich die Entwürfe machte, um es in den kommenden Wochen auszuführen, nämlich „die Aussetzung und Auffindung des Moses" in sieben Bildern: die verschiedenen Stadien mütterlicher Liebe, in Schmerz und Freude unter dem Ratschlusse Gottes sich bezeugend. Das Werkchen wurde gerade zum Feste fertig, nachdem ich Tag und Abend mit wahrer Herzensbegier daran gearbeitet hatte. Während ich sonst bei den Kirchenbildern mehr objektiv schauen muß, so konnte ich hier mehr dem Herzen Luft machen und hinschreiben, was es bewegte." Die wunderbar trostreiche Geschichte des Moseskinaben schildert er in seinen schlichten Zeichnungen als einen Triumph der gottvertrauenden Mutterliebe. Seiner geliebten Frau, der treuen Mutter einer großen Kinderschar, legte er dieses Werk auf den Weihnachtstisch. Das eigene häusliche Leben hatte seinem Geiste die biblische Geschichte lebendig gestaltet und zu einem Werke die Anregung gegeben, welches, die Zeichen dieses Ursprunges an sich tragend, dem christlichen Haus im höchsten Sinne zu dienen berufen ist. Friedrich Ludy-Berlin hat diese Blätter meisterhaft in Kupfer gestochen, und Karl Gerok-Stuttgart sie mit Gedichten begleitet, indem er den Bildern folgende Unterschriften als Überschriften seiner Verse gab: 1. Der schwere Gang, 2. Der letzte Kuß, 3. Die Grab-

legung, 4. Aufwärts den Blick, 5. Erinnerung und Hoffen, 6. Der Findling, 7. Der Triumphzug. Im Jahre 1877 wurde dies Werk von Ed. Müller-Bremen herausgegeben.

Es war im Jahre 1869, als Pfannschmidt auf der Durchreise in München vom Kupferstecher Julius Thäter, dem Freunde Hermanns, im Gasthause aufgesucht wurde. Da zeigte ihm Pfannschmidt diese Mosesblätter im Original und die Entwürfe zu den Barther Aposteln. Als er sie mit Verwunderung gesehen, rief Thäter erfreut aus: „Da reden die Leute immer wir hätten keine evangelische Kunst. Da haben wir sie ja!" — Und bei ihrem Erscheinen im Kupferstich begrüßte diese Zeichnungen Pastor O. Funcke-Bremen mit den Worten: „Nicht zum erstenmale wurde es mir klar, aber doch so klar, wie noch nie zuvor: daß die Kunst im Dienste des Schönsten unter den Menschenkindern nicht ein ‚frommer Luxus' ist, sondern daß sie gewaltige Evangelistenarbeit thun und die Gemeinde Jesu im vollsten und edelsten Sinne des Wortes erbauen kann." —

War dieser erste Cyklus aus der Stille des Hausfriedens hervorgegangen, und kann er nur in derselben recht genossen werden, so schuf Pfannschmidt den zweiten Cyklus „die Weckstimmen oder das Wehen des Gerichtes" unter dem Eindruck des stürmisch bewegten Volkslebens in den Jahren 1872 bis 1875, der Gründerzeit, des Tanzes um das goldene Kalb, der namentlich in Berlin aufgeführt wurde und alle klar blickenden und ernstdenkenden Christen mit großer Besorgnis erfüllte. Vor dem nahenden Gericht, das solch wüstem Treiben gegenüber nicht ausbleiben konnte, wollte Pfannschmidt gleichsam als Prophet sein Volk warnen.

Hatte Pfannschmidt in den Mosesblättern eine Geschichte in ihre einzelnen Teile zerlegt, um Gottes Führen und Leiten im Einzelleben darzustellen, so trägt er hier Einzelbilder aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen, um Gottes gerechtes Walten in der Geschichte der Menschheit in einem großen Gesamtbilde anschaulich und überzeugend vor Augen zu führen als eine Predigt an das Volksgewissen. In einem vielgegliederten,



Daniel vor Darius.

Aus dem Danielcyklus in der Nationalgalerie zu Berlin. 1878.

Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft in München.



fein durchgeführten architektonischen Rahmen, dessen Charakter sich dem jedesmaligen Hauptgegenstande anpaßt, werden die Motive einer Tafel vereinigt. Es sind außer dem Titelblatt acht Tafeln. Ersteres weist als Einleitung durch die arabeskenartigen Mohnpflanzen und den krähenden Hahn hin auf den Zweck des Werkes: die schlafenden Gewissen aufzuwecken. Die Tafeln stellen nach den Überschriften dar 1. u. 2. den armen Lazarus und den reichen Mann, 3. die Verspottung Christi, 4. die Kreuzigung, 5. die Erhöhung Christi, 6. den anklopfenden Christus, 7. u. 8. die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen.

An diesem Werke rühmt der Kunsthistoriker Hermann Riegel-Braunschweig: den selbständigen Geist, mit dem Pfannschmidt den Stoff angefaßt und geordnet hat, die freie Herrschaft über die Formen und Mittel der Darstellung, die innige Empfindung, die er, ungeachtet des kleinen Maßstabes und der bescheidenen, zeichnerischen Ausdrucksmittel, jeder seiner Figuren einzuhauchen wußte, — mit einem Worte: die eigene sichere Meisterschaft des Künstlers. „Mit der vollsten Liebe ist er bis in das scheinbar Unbedeutende gedrungen und hat es in reifer Durchbildung zum Ganzen gestellt. Und dabei herrscht die schlichteste Einfachheit und eine liebenswürdige Unbefangenheit. Er hat, wie Winkelmann es von der Kunst der Griechen rühmte, ‚mit wenigem viel gegeben‘, und er hat uns ein Werk geschenkt, das, um die Worte Vasaris zu gebrauchen, eine Quelle des Trostes und der Erhebung für das Leben ist, aber nicht ein Zeitvertreib der bunten Menge. Werke dieser Art hinzustellen ist eine sehr schwere Sache: Mögen die Modekünstler doch einmal versuchen, wie weit sie damit kommen!“

Dieses Werk hat Pfannschmidt während vieler Jahre durch Deutschlands Gaue geschickt und in Städten ausgestellt und es so seine Mission erfüllen lassen, bis Anfang 1887 die Berliner photographische Gesellschaft die Vervielfältigung in Photogravüre und die Verbreitung desselben übernahm. —

„Das Leiden des Propheten Daniel“ ist die dritte Bilderfolge betitelt. Die Anregung zu dieser erhielt Pfannschmidt,

als er bei den häuslichen Andachten das Buch Daniels vorlas und ihm bei dem sechsten Kapitel die typische Beziehung zwischen dem Leiden Christi und Daniels auffiel. Die typischen Momente des Leidens Daniels hat er im Cyklus vereinigt. — Der auf dem Söller betende und von seinen Neidern belauschte Prophet erinnert an den in Gethsemane betenden und von Judas verratenen Erlöser (Blatt 1). Das zweite Blatt „Daniel gefesselt vor dem König" findet sein Gegenstück in Christi Verhör vor Pilatus, da König Darius wie Pilatus zwischen Volksgunst und Gerechtigkeit schwankte. Daniel wird dem Tode in der Löwengrube (Bl. 3) wie Jesus dem Kreuzestode übergeben. Der Zugang zur Löwengrube wird vom Könige versiegelt (Bl. 4), wie von Pilatus das Grab Christi, von beiden aus Furcht vor etwaigem Betrug. Des Morgens frühe — wie die Frauen zum Grabe — eilt der König zur Löwengrube und findet Daniel unversehrt (Bl. 5). Schließlich ereilt die Feinde Daniels die verdiente Strafe, wie die Feinde Jesu das Gericht (Bl. 6). — Bei dem Gesichtsausdruck des Daniel hat Pfannschmidt an das Porträt des Geheimen Rat Julius Stahl gedacht, dessen Todenmaske er als Modell benutzte.

Der Daniel-Cyklus wurde vom Staat angekauft und hat in der Nationalgalerie im Gange neben den Corneliussälen seinen Platz gefunden. 1879 wurde er von Friedrich Bruckmann-München in Lichtdruck veröffentlicht. Ernst Förster-München [1]) erkennt an diesen Zeichnungen, daß die Stärke des Talentes Pfannschmidts sich nicht bloß in weichen Gemütsstimmungen und Milde des Ausdrucks bewähre, sondern daß ihm auch der Übergang zum Großartigen offen gestanden, und charakterisiert den Gesamteindruck des Werkes als den „eines großartigen Ernstes, der mit feierlicher Ruhe beginnt, in der Folge in mannigfacher Gemütsbewegung sich äußert und mit dem Sturm eines letzten Gerichtes endet." —

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir das „Vaterunser" in acht Zeichnungen als die letzte Bilderfolge (1880—83)

---

[1]) Augsburger Allgemeine Zeitung, 22. November 1878.



Christus und Nikodemus.
Aus der zweiten Bitte des ‚Vaterunser‘ (1880-83) in der Nationalgalerie zu Berlin.
Verlag von R. Schuster-Berlin.



auch als die Krone der Schöpfungen Pfannschmidts ansehen, in welchem Gedankenreichtum und Tiefe mit der Fülle künstlerischer Motive wetteifern. Nicht einzelne Bilder zum Vaterunser aus der biblischen Geschichte oder dem Volksleben zu geben, welche Aufgabe sich z. B. Paul Thumann und Ludwig Richter stellten, sondern eine möglichst umfassende und erschöpfende Auslegung des Herrengebetes dem Christenvolke darzubieten, war das Ziel, welches Pfannschmidt sich steckte und das nur unter Anspannung seiner ganzen gereiften seelischen Kraft und Anwendung seines hochentwickelten technischen Könnens erfüllt werden konnte. Auf einem Zettelchen ohne Datum fand man nach des Meisters Tode folgende Zeilen über das Vaterunser, mit Blaustift geschrieben: „Nicht durch vieles Seufzen, Stöhnen und Klagen sind diese Blätter entstanden. Wenn ich auch ratlos vor der hohen Aufgabe stand, so stand ich doch zugleich vor dem Angesichte Gottes, welchem ich sagte: Du bist der Herr, ich bin dein geringer Knecht, gieb mir, was ich bedarf und führe Kopf und Hand! Und er hat mich nie im Stich gelassen und durch die vielfachen, geheimnisvollen Wege seines göttlichen Erbarmens geführt, um ihn, nur ihn preisen zu können. Daß es eine heiße Arbeit war, wo alles Vermögen der Seele eingesetzt werden mußte, brauche ich nicht hinzuzufügen; denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, essen aus seiner Fülle. Es lag mir fern, nur Schönes machen zu wollen; weil es sich um die höchste Wahrheit handelte, konnte die Form keine gemeine sein, und an der Reinheit der Wahrheit konnte nur eine reine Form reifen."

Den Gedankenreichtum dieses Werkes auch nur anzudeuten müssen wir uns versagen. Es will mit hingebender Liebe in Andacht studiert sein. Selbst der Münchener Kritiker Friedrich Pecht mußte 1883, als das „Vaterunser" auf der internationalen Kunstausstellung in München ausgestellt war, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bekennen: „Es berührt einen wunderbar wohlthätig, wenn auch einmal ein edlerer Ton wieder angeschlagen wird, wie er uns tief erquicklich ... aus acht herrlichen Zeichnungen zum Vaterunser entgegenkommt, die wir dem letzten

Corneliusschüler, Pfannschmidt in Berlin, verdanken. Inmitten der allgemeinen Niedrigkeit des Trachtens, die unsere Zeit charakterisiert, und nur zu oft auch unsere Kunst mit ihrem Pesthauch vergiftet, berühren diese vom reinsten Geiste getragenen Kompositionen wie frisches Quellwasser nach Fusel und gefälschtem französischem Wein. Schon weil man in ihnen jenes widerwärtige Vordrängen einer eitlen und platten Persönlichkeit nicht sieht, die uns statt durch Kunst durch Tausende kleiner Künste und Ziereren fesseln möchte wie ein kokettes Weib, die den Menschen wohl gar nur auf seine Lustreflexe ansieht wie einen Ziegenbock, weil sie von allem Edleren an ihm nichts versteht. — Ich möchte darum jeden, der mehr von der deutschen Kunst verlangt als ein artiges Spiel bei innerer Leere, auf diese einfachen Zeichnungen hinweisen, die ihr zur höchsten Ehre gereichen, obwohl unsere Juries und unsere allen Schund in den Himmel hebenden Tagesblätter sicherlich kaum eine „ehrende Erwähnung" für sie übrig haben dürften. Und doch erblickt uns da ein Reichtum der Erfindung und Empfindung neben dem aufs Edelste gerichteten Sinn, daß man damit ganzen Sälen unseres Palastes aushelfen könnte."

In der Beurteilung der Berliner Jury hatte sich Pecht freilich geirrt. Sie hat für dies Werk noch etwas mehr als bloß eine „ehrende Erwähnung" übrig gehabt.

Auf der Berliner Kunstausstellung 1884 erhielt Pfannschmidt für dasselbe die höchste akademische Auszeichnung, die große goldene Medaille. Aber trotz dieser hohen Anerkennung durfte Pfannschmidt den ersehnten Ankauf des Werkes und die davon abhängige Vervielfältigung desselben nicht mehr erleben. Der Gedanke, daß das „Vaterunser" so lange im Atelier brach liegen mußte, wurde ihm in seinen letzten Lebensjahren nicht leicht zu tragen. Erst nach seinem Heimgange erwarb der Staat den Cyklus für die Nationalgalerie, und Rudolf Schuster-Berlin gab ihn in vollendeter Kupferätzung heraus: nach einigen Jahren schon war die erste Auflage des teuren Prachtwerkes vergriffen, ein Beweis, welch große Gemeinde sich auch für ernste christliche Kunst in unserer Zeit gebildet hat. — „‚Das Vaterunser' Pfann-

schmidts wird leben," schreibt E. Förster, „und — laut oder im Stillen — gleich seinem Urtext fortwirken, so lange es noch offene Augen und Herzen giebt."

Mit den erwähnten Werken ist Pfannschmidts Schaffen keineswegs erschöpft. Es wäre noch hinzuweisen auf eine große Zahl von Porträts z. B. für die Familien v. Reichenbach, Schönborn, Kröcher u. a., von Zeichnungen verschiedener Art: für die preußische Hauptbibelgesellschaft schuf er eine bilderreiche Familienchronik für Traubibeln, Entwürfe zu Bibeldeckeln und Widmungsblätter für verschiedene Bibeln, im Auftrage des brandenburgischen Konsistoriums Tauf-, Konfirmations- und Trauscheine, für den christlichen Kunstverein Musterblätter zu Kirchengeräten, auf Anregung seines Freundes, Philipp Wackernagel, vier Illustrationen zu den Laufenbergschen Liedern, außerdem den Kopf fürs „christliche Kunstblatt" und für den „St. Michaelsboten". Auch diese kleineren Aufgaben, die zum Teil in das kunstgewerbliche Gebiet hineingreifen, führte er mit der ihm eigenen peinlichen Sorgfalt aus.

30. Erholungsreisen.

Eine solche Produktivität war nur möglich bei gewissenhaftester Zeitausnützung: mit dem frühesten Morgen saß Pfannschmidt auf der Leiter vor Bild oder Karton, und des Abends wurde meist noch bei Lampenlicht vor der Staffelei an den Cyklen oder andern Kompositionen gezeichnet. Aber es erforderte auch solch fortgesetzte schöpferische Thätigkeit eine regelmäßige Ausspannung. So gönnte er sich zur Erholung und zur Sammlung neuer Kräfte fast jedes Jahr eine kleine Reise, meist an den Rhein, in den Harz, ins Thüringer Land oder in die Alpen. Besonders ans Herz gewachsen war ihm als Sommerfrische das liebliche Ilsenburg, wo er wiederholt die kräftigende Harznatur und anregenden Umgang mit lieben Freunden, die sich dort zusammenfanden, genießen durfte. Mit Pastor Weber, dem mit tiefem Kunstverständnis begabten Pfarrer von Ilsenburg, und dessen Schwager, dem benachbarten Pastor Schwartzkopff in Wernigerode,

mit welchem Pfannschmidt die begeisterte Liebe für Shakespeare teilte, konnte auf diesen Reisen das Freundschaftsband durch regen Austausch gefestigt werden. Die Sommererholungen übten eine ungemein belebende Wirkung auf Herz und Gemüt aus, so daß er jedesmal wieder einen neuen Anlauf in seinem Schaffen nehmen konnte. Während er daheim mit der angespanntesten Kraftanstrengung arbeitete, verstand er es in jenen Wochen sich ganz der Ruhe hinzugeben, zu vergessen, was dahinten liegt, auch Sorgen und Kämpfe in Haus und Beruf, und wie ein Kind, wenn die Schule aus ist, sich zu freuen im Genuß all des Schönen und Herrlichen, das Gott ihm in der Natur und im Verkehr mit lieben Menschen darbot. Da begann dann auch bald seine humoristische Ader reichlich zu sprudeln; an Verwandte und Freunde wurde manch poetischer Erguß gesandt als ein Bote, daß das Herz fröhlich und guter Dinge. So beantwortete er 1878 von Ilsenburg eine poetische Postkarte seines Schwagers Joh. H. mit folgenden Versen:

Mit mächt'gem Arm teilst du gewalt'ge Wogen
Als kühner Schwimmer im Begeisterungsfluß.
Als kühner Aar, die Schwingen weit gezogen,
Rufst du voll Geistes des Poeten Gruß.
Wir schlichten Leute am rieselnden Bach,
Wir hören das Rauschen und lauschen.

Die Brust, geschwellt durch heimatliche Klänge,
Sagt Dank für deinen wonnigen Gesang.
Es zwingt die große Welt uns in die Enge,
Verlegt uns oft den Weg beim Lebensgang,
Der Ilse werfen wir uns in den Arm,
Mit Treu sie uns hegte, und pflegte.

Vom engen Thal aus weitet sich das Leben,
Das Bächlein hüpfet froh von Stein zu Stein.
Vom engen Thal, wo Frische wird gegeben,
Stürzt Bach und Herz ins eb'ne Land hinein,
Zu neuem Schaffen, zur Lust wie zum Leid,
Im festen Vertrauen und Glauben.

So sehr ihn auch diese Reisen in deutschen Gauen befriedigten, doch trug er immer eine stille Sehnsucht im Herzen nach weiterer Ferne — nach Italien, eine Sehnsucht, die sich von Jahr zu Jahr steigerte und in einem kleinen, in leuchtenden Farben gemalten Ölbildchen einen Ausdruck fand: „ein Italiener und seine Geliebte schauen sehnsuchtsvoll nach dem Süden aus."

Endlich 1873 konnte dies Verlangen für einige Zeit gestillt werden. Kurz vor dieser dritten italienischen Reise schrieb er dem Professor Henning: (Berlin, den 23. August 1873.) „Mein lieber, teurer Freund und Gevatter! Früh machte ich mich mit meiner lieben Frau auf, um noch einige Besorgungen, ziemlich die letzten, zu einer Reise zu machen — zu einer Reise, die mir schon lange im Herzen liegt, nach der alle Fasern der Sehnsucht sich ausreckten und streckten, nämlich nach Italien. Wenn Dir augenblicklich dieser Plan überraschend kommt, so ist er Dir doch nicht neu ... Wie nötig mir diese Reise ist, wirst Du mir nachfühlen können. Zwanzig Jahre lang habe ich nach meiner letzten Reise nach Italien immer mit der größten Anstrengung alle Kräfte ausgegeben; nun möchte ich wieder einnehmen und mich vollsaugen. Dabei läßt mir der Gedanke an die Krankheit im vergangenen Winter keine Ruhe, bis ich mich auch körperlich etwas geruht und mit ruhigem Herzen mich wieder frisch in die Arbeit werfen kann."

Es begleiteten ihn seine Frau und liebe Freunde, der Fabrikant Julius Krüger aus Brandenburg a. H. und dessen Frau Elisabeth geb. Wilke, eine Tochter des früher erwähnten Hallenser Justizrats Wilke. Zu Herrn Krüger fühlte sich Pfannschmidt wegen seines feinen Kunstverständnisses wie auch wegen seiner persönlichen zarten Liebenswürdigkeit hingezogen; auch waren Pfannschmidts Frau und Frau Krüger seit der Jugendzeit bekannt und schon lange innig befreundet. — Rom war das Ziel der Reise, die für Pfannschmidt ihren Zweck vollauf erfüllte, aber doch die Sehnsucht nicht dauernd stillen konnte.

Schon 1875 stärkte er sich zum viertenmale in Italien und zwar in Begleitung des Predigers Otto v. Ranke, des Sohnes des

Historikers Leopold v. Ranke. Mit jugendlicher Frische durchlebte er jedesmal wieder, was ihm die früheren Reisen, besonders die letzte gebracht haben, und fügte dem alten Eindrucke neue hinzu. Von Rom aus schreibt er an seine „Herzensfrau": (Rom, den 6. Oktober 1875.) „Wie ist doch Rom so voll von alten Erinnerungen, von jugendlichem Hoffen, Ringen, Sehnen und Erwarten! Wie hat sich alles so herrlich erfüllt! Wie konnte ich (vor zwei Jahren) mit Dir als der Krone des auf Erden Erreichbaren so selig auf die Vergangenheit zurücksehen, und wie ist mir Dein Hiersein ein reicher Schatz zu den früheren Erinnnerungen!"

Wie Pfannschmidt auch von früher wiederholt gesehenen Kunstwerken immer wieder einen neuen Eindruck und neue Anregung erhielt, erkennen wir aus einem andern römischen Briefe an seine Frau: (Rom, den 7. Oktober 1875.) „Der heutige Tag war dazu bestimmt, am Morgen die Zimmer des Rafael im Vatikan zu sehen und die Galerie ... Ich meine, die Werke hätten nie einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht als jetzt; es mag ja auch in der Natur liegen, daß sie mit der Erkenntnis wachsen. Mit Michelangelo ist es mir am vergangenen Tage ähnlich gegangen; und wenn mich bei all diesen Anziehungskräften früher Rafael durch seine Anmut und Schönheit, durch sein überquellendes Gefühl besonders bewegte, so glaube ich fast, daß mir Michelangelo jetzt mehr gegeben hat durch seine Ursprünglichkeit, Rückhaltlosigkeit des Denkens und Empfindens und durch seine Gewalt der Darstellung, die ja von seinen Nachfolgern leider so oft mißverstanden worden ist."

29 Studien: „Bilder aus dem italienischen Volksleben" brachte Pfannschmidt als sichtbare Frucht von dieser Reise heim.

Im Jahre 1877 betrat er zum letztenmale italienischen Boden, und zwar besuchte er mit seiner Frau die norditalienischen Seen. — Jedoch die Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kunst blieb stets in Pfannschmidts Herzen, und im Geiste wurde noch manche Reise dahin gemacht. Daneben wurde aber ein anderes Heimweh nach einem noch schöneren, gelobten Lande, dem letzten Ziele seines Lebens, immer stärker, je mehr die

Folgen der angespanntesten Thätigkeit sich in steigernder Ermattung der Körperkräfte fühlbar machten. „Das Heimweh stirbt nicht aus," schreibt er dem Vetter Kühn (den 31. Dezember 1878), „was nach oben zieht, dem Lande des Friedens, und das, was nach dem Süden zieht, um in linder Luft die Brust zu baden. Leider ging es nicht im verflossenen Jahre, diesem Zuge zu folgen, und so muß ich mich nun unter den dunkeln Wolken des Nordens vorsichtig weiter lavieren. Doch wir haben ja allen Grund, das Haupt fröhlich und dankbar in die Höhe zu richten."

31. Pfannschmidt und Ernst Förster.

Pfannschmidts Kunst will nicht bloß einem kleinen, kunstliebenden Publikum Kunstgenüsse bereiten, obwohl sie auch dies im vollsten Maße thun kann, sondern als echt evangelische Kunst ist sie bestimmt, auf weitere Volkskreise zu wirken, um in ihnen den Sinn für das Ideale und Wahre zu wecken und zu pflegen. Beginnen doch seine Werke auch dieser Aufgabe in hohem Maße gerecht zu werden: als Illustrationen in Bibelwerken, Kalendern und volkstümlichen Zeitschriften sind viele seiner Bilder bereits Eigentum des Volkes geworden, ohne daß es zumeist den Künstler kennt. Um diese Mission erfüllen zu können, bedarf die Kunst beredter Zeugen, die, was in der stillen Werkstatt geschaffen, hinaustragen auf den Markt des Lebens, um empfängliche Gemüter auf die ihnen dargebotene Speise aufmerksam zu machen.

An solchen treuen Zeugen hat es Pfannschmidt nicht gefehlt. Als ersten unter diesen lernten wir bereits den Historien- und Porträtmaler Professor Adolf Henning kennen. Dieser hat vom Jahre 1848 an bis zu Pfannschmidts Tode unermüdlich sein Schaffen mit Besprechungen (durch ein kleines, lateinisches b gekenntzeichnet) zuerst in der „Spenerschen Zeitung", dann in der „Kreuzzeitung" und im „christlichen Kunstblatt" begleitet. Das Gleiche that in letzterer Zeitschrift viele Jahre hindurch der Kunsthistoriker Geheimerat Karl Schnaase. Es ließen sich noch eine ganze Reihe treuer Freunde der Kunst Pfannschmidts anführen, die für diese neue

Freunde warben. Doch einer darf nicht übergangen werden, verdient vielmehr noch eine besondere Würdigung, da der geistige Austausch mit ihm Pfannschmidt hervorragende Anregung, Ermutigung und Förderung brachte und desselben Eintreten für Pfannschmidts Kunst Kreise, die ihr gegenüber bisher fremd geblieben, vor allem im Bereiche des Münchener Kunstlebens erwärmte.

Dieser eine ist der Hofrat Ernst Förster in München gewesen, der berufenste Kunsthistoriker der durch Cornelius erweckten neueren deutschen Kunst, bekannt durch seine „Beiträge zur neueren Kunstgeschichte", „die Geschichte der deutschen Kunst", „die Denkmäler deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei" und vor allem die „Biographie des Cornelius". Als Pfarrerssohn in Münchengosserstädt bei Altenburg den 8. April 1780 geboren, widmete er sich in Jena und Berlin dem theologischen Studium, das ihn aber allmählich zur Philosophie hinführte. Der gewaltige Eindruck von Cornelius' Nibelungen ließ in ihm die malerischen Talente zum Durchbruch kommen, die er unter des Cornelius Leitung bis zur Meisterschaft ausbildete. Die gemeinsamen Arbeiten an dem Freskobilde der „Theologie" in der Bonner Universiätsaula nach Hermanns Entwurf mit diesem (1823—25) befestigte zwischen Förster und Hermann einen schon beim ersten Zusammentreffen in Dresden (1818) geschlossenen Freundschaftsbund fürs ganze Leben, dem Förster in seinen Erinnerungen „Aus der Jugendzeit"[1]) ein herrliches Denkmal gesetzt hat. In München blieben die Freunde vereinigt, bis Hermann 1841 dem Cornelius nach Berlin folgte. Nach einer mit Hermann unternommenen italienischen Reise (1832/33) vermählte sich Förster mit Emma Richter, der Tochter Jean Pauls; und als Hermann 1854 mit deren Jugendfreundin Luise v. Schubärt den Lebensbund geschlossen, zog er mit ihr und seinen Schwestern in Försters Haus, das die Hermannsche Familie bis zum Abschied von München mit Förster bewohnte in ungetrübter Freundschaft, von welcher auch die Gevatterschaft, welche Förster bei Johanna, der ältesten Tochter

[1]) Verlag von Spemann in Berlin und Stuttgart 1887.

übernahm, Zeugnis ablegt. Durch Hermann trat auch Pfannschmidt Förster nahe, als er im Dezember 1845 auf der Rückkehr von Rom München berührte. Damals schrieb ihm vor seiner Heimreise nach Berlin Förster: „Wenn ich Ihnen in Zukunft in irgend etwas förderlich sein kann, schreiben Sie ja an mich! Ihrem künstlerischen Streben von ganzem Herzen gesegneten Erfolg wünschend und mit dem Ausdruck wahrer Freude an Ihnen

Ihr E. Förster."

Erhöht wurde Försters Teilnahme für Pfannschmidts Person, als dieser des ersteren Patenkind, Johanna Hermann, heimführte.

Inzwischen war Förster aus einem ausübenden Künstler ein hervorragender Kunsthistoriker geworden, dazu durch seine theologischen und philosophischen Studien wie durch seine malerische Praxis und seine großen Reisen in außergewöhnlicher Weise befähigt. Von hoher Warte aus, auf die ihn seine vielseitigen und eingehenden Studien gestellt, beobachtete er nun alle wichtigeren Erscheinungen des Kunstlebens und trat in Zeitschriften „fordernd, warnend, ermutigend, verteidigend, aufklärend, belehrend und begeisternd auf den Plan, immer mit Erfolg". Da nimmt es Wunder, daß Förster Pfannschmidts Kunst bis zum Jahre 1870 nicht zu beachten schien, obwohl er durch persönliche Beziehungen mit ihm vertraut war und ihn ungemein schätzte.

Es war im Frühjahr 1870 — Förster weilte mit seiner dritten Frau (Agnes geb. v. Melle aus Hamburg) in Berlin. Nur diese machte der Frau Pfannschmidts, die vor kurzem eines Kindleins genesen war, einen Wochenbesuch. Als Pfannschmidt sie in sein Atelier geführt, rief sie aus: „Aber kennt denn mein Mann diese Schöpfungen gar nicht?" Nun kam auch Förster ins Atelier, sah die Werke u. a. auch den Mosescyklus, und einzig war seine Freude, einen Meister zu finden, der nicht nur in Cornelius' Geiste schuf, sondern auch selbständig den von diesem eingeschlagenen Weg fortsetzte. Von Stund an nahm Förster den allerlebhaftesten Anteil an Pfannschmidts Schaffen, jederzeit zu Freundesdiensten bereit, ihn ermutigend, mit ihm Gedanken austauschend und für ihn zeugend. Wiederholt kamen sie zusammen, die Freund-

schaft zu befestigen, die auch in einem regen Briefwechsel ihren Ausdruck fand. In der Art, wie Förster sich gab, um dem Freunde, dem er nicht genug Beweise der Wertschätzung und Zuneigung geben konnte, etwas zu sein, lag für Pfannschmidt etwas ungemein Ermutigendes, zumal er sich immer von neuem wunderte, wie Förster, obwohl er dem Christentum gegenüber mehr eine philosophische Stellung einnahm, das innerste Wesen seines Schaffens verstand und erfaßte und für das, was der Künstler empfand und in der Formensprache ausdrückte, den zutreffenden Ausdruck in Worten fand. Öfters schickte Pfannschmidt auf Försters Anregung einige seiner Schöpfungen nach München, und dieser bereitete ihnen den Weg als ihr Dolmetsch zu den Herzen der Münchener. Daß Pfannschmidt gerade in München, das ihm einst (1841) den rechten Weg gewiesen, so verständnisvolle Aufnahme seiner Werke fand, gereichte ihm zu großer Genugthuung.

Wir können es uns nicht versagen, auf Pfannschmidts Beziehungen zu Ernst Förster vom Jahre 1870 an näher einzugehen und sie durch Briefauszüge zu illustrieren. Vielleicht wird uns durch Anleitung des großen Kunsthistorikers manche neue Seite in Pfannschmidts Kunst offenbar und seine Stellung in der kunstgeschichtlichen Entwicklung noch klarer.

Als Pfannschmidt Photographien des Altarwerkes in Bethanien an Förster geschickt, antwortet ihm dieser: (München, 21. Mai 1871.) „Lieber Herr Pfannschmidt! Ihr schönes Altarwerk steht in Übereinstimmung mit den Werken, denen meine Studien in Italien gewidmet sind, aber nicht als Nachahmung, sondern als selbständige, aus eigener, wahrer Empfindung geborne Schöpfung, die nur aus der gleichen Quelle mit jenen die Kräfte der Erscheinung und Entwicklung geschöpft und damit zugleich ein Zeugnis ablegt für den in der Gegenwart noch immer lebendigen Geist."

Für die Zusendung der Photographien des Benthiner Altarbildes dankt Förster mit den Worten: (München, den 17. März 1872.) „Die Gesamtanordnung, die Gruppierung, die Charaktere, den Stil der Zeichnung sowohl der lebendigen Formen als der Gewänder finde ich sehr schön; alles belebt von dem Geiste kirchlich-

protestantischer Frömmigkeit, so daß es sicher an dem Ort seiner Bestimmung die erwünschte Wirkung machen wird ..."

1875 folgten verschiedene andere Werke Pfannschmidts, deren Eindruck Förster mit den Worten wiedergiebt: (München, den 24. August 1875.) „Sie haben dem oft behandelten und fast verbrauchten Stoff durch Phantasie und Gemüt neue, belebte und damit belebende Seiten abgewonnen, und durch Auffassung und ideale Formvollendung und Schönheit seine hohe künstlerische und symbolische Bedeutung zur Anschauung gebracht, ohne ihn dem Leben und der Wirklichkeit im mindesten zu entfremden. Sie haben erreicht, was Cornelius von dem Besten seiner Schüler gewünscht und gehofft hatte ... Für die beiden außerordentlich schönen Blätter: „Gebet am Ölberg" und „Grablegung"(=Schlobitten) meinen allerherzlichsten Dank! Mit beiden scheinen Sie mir auf der Höhe Ihrer künstlerischen Bedeutung zu stehen. Ich wüßte keiner Darstellung dieser Gegenstände mich zu erinnern, die an Feinheit des Gefühls, Tiefe und Wahrhaftigkeit des Ausdrucks und Schönheit der künstlerischen Ausführungen ihnen an die Seite zu setzen wäre."

Noch in demselben Jahre wurden im Münchener Kunstverein die „Weckstimmen" ausgestellt. Den Eindruck, den diese unter den Künstlern hervorriefen, schildert Förster im Brief vom 18. November 1875: „Die Wirkung der ‚Weckstimmen' ist, wie ich sie erwartet: einmütig erkennen alle, daß uns hier etwas dargeboten wird, was man lange nicht mehr, vielleicht noch gar nicht gesehen und wonach man doch unbewußt ein heißes Verlangen getragen. Vielfältig erkennt man auch, daß sie selbst über das rein künstlerische Interesse, das sie doch im hohen Grade befriedigen, hinausgreifen und ernste Fragen ans Gemüt richten. Das Verhältnis derselben zu Cornelius und zu Overbeck wird viel besprochen; und wenn ich sagen kann: ‚wärmer, wenn auch nicht so großartig, als Cornelius, und wahrer in Empfindung und Form als Overbeck,' so habe ich damit das fast allgemeine Urteil ausgedrückt. — Graf Otting, der, gelähmt, sein Zimmer nicht verlassen kann, hat mich bitten lassen zu erlauben, daß ihm die Zeichnungen aufs Zimmer gebracht werden dürften, auf eine

Stunde. Ich habe unter der Bedingung meiner Begleitung und Aufsicht zugesagt, da dem sehr achtungswerten, ernstgesinnten Manne damit eine wahre Wohlthat erwiesen wird, und rechne deshalb dafür auf eine Indemnity-Bill bei Ihnen ... Gestern abend waren einige Freunde bei uns, die alle (Männer und Frauen) mit innigem Verständnis von den ‚Weckstimmen‘ sprachen. Beiläufig! Katholiken und Protestanten vergessen darüber ihre kirchliche Trennung und vollkommen Religionslose ihre Seelennüchternheit. — Nun meine Freunde sahen bei mir die Photographien nach Ihren Werken, die Sie mir geschenkt, und konnten sich kaum trennen davon ... ‚Wo sind sie zu haben?‘ fragt man, und ich frage Sie. ‚Es giebt kein schöneres Weihnachtsgeschenk für meinen Mann!‘ sagt die Frau. ‚Ich muß meiner Frau sie auf den Weihnachtstisch legen,‘ sagt der Mann."

Über das Verhältnis Pfannschmidts zu Cornelius, wie es ein Vergleich der Kamposanto-Kompositionen und der „Weckstimmen" nahe legt, äußert sich Förster in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" noch eingehender: „Wenn die neuere christlich-religiöse Kunst im Nazarenertum an gemachten und eingebildeten Gefühlen kränkelte und im mühselig erhaltenen Wunderglauben sich und andere zu erwärmen vergeblich versuchte; wenn dagegen Cornelius das Christentum in seinem Zusammenhang mit den Interessen der gesamten Menschheit als Weltreligion erfaßte, mithin vorzugsweise als Offenbarung höchster, das Leben diesseits und jenseits erhebender, leitender und läuternder, beruhigender und strafender Gedanken zur Anschauung brachte, so war noch immer übrig die w e s e n t l i c h s y m b o l i s c h e n G e s t a l t e n m i t d e m e i g e n e n, e i n g e b o r e n e n G e f ü h l z u d u r c h d r i n g e n, d a s G r o ß a r t i g e d e r A u f f a s s u n g u n d D a r s t e l l u n g d u r c h F o r m e n s c h ö n h e i t z u m i l d e r n, d u r c h s t r e n g e r e B e a c h t u n g d e r N a t u r w a h r h e i t d e m V e r s t ä n d n i s u n d d e r Ü b e r z e u g u n g n ä h e r z u b r i n g e n." Dieser Fortschritt ist nach Försters Meinung Pfannschmidt in den „Weckstimmen" gelungen.

Frühjahr 1879 folgte auf der Münchener internationalen Kunstausstellung der „D a n i e l", von dem Förster schon zuvor

in der „Allgemeinen Zeitung“ gesagt hatte: „Verbindet Pfannschmidt in seiner Zeichnung den Schönheitssinn von Overbeck mit der energischen Handschrift von Cornelius, so vertritt er damit die Richtung auf das Ziel, das beide, so wesentlich verschiedene Meister zur innigsten Freundschaft verband, wobei er übrigens als besonderen Vorzug für sich eine Gewissenhaftigkeit in Korrektheit der Form und Bewegungen, sowie Phantasie und Geschmack in Anordnung und Ausführung der Gewandung in bewunderungswürdiger Vollkommenheit in Anspruch nehmen kann. Wie unverkennbar ist er berufen zur Ausführung großer monumentaler Werke! Sollte die Zeit dafür wirklich vorüber sein, wie sie bei Carstens Leben noch nicht angebrochen war?“ Und an Pfannschmidt schrieb Förster (den 26. April 1879): „Sie haben der Darstellung Würde mit Wahrheit in den Formen, Natur mit Schönheit aufs innigste vereinigt und damit Ton und Geist der heiligen Schrift treu wiedergegeben.“

Daß auch die Münchener Künstlerschaft Pfannschmidts Streben würdigte, bekundete sie damit, daß sie ihn, nachdem er 1879 die zweite Medaille erhalten hatte, 1880 einstimmig zum Mitgliede der Kgl. Akademie der bildenden Künste in München ernannte. In dem Dankschreiben an die letztere erklärt Pfannschmidt: „... Schon in früher Jugend hat München durch seine wiederaufblühende Kunst den wesentlichsten Einfluß auf mein Streben und Leben in derselben gehabt, so daß ich nur mit dankbarem Gemüte stets dorthin zurückdenken konnte. Durch die mich so beehrende Wahl zu Ihrem Mitgliede ist dieses Heimatsgefühl zu einem bestimmteren Ausdruck gekommen, und meine Dankbarkeit erhöht sich in dem Bewußtsein, in Ihrer Mitte eine bleibende Stelle gefunden zu haben.“

Die Düsseldorfer Corneliusfeier brachte den Freunden 1879 ein genußreiches Wiedersehen, das durch das Gedächtnis an den beiderseits hochverehrten Meister besonders angethan war, das Herzensband fester und inniger zu gestalten. Pfannschmidt war es eine eigenartige Freude, daß auch er vom Senat der Berliner Akademie mit dessen Vertretung bei der Enthüllungsfeierlich-

keit des Donndorfschen Corneliusdenkmals betraut wurde. Die Begeisterung, die auch bei Pfannschmidt in harmloser Heiterkeit ihren Ausdruck finden konnte, ließ die in den Festtagen fast unzertrennlichen Freunde den Altersunterschied von zwei Jahrzehnten vergessen und ihrem schon längst bestehenden Freundschaftsbunde das Siegel der Dutzbrüderschaft aufdrücken. In Erinnerung dieser frohen Junitage schrieb Förster an Pfannschmidt: (Oberstdorf, 5. September 1879.) „Wie habe ich mich gefreut unseres Beisammenseins in Düsseldorf und Köln, zumal da Du uns Gelegenheit gegeben, Dich, den ernsten und trefflichen Meister der heiligen Kunst auch von Deiner heiteren Seite kennen gelernt zu haben! Denkst Du wohl an unsere lächerlichen Mühseligkeiten bei dem von uns verfehlten Künstlerfest im ‚Malkasten,‘ wo die für uns bestimmten — aber uns nicht bekannt gegebenen Ehrenplätze unbesetzt geblieben? und welche Rede Du gehalten an die Damen an dem Tische, auf dem sie saßen, so eindringlich, daß wirklich eine derselben mir soviel Platz machte, daß ich dos-à-dos mit ihr auf den Beginn des Feenmärchens (wenn auch vergebens) wartete?“

Als Förster 1881 von einer Seereise auf der Heimkehr begriffen war, weilte er mit seiner Frau etwa eine Woche in Berlin, um die dortigen Kunstschätze, von deren Fülle und Wert er überrascht wurde, zu genießen. Wer Förster und Pfannschmidt in diesen Tagen beisammen gesehen, erfreute sich an der jugendlichen Frische und Begeisterung des freundschaftlichen Verhältnisses beider. Wieviel ihnen dieses Beisammensein gewesen, bezeugen beide: Pfannschmidt in einem Brief an seinen ältesten Sohn: (Berlin, den 9. September 1881.) „Försters sind Dienstag früh abgereist, und für uns schloß sich damit eine sehr schöne Zeit herzlicher, freundschaftlicher Erquickung, des Gedankenaustauschs und der Stärkung für den weiteren Weg auf der Kunstbahn.“ — Und Förster im Brief an Pfannschmidt: (München, den 13. September 1881.) „Mein lieber, teurer Freund! Zurückgekehrt aus der weiten Welt in die enge — o so gemütliche — Heimat, drängt es mich vor allem, dir einen Gruß der Liebe und des Dankes zu senden, der mir und meiner Lieben durch

seinen und der Seinen Güte und Herzlichkeit eine Stelle in der weiten Welt so heimlich und gemütlich gemacht, daß die Erinnerung daran alles Denken erhellt und erwärmt."

Während dieses Aufenthaltes in Berlin hatte Förster auf der Kunstausstellung vier Blätter des „Vaterunsers" gesehen, und einen tiefen Eindruck von dieser Schöpfung Pfannschmidts empfangen, so daß er gleich nach seiner Rückkehr in München einen Aufsatz über dasselbe für die „Allgemeine Zeitung" verfaßte. Dort (1881 Nr. 293) giebt er den ersten Eindruck dieses Werkes wieder und weist ihm nach einer eingehenden Beschreibung seine kunstgeschichtliche Stellung zu. Auf seinen Rundgang durch die Ausstellung bezugnehmend, schreibt er: „Inzwischen nach so manchen, lockend ihre Reize entfaltenden leiblichen und geistigen Nuditäten sah ich plötzlich an unscheinbarer Stelle unter einfachen Zeichnungen ohne Lichteffekt und Farbenzauber, ohne breite, blendende Goldrahmen, was ich vergebens in der bunten Menge gesucht: echtes, gediegenes Gold, vier Tafeln mit sorgfältig ausgeführten Kompositionen, vollkommenen Schöpfungen künstlerischer Phantasie und des edelsten Formensinnes: Zeichnungen von C. G. Pfannschmidt, zu welchen das Vaterunser die Grundlage gegeben, nach Gedanke, Auffassung, Lebensfülle und Wahrheit, Größe und Reinheit des Stils, Werke ersten Ranges in der Reihe derjenigen, in denen wir seit länger als einem halben Jahrhundert den Ruhm und den Wert der deutschen Kunst zu feiern gewohnt waren .... Fragen wir nach der Stellung, welche diesen Kompositionen in der Kunstgeschichte der Gegenwart gebührt, so gehören sie jedenfalls zu den Werken der von Cornelius angebahnten und zu hohen Zielen verfolgten Richtung, wie sie — nach meiner Überzeugung — der große Altmeister selbst mit Freude und Genugthuung anerkannt haben würde. Daß ein großartigerer Hauch die Schöpfungen von Cornelius durchweht, kann nicht verkannt werden; und dennoch hat Pfannschmidt auf der betretenen Bahn einen Schritt weiter gethan — denselben, den auch Kaulbach eingeschlagen, der jedoch, da er das gesteckte Ziel außer Augen gelassen, auf Nebenwege geraten konnte. Wenn aber Cornelius, infolge der Natur-

anlage seines Genius, einem Dante und Michelangelo gleich, mehr von der Phantasie und dem reflektierenden Verstande geleitet, in Äußerungen der Kraft die höhere Befriedigung suchte und fand und damit dem Placet der Wirklichkeit nicht immer den gebührenden Wert beimaß, so folgt Pfannschmidt vorzugsweise den Eingebungen des Gemüts, einer tiefen und wahren und deshalb leicht rührenden Empfindung, gehoben und gehalten von einem hohen und unantastbar reinen Schönheitssinn: gewissenhaft korrekt in der Zeichnung der Körperformen und Proportionen und richtiger Verbindung der Glieder und deren ausdrucksvoller Bewegung, so daß, trotz aller Idealität der Auffassung und Darstellung, doch die Wirklichkeit vor uns zu stehen scheint; erfindungsreich und geschmackvoll in Anordnung der Bekleidung und Gewandung, das Gefälte nach Maß, Zusammenhang und Bewegung der Körperteile in bezeichnendem Wechsel von Linien, Flächen und Brüchen einfach strengen Stils und so sicher gegen bloßen Schein, daß jedes Gewandstückchen die Probe der Auflösung bestehen könnte." Am Schluß dieses Aufsatzes wünscht Förster außer der Vervielfältigung des Vaterunsers eine Ausführung im großen Stil: „So wie das Ganze gedacht und im einzelnen ausgeführt ist, drängt sich das Verlangen mit Entschiedenheit hervor, die lebensvollen Gestalten auch in Lebensgröße und in der Farbe des Lebens an öffentlicher Stelle — woran ein Mangel bei uns ja nicht empfunden wird — ausgeführt zu sehen. „Ist kein Dalberg da?" rief der Herold aus nach vollzogener Kaiserkrönung, „daß er den Ritterschlag empfange!" Ich wiederhole: Wohl: der Dalberg ist da: des Volkes Dank wird den Ritterschlag ersetzen!" —

Im Herbst 1882 gaben sich die Freunde mit ihren Frauen ein „Stelldichein" in Berchtesgaden. Zwar wohnten sie in verschiedenen Häuschen, doch konnten sie sich von den Fenstern aus begrüßen, sahen sich täglich bei allen Mahlzeiten und verlebten die Abende zusammen, an denen Förster zumeist von seinen Erinnerungen „Aus der Jugendzeit",[1]) was er am Tage nieder-

[1]) 1887 bei W. Spemann in Berlin und Stuttgart verlegt.



Gethsemane.

Aus der dritten Bitte des ‚Vaterunser‘ (1880-83) in der Nationalgalerie zu Berlin.
Verlag von R. Schuster-Berlin.

geschrieben, vorlas. Auch wurden herrliche Fahrten zusammen unternommen nach dem Königssee und durch die Ramsau.

Wie die Freunde so an dem beiderseitigen Schaffen innigen Anteil nahmen, auch die Freude miteinander teilten, so trugen sie ebenso gemeinsam ihnen auferlegtes Leid. Als am 30. April 1880 Professor Hermann, Försters Jugend- und Lebensfreund und Pfannschmidts Schwiegervater, heimgegangen, schrieb Förster an Pfannschmidt: (München, den 5. Mai 1880.) „Lieber Freund Pfannschmidt und ihr geliebten Hermannschen alle! Eure Trauerbotschaft traf mich schmerzlich, obschon nicht unerwartet nach den vorangegangenen Anzeichen zunehmender Schwäche. Meine Seele war bei Euch, denn ich habe den treuesten der Freunde, den trefflichen, goldreinen Menschen vom ersten Tage unserer Bekanntschaft innig und ohne Wandel geliebt. Die Nachricht von seinem Scheiden traf mich auf dem Krankenlager . . . Ich bitte Euch die gegenwärtigen, dürftigen Worte weder als einen auch nur von fern entsprechenden Ausdruck meines Mitgefühls, aber auch nicht als ein besorgliches Merkmal drohenden Unwohlseins zu nehmen. Der Arzt sieht — soweit menschliche Augen reichen — die Zukunft noch hell um mich, und ich lasse mir — obschon bereit zu kommen, sobald ich gerufen werde — die Aussicht auf noch mehr als einen Lebensfrühling unter den Mitlebenden nicht verdüstern. Möge uns einer oder der andere derselben noch wieder zusammenführen zum lebendigen Austausch unserer gemeinsamen Erinnerungen und unserer gemeinsamen Liebe!

Euer Ernst Förster."

Wie wir aus dem letzten Teile dieses Briefes ersehen, war Förster trotz seines Greisenalters von fast jugendlicher Lebensfreudigkeit beseelt, die aber auf einer ernsten Lebensanschauung beruhte, wie uns ein Dankeswort Försters an Pfannschmidt für dessen Glückwünsche zum 84. Geburtstag beweist: „Ich habe ihn gesund erlebt, und wenn die vielen gutgemeinten Wünsche, die für mich und zu mir ausgesprochenen Worte höheren Orts ausreichende Beachtung finden, bin ich auch bereit, in Demut und Dankbarkeit den Tag noch einige Zeit in gleicher Verfassung zu

erleben. Übrigens halte ich an dem alten Spruch: Lebe, als solltest du morgen sterben, und stirb, als wolltest du ewig leben! Denn in der That für die Aufgabe, die uns für vollkommene Aus- und Durchbildung unserer Mitgift gegeben ist, ist das längste Leben zu kurz und wir bemerken erst am Ende desselben, daß wir kaum angefangen haben. Selbst der Künstler, der sichtbare Zeugnisse seines herzerfreuenden Wirkens zurückgelassen, selbst wenn er Vollendetes geschaffen, sagt — wie Rafael gethan —: „Ein Ideal schwebte mir vor der Seele, aber ich konnte es nicht erfassen.“ — —

Vor seinem Abscheiden wünschte Förster noch eine von ihm in seinen Werken über die deutsche Kunst jetzt empfundene Lücke auszufüllen und in einem besonderen Werkchen der Bedeutung Pfannschmidts gerecht zu werden. Dieses Verlangen durfte er noch befriedigen in einer Broschüre, die als Heft 173 der „Holtzendorffschen Zeit- und Streitfragen“ unter dem Titel „Mittelalter oder Renaissance?“ (G. Pfannschmidt u. Anselm Feuerbach) erschien. Als das Charakteristische der mittelalterlichen Kunst sieht Förster das Überwiegen des Gedankens über die Form: die Idee ist der leitende Zweck, die Form nur Mittel der Darstellung während in der Renaissance bei dem Ringen nach vollendeter, wirkungsvoller Ausführung die Idee leicht zu kurz kommt! An dem Lebensgange und der künstlerischen Entwicklung der grundverschiedenen Künstler, Feuerbach und Pfannschmidt, weist nun Förster nach, daß die Vereinigung der Kunstprinzipien des Mittelalters mit den technischen Vorzügen der Renaissance das für die Kunst unserer Zeit zu erstrebende Ziel sei. Anselm Feuerbach verfolgte einseitig das Prinzip der Renaissance: ihm „waren zuerst die Gestalten da, ehe er den richtigen Namen dafür fand“, bis er in seinem letzten Werk „die Verleihung der städtischen Privilegien durch Kaiser Ludwig dem Bayer an Nürnberg“ durch eine klare, geschlossene von der Idee geleitete Komposition dem mittelalterlichen Kunstprinzip den schuldigen Tribut zahlte. Da wurde er durch den Tod an einer Fortsetzung des Weges gehindert, der nach Förster eben dahin geführt hätte, wohin Pfann-

schmidt ohne Irrwege und in meist ruhiger Entwicklung und unermüdlicher Thätigkeit in seinen Bildern, namentlich aber in seinem „Vaterunser" gelangt ist. Pfannschmidt geht nach Förster von dem mittelalterlichen Kunstprinzip aus, wird von großen Gedanken geleitet, verwendet aber auch allen Fleiß auf vollendete, lebenswahre Form, den Vorzug der Renaissance, aber ohne mit dieser jene zu überschätzen: in der Komposition streng nach Gesetzen, die keine akademischen Produkte, sondern Weltgesetze sind und in Wirkung waren lange, bevor man sie gefunden und erkannt hatte, — in der Zeichnung fein mit festen Umrissen, in den Körperformen streng naturgemäß, aber ohne Pedanterie, in den Gewandformen bei vollkommener Klarheit unerschöpflich reich, — in der Charakterisierung der Köpfe und Bewegungen mannigfaltig und schön; und zwar indem alle diese Vorzüge harmonisch zusammenwirken. Auch die Farbe rühmt Förster bei Pfannschmidt als wahr, klar und harmonisch, aber sich nicht vordrängend: sie stört nicht durch Pracht und Glanz, aber auch nicht durch Mangel an Wahrheit, Schönheit und Kraft.[1])

Diese verständnisvolle Charakteristik seiner Kunst hat Pfannschmidt ungemein beglückt. Am Sylvestertag 1882 spricht er dies Förster aus: „Deine Schrift hat mich wie ein warmer Sonnenstrahl begrüßt und auf die Stirn geküßt, herzerwärmend und tröstend, daß das, was seit Jahren mein Herz erfüllt und womit Kopf und Hand gerungen, ein solches Verständnis und einen so lebendigen Ausdruck gefunden hat. Wie in das Angesicht meines Vaters habe ich in dein Angesicht geschaut; denn deine Gesichtszüge erinnern mich stets an ihn, aber nicht bloß das: mit väterlicher Liebe und Treue hast du dich meines Lebens und Wirkens angenommen. Für alles das den richtigen und vollen Ausdruck zu finden, fällt mir schwer; du mußt ihn aus den schlichten Worten herausfühlen und multiplizieren." —

Diese Schrift sollte das letzte öffentliche Zeugnis Försters für den Freund sein. Bald stellten sich in Försters Hause die

[1]) Eine Anzahl biographischer Irrtümer in der Försterschen Darstellung ist mit Hilfe dieses Lebensbildes leicht zu berichtigen.

Todesboten ein. Am 23. September 1884 wurde zuerst seine treue Lebensgefährtin abgerufen. Da schrieb ihm Pfannschmidt folgenden Trostbrief: „Die heute früh empfangene Nachricht von dem Heimgange Deiner, von uns allen so innig geliebten Frau hat uns auf das tiefste erschüttert. Nichts konnte uns ferner liegen als ein derartiger Gedanke. Bei einem solchen Schmerze will menschlicher Trost versagen und findet nicht das rechte Wort; und es fallen mir nur einige Worte unseres Erlösers ein, der der rechte Tröster ist und sich allen Mühseligen und Beladenen besonders nahet. Es sind zwei Worte an Petrus gerichtet: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hinwolltest. Wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst,‘ und ‚Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren.‘ — Was Dir die Selige war, wer sollte es Dir nicht abgefühlt und mit empfunden haben, wie Du alles mit Ihr geteilt, wie Sie alle Deine Interessen in sich als die Ihrigen aufgenommen, die edelsten Fragen einen hellen Widerhall in Ihrer Seele fanden, bei der größten weiblichen Innigkeit, bei der größten Demut Ihres so warmen Herzens. Gott der Herr, der die Wunde geschlagen, gebe Dir Kraft den Schmerz zu tragen und umfasse Dich fest mit seinen Liebesarmen! ... Dein mit Dir tiefbetrübter Freund C. G. Pfannschmidt.“

Försters Leid wurde vergrößert dadurch, daß gleichzeitig, wohl infolge der Gemütserschütterung, sein Gehör versagte, dann aber nur schwach wiederkehrte. Am 29. April 1885 entschlief auch er sanft im 86. Lebensjahre.

In dem Beileidsschreiben an Försters Sohn, den Major Brix Förster, charakterisiert Pfannschmidt seinen Freund als „eine Säule im Baue echter, erhabener Kunst“; denn er stand „unbeirrt und fest einer wogenden, schwankenden Kunstrichtung gegenüber, die nicht das Echte, das Wahre auf ihre Fahne geschrieben hatte, und kämpfte für die heilige, keusche Kunst, bis das Schwert ihm aus der Hand sank.“



Maria, vom Christkinde den Schleier lüftend.

Oelbild im Besitz des Fräulein A. von Rochow-Berlin. 1882.



32. Pfannschmidt in der Familie und Geselligkeit.

Er sucht deine Armut und machet dich reich;
Er nimmt deine Unruh, giebt Frieden zugleich;
Hat selbst keine Stätte und schenkt dir ein Haus,
Da ruhst du von Arbeit und Sorgen dich aus.
C. G. Pf.

Öfter ist Pfannschmidt der „deutsche Fiesole“ genannt worden. Legt man ihm diesen Namen wegen seiner religiösen Innigkeit bei, so mag man recht thun. Um dieses Vorzuges willen übte ja Fiesole allezeit auf ihn eine große Anziehungskraft aus. Jedoch sehr verschieden sind Quelle, Nährboden und Äußerung der Frömmigkeit bei Fiesole und Pfannschmidt. Während jener in klösterlicher Abgeschiedenheit schuf und die Zellen ausmalte für Klosterbrüder, die dem Leben absterben und losgelöst von gottgewollten Forderungen des Diesseits, sich künstlich vor der Zeit in die Welt des Jenseits hineinversetzen wollten, — so stand Pfannschmidt als Protestant mitten im Leben, um es zu veredeln. Weder entzog er sich dem natürlichen Leben, noch ließ er sich von ihm gefangen nehmen als Mensch wie als Künstler, sondern er suchte es zu heiligen und zu verklären durch den gött=

lichen Geist, der aus seinem Wort in der heiligen Schrift uns entgegenweht.

Das deutsche Vaterland, dessen Kämpfe und Siege sein Herz bewegten, war sein Arbeitsfeld, den Eltern war er als treuer Sohn schon früh eine Stütze, mit der Mutter Segen hat er auch sich ein Heim gegründet, das fast 31 Jahre hindurch die friedliche Stätte seines künstlerischen Schaffens gewesen und ihn erfahren ließ, daß das vierte Gebot das erste ist, das Verheißung hat.

„Bei ihm stand, was er leistete," schreibt E. Frommel,[1]) „in vollster, reinster Harmonie mit dem, was er war; davon bekam jeder einen lebendigen, unvergeßlichen Eindruck, der einmal mit ihm im Leben zusammentraf, und vollends jeder, dem es wie uns vergönnt war, den Meister kennen zu lernen in seinem Hause, an der Seite seiner treuen Gattin und im Kreise der großen Kinderschar: ein großer, christlicher Maler und ein echter deutscher Hausvater."

Da bei Pfannschmidt der Künstler und der Mensch, Leben und Schaffen in solcher Harmonie zu einander standen, gehört es zur Vollständigkeit seines Lebensbildes, daß wir auch aus seinem Familien- und geselligen Leben einige Züge aufnehmen.

Ihm war das für Berliner Verhältnisse seltene Glück beschieden, in ein und demselben Hause von 1846 an bis zu seinem Heimgange, also 41 Jahre hindurch, sein Atelier und eine, für seine große Familie wie geschaffene Wohnung in engster Verbindung zu besitzen, ein Umstand, der für die Stetigkeit der Entfaltung eines eigenartigen Familienlebens nicht hoch genug anzuschlagen ist. Wie die Werkstätte des Meisters mit seiner traulichen Heimstätte zu einem Ganzen verbunden war, so Kunst und Leben im Pfannschmidtschen Hause, indem eines dem andern Handreichung leistete. Unser Künstlerheim lag im Nordwesten Berlins am Luisenplatz Nr. 8 drei Treppen hoch. Die Vorderseite der hochgelegenen Wohnung, mit dem Atelier nach Norden gerichtet, bot eine herrliche Aussicht über den mit alten Kastanien geschmückten

---

[1]) Über Land und Meer 1887, Nr. 51.

Platz und den Schinkelschen Gebäuden des „neuen Thores“ hinweg nach dem Invalidenpark und der mit dem Adler bekrönten Invalidensäule (dem Denkmal für die im badischen Feldzuge 1849 gefallenen Krieger), während von den hinteren östlichen Räumen aus hinter der großen Barraudschen Zimmerwerkstätte, dem Tummel- und Spielplatz der Jugend, das Auge die Baumriesen der am Oranienburger Thor gelegenen Friedhöfe erschaute, von welchen her an stillen Frühlingsabenden melancholischer Nachtigallenschlag ans Ohr drang.

Zu dieser Wohnung lassen wir einen Freund Pfannschmidts [1]) die hohen Treppen hinaufsteigen und sich durch einen dunklen Gang und das kleinere hochfenstrige Musikzimmer zum Atelier hindurchwinden. „Da sitzt er fleißig an Karton, Leinwand oder Zeichnung. Soviel Zeit läßt er sich stehlen vom kostbaren, kurzen Sonnenlicht, das ihm der graue Berliner Himmel gönnt, seinem alten römischen Freund ... herzlich mit einem etwas homerischen treuherzigen Gelächter die Hand zu schütteln ... Im gemütlichen Hausrock (oder in der Samtjacke), ein altes Rafaelkäpplein auf den langen Haaren, hat er sich wieder zu seiner Arbeit gesetzt, und wir können uns 'mal ordentlich umschauen in seiner Klause. Es steht alles voll da drin, grade wie's in seinem Hause wimmelt von den zehn Trabanten, die um Vater und Mutter wie Sterne um Sonne und Mond kreisen. Alte Schränke haben uns im Vorzimmer schon als solide, gute Hauswächter begrüßt, und drin im Atelier ist auch da und dort ein Kunstschränklein, von ihm selber fein und zierlich mit Herz und Liebe wie vom alten, ehrsamen Meister gearbeitet ... Und darauf stehen Gipsfiguren und allerhand Modelle aus Thon, die er in Abendstunden der Bildhauerei und dem Kunsthandwerk zu Ehren geformt. An den Wänden hängt's bunt durcheinander, dort ein Kopf einer Madonna, hier einer seiner Jungen im vollen Bubenalter — wie sich's eben zusammenfand und wie man einen Feldstrauß aus Wald und Wiese zusammenbindet. Alle sagen von der Welt,

---

[1]) Hofprediger E. Frommel im Daheim 1881, Nr. 16.

die er liebt und in der er lebt: der heiligen Welt der Schrift, der stillen Welt des Hauses. Beide schmücken, beiden zu Ehren bilden — das ist seine Gabe und Aufgabe.“ —

Wie es ihn bei der Arbeit nicht störte, wenn ihn ein lieber Freund im Atelier besuchte, sondern er oft weiter malend mit ihm Gedanken austauschte, so duldete er es auch, daß seine jüngeren Kinder bei ihm mit dem Baukasten spielten, eines der älteren in der Stille seine Schularbeiten machte oder die Mutter eins der Nesthäkchen selbst unterrichtete, auch nicht wenn die Kinder im Nebenzimmer stundenlang ihren Musikübungen singend oder auf Klavier und Geige spielend oblagen, — sicher zumeist kein Ohrenschmauß für den musikalischen Vater. „Was zu eurem Fortkommen dient,“ sagte er öfter zu seinen Kindern, „das stört mich nicht.“ Nur eins konnte seine innere Sammlung beeinträchtigen, mußte daher in der Nähe des Allerheiligsten peinlich gemieden werden: Streit und Wortgefecht. So durften die Kinder im Atelier aufwachsen und an des Vaters Schaffen regen Anteil nehmen, indem sie die Geschichte jedes Werkes von seinem Anfang an lebhaft verfolgten. Mit welcher Spannung suchten sie schon aus den ersten leisen Kohlenstrichen die Gedanken des Vaters zu erraten, und wie groß war des Meisters Freude, wenn kindliche Einfalt das Richtige traf! — Erhöht wurde diese Teilnahme dadurch, daß der Vater seine Kinder häufig als Modelle benutzte. Über diesen Stunden des Modellstehens, obwohl für die unruhige Kindesseele oft eine qualvolle Geduldsprobe, schwebte doch eine eigene Weihe: wohl am nachhaltigsten wirkte in diesen stillen Stunden der Eindruck des unermüdlich, mit heiligem Ernste zu Gottes Ehre schaffenden Vaters, dessen kindlich frohes Herz doch auch allezeit für heiteren Scherz zugänglich war und bei den erhabensten Gedanken, deren Darstellung ihn beschäftigte, auch auf die kindlichsten Fragen und Einwände eingehen konnte. —

Und drinnen im Hause waltet „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und reget ohn' Ende die fleißigen Hände.“ Trotz der stets wachsenden mütter=

lichen Pflichten gegen die große Kinderschar bewahrte sie sich eine seltene jugendliche Frische, wie überhaupt das eheliche Verhältnis beider Eltern bis zuletzt von einer fast bräutlichen Zartheit und Innigkeit verklärt blieb; begegnete es ihnen doch noch in späteren Jahren auf Reisen, daß sie gefragt wurden, ob sie sich auf der Hochzeitsreise befänden. Was Pfannschmidt von Barth aus seiner Frau schrieb, hätte er auch später wiederholen können: (Barth, den 24. Juli 1859.) „Man sollte kaum meinen, daß Leute, die einen zweijährigen Brautstand und fast drei Jahre in der Ehe mit einander gelebt haben, daß die noch immer inniger zusammenwachsen; und doch ist es so, und meine letzte Anwesenheit bei dir hat dies kräftige Zeugnis in mir hinterlassen. Und es ist köstlich, daß es so ist, als ein Herz und eine Seele im festen Vertrauen des göttlichen Segens zum Himmel reisen." In eines bedeutenden Künstlers Hause aufgewachsen, war Frau Professor Pfannschmidt in hohem Grade befähigt, an ihres Mannes künstlerischem Ringen verständnisvoll teilzunehmen. Es verging wohl kein Tag, daß sie nicht bei irgend einem Abschnitt der Arbeit von ihm herbeigerufen und aufgefordert wurde, zu prüfen und ihr Urteil unumwunden zu äußern. Sehr vermißte er es, wenn dies nicht möglich war wie in Barth, von wo aus er schrieb: (Barth, den 14. August 1859.) „Eine größere Freude könnte mir nicht werden, als wenn ich dich plötzlich auf den Brettern (dem Malgerüste) erblickte. Und wie würde unter deinen Augen mein Werk fröhlich von statten gehen! Ich bin an dein Auge so gewöhnt, daß mir immer die Bestätigung zu dem fehlt, was ich mache, wenn es nicht durch dein Auge, durch deine Seele gelaufen ist und der Eindruck mir dadurch klarer geworden ist, so daß dann auch die wunde Stelle leichter herauszufinden ist."

In solch glücklicher Ehe war es natürlich, daß der Wiederkehr des Verlobungs- und Hochzeitstages im engsten Familienkreise mit Lob und Dank gedacht wurde. Da Pfannschmidts Geburtstag (15. September) zumeist in die jährliche Reisezeit fiel, so gestaltete sich der Mutter Geburtstag am 4. Dezember zu dem größten Familienfeste des Jahres, welches auch die zahlreichen

Freunde in zwangloser Weise vereinigte. Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Tages waren die lebenden Bilder, welche von den Kindern und von Freunden des Hauses unter künstlerischer Leitung der Töchter des Geheimerats Stüler nach Bildern Pfannschmidts oder anderer Meister oder auch nach eigener Erfindung gestellt wurden. — Oft überraschte der Vater die Mutter an diesem Tage mit einem Gedicht; am 4. Dezember 1864 begrüßte er sie mit folgenden Versen:

Hast lang geschwiegen, du alter Gesell, Die Saiten fehlten der Laute;
Doch heute muß sprudeln ein heller Quell. Schlag an! Es lebe die Traute!
Die herrliche Mutter der lieben Schar, Sie feiert ja heute ihr neues Jahr.

Schlag an! und schaue hinauf in die Höh' Zum Herrn der Tage und Zeiten!
Der schaffet ihr Segen, der wehret dem Weh, Der kann sie fröhlich geleiten.
Er hat sie bewahret vor großer Gefahr, Gestärket, geliebet so manches Jahr.

So kommet denn alle ihr Kleinen heran Und lobet den mächtigen König!
Wer auch nicht singen, nur schreien kann, Eu'r Lallen, das gilt ihm nicht wenig,
Es steiget als Weihrauch gerade aus Wie Abels Opfer in Gottes Haus.

Gott siehet das an und hat seine Lust Und breitet die Arme entgegen,
Drückt Kinder und Mutter an liebende Brust; Das ist ein selig Bewegen.
Und der dies Liedlein hat gemacht, Auch dem hat vor Wonne das Herz gelacht.

Da der Vater seine ganze Kraft der Arbeit widmete und die Unruhe des Familienlebens möglichst von ihm fern gehalten werden mußte, so blieb die Erziehung der großen Kinderschar fast ganz der Mutter überlassen. Diese verstand es, mit ihrer gleichmäßigen Ruhe und Freundlichkeit, Umsicht und Geduld jedes einzelnen Kindes Entwicklung zu überwachen, jedem das Seine zukommen zu lassen, indem sie ernst und doch so voll Liebe strafte und warnte, wenn die Seele in Gefahr schien, den Kleinmütigen oder Schwächeren ermutigte, hegte und pflegte, und wie alle kindlichen Sorgen und Nöte so jedes Glück und alle Freude in ihr weites Herz aufnahm. Wie sich später die Geschwister gestanden, hatte jedes als Kind gemeint, daß das „Mutterle" es besonders lieb habe. Der mütterliche Einfluß war vor allem dadurch so wirksam und nachhaltig, daß die Kinder nie im geringsten eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern wahrnahmen, so daß

keinem der Gedanke kommen konnte, bei Vater oder Mutter vor dem andern Rückhalt oder Deckung zu suchen.

Hatte der Vater die ins Einzelne gehende Fürsorge ganz der Mutter überlassen, so verlor er doch keines seiner Kinder aus dem Auge. So sehr er bemüht war, eines jeden Eigenart frei sich entwickeln und den einzelnen seinen Weg unbeirrt gehen zu lassen, setzte er doch gewisse Dinge als selbstverständlich voraus: unbedingten Gehorsam gegen die elterlichen Anordnungen und sparsamste Verwaltung des Geldes, wie er beides in schwerer Jugend gelernt und geübt hat, vor allem aber Wahrhaftigkeit und Keuschheit in Worten und Werken. Sah er diese Stücke in Frage gestellt oder gefährdet, so griff er mit großer Strenge ein, die mitunter hart erscheinen konnte, aber doch aus weiser Liebe hervorging. An entscheidenden Punkten der Entwicklung machte er seinen erziehlichen Einfluß unmittelbar geltend in weisem Rat, auch ernster Mahnung, sei es ermutigend und tröstend, sei es warnend.

Trat so den Kindern wohl zumeist mehr der ernste Zug im Charakter des Vaters entgegen, die sanfte Freundlichkeit und milde Herzensgüte der Mutter ergänzend, so fehlte es doch nicht an Gelegenheiten, daß sich ihnen gegenüber auch sein kindlich harmloser Frohsinn zeigte. Diese Seite seines Wesens konnte in Scherzen und Spässen hervortreten bei den täglichen Mahlzeiten, die lange Zeit den Kinderkreis lückenlos an großer Tafel vereinigten. Seit die Tante Jeanette Hermann, die an der Mutter des Hauses einst treulich Mutterstelle vertreten, in die Hausgemeinschaft aufgenommen war, saßen Jahre hindurch dreizehn Personen zu Tisch, unbeirrt durch den bekannten Aberglauben, dessen man oft scherzweis gedenken konnte. Für ängstliche Gemüter mag hinzugefügt werden, daß als erstes Glied jene Tante Jeanette im 89. Lebensjahre aus diesem Kreise zu einem besseren Leben schied.

Auch in den Feierabendstunden, da er in früheren Jahren oft wie ein Kind mit den Kindern herumtollte, konnte des Vaters heiteres Gemüt zur Erscheinung kommen, vor allem aber auf

den Sonntagsspaziergängen in dem Tiergarten, da es ihn ergötzte, wenn die Berliner Jugend die Häupter seiner Lieben laut von eins bis zehn richtig durchzählte und auf den Ausflügen, die alljährlich etwa einmal mit Kind und Kegel in Gemeinschaft mit den lieben Hermanns (Großvater, Tanten und Onkel) unternommen wurden und den Grunewald zum Ziele hatten. Wie leicht war da sein kindliches Herz im Verkehr mit der Natur und lieben Menschen zu erfreuen!

Wie er mit seinen Kindern verkehrte, mag uns ein Brief zeigen, der zugleich einen Blick mitten hinein in das Familienleben thun läßt, indem er in kurzen Zügen einen Sonntagmorgen im Atelier zur Zeit, da er an der „Anbetung der Weisen“ für das Domstift arbeitete, schildert. Seiner dritten Tochter Anna sandte er diesen Sonntagsgruß nach Ilsenburg, wohin diese von einer treuen Freundin des Hauses, Fräulein Anna v. Rochow, mitgenommen war: (Berlin, den 19. Juli 1885, Sonntag früh.) „Mein liebes Ännchen! Noch ist das Heer, welches sich am Morgen im Atelier zu versammeln pflegt, nicht ganz beisammen. Lenchen hat schon sehr früh ihr Täßchen getrunken; dann kam die Mama, und wir sprachen über „die spanischen Brüder“ (von Alcock), die ja so Seel und Herz erquickend sind zu lesen, und nun findet sich Ernst ein, ißt seine Schrippe und schaut in den „Reichsboten“. Das Fenster ist weit geöffnet und läßt die kühle, erfrischende Morgenluft herein, die wir so oft in diesem Jahre entbehrt haben. — Soeben treffen gute Nachrichten von Gottfried und Martin (den auswärtigen Söhnen) ein ... Der Zweck etwas mit Dir zu plaudern wird beschränkt, da die Mama mahnt, sich zur Kirche zum Abendmahle zu rüsten, was wir heute noch mit Fritz (der zum erstenmale das Elternhaus für längere Zeit verließ, um in Dresden in Schillings Atelier als Bildhauer einzutreten) zusammen feiern wollen. Wie sehr freue ich mich, daß es Dir in Ilsenburg so wohl geht und Du so viel Liebe erfährst. Über Stock und Stein sehe ich Dich neben der Ilse hertanzen, ich fühle Dein Herz jubeln und höre Deine Lieder singen. Kann ich Dich doch im Geiste auf jedem

Deiner Schritte begleiten. Mögest Du ferner in Freude und Dankbarkeit empfangen, was Dir der treue Gott bietet, bietet durch unsere hochverehrte Freundin, Fräulein v. Rochow. Grüße sie auf das herzlichste. Grüße ebenso das teure Pfarrhaus mit den lieben Webers. Sage ihnen, daß, wenn ich auch nicht zum Schreiben käme, ich doch an sie dächte und sie mir so sehr lieb und wert wären! ... Hoffentlich ist am Dienstag meine Leinewand zugedeckt am letzten Könige. So lebe nun wohl! Gott der Herr geleite Dich! Alle grüßen. Es umarmt und küßt Dich

Dein Vater D. Pfannschmidt."

Bei solch einem Glück im eigenen Hause brauchte Pfannschmidt Geselligkeit und Zerstreuung nicht außerhalb der Familie zu suchen, obwohl beides in dem großen Freundeskreise ihm reichlich geboten und von ihm dankbar genossen wurde. Vor allem im Kreise der Seinen suchte und fand er Erholung und Aufheiterung, indem er auch gern zu schlichter Gastlichkeit die Thüren seines Heimes öffnete.

Des Abends wurde das Atelier zumeist zum Familienzimmer. Hier fanden sich möglichst alle zusammen, die ihre Tagespflichten erfüllt hatten, mit einer Handarbeit oder gutem Buche. Der Vater saß bei Lampenlicht vor der Staffelei und zeichnete, oder er schnitzte und tischlerte an einem kunstvollen Schränkchen und anderem zierlichen Hausgerät. Jahre hindurch beschäftigte er sich an den Feierabenden mit dem Studium und Sammeln der Kunstschätze alter Kirchenmusik, später mit der Sonderung und Ordnung des dichterischen Nachlasses der früh verstorbenen Anna Karbe, einer Tochter aus befreundeter Familie.[1]) Wie eine Andacht den Tag begonnen, so beschloß sie auch denselben.

Besonders traulich waren die Abende vor Weihnachten mit all den kleinen Vorbereitungen für das Fest. Da war auch der treue Hausvater nicht müßig, sein Teil zur Festfreude der Kinder

[1]) Pfannschmidts Arbeit wurde der vom Hymnologen Fischer redigierten und von Fr. A. Perthes in Gotha verlegten Ausgabe der Gedichte von Anna Karbe zu Grunde gelegt.

beizutragen: mit geschickter Hand zimmerte er wohl einen Kaufmannsladen oder Stall, malte ein neues Bildchen für die Laterna magica und schmückte von neuem die zu dem ersten Weihnacht der Ehe kunstvoll gebaute Krippe, an der er damals anderthalb Wochen bei Tag und Nacht nur mit wenigen Ruhestunden gearbeitet hatte. Diese stellte den Kindern die ganze Heilsgeschichte teils plastisch, teils in Transparenten dar, mit dem Paradiesesgarten und Sündenfall links beginnend. An jenen schließt sich der Mariengarten mit Teich und Springbrunnen an; im Hintergrunde verkündet in einer Säulenhalle der Engel der Maria die Geburt des Heilandes; oberhalb sehen wir, wie Elisabeth aus ihrem Hause heraustretend die vom Gebirge herabsteigende Maria begrüßt. Im Mittelpunkte des ganzen Aufbaues in der Grotte, von welcher aus ein Brünnlein, ein Sinnbild des Heilsbrunnens, fließt, finden wir bei Öchslein und Eselein die heilige Familie: das Kindlein in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Über der Grotte auf dem Berge weiden die Hirten, und der Engel thut ihnen das Weihnachtswunder kund. Weiter rechts sehen wir die Eltern mit dem Kinde über schmalen Steg auf der Flucht dahinziehen. Am äußersten Ende rechts predigt in einer Höhe der Täufer zur Buße, und oberhalb macht die Kreuzigung den Schluß der Darstellungen, die durch künstlerische Gestaltung der bergigen Landschaft zu einem Ganzen verschmolzen sind.

Wie reich gestaltete sich nun Weihnacht im Künstlerheim! Im Atelier, wo Leiter und Staffelei für einige Tage beiseite gestellt wurden, war der lange Gabentisch gedeckt, erstrahlte der Christbaum und ließ die Bilder an der Wand in wunderbar verklärtem Lichte erglänzen. Dann versammelten sich gern groß und klein im dunklen Zimmer vor der Krippe, die matt brennende Weihrauchampeln geheimnisvoll erleuchteten, und sangen unsere schönen Weihnachtslieder. Bei dieser Feier am Heiligabend durften der Großvater Hermann, der Onkel und die Tanten nicht fehlen.

Ein Höhepunkt der Weihnachtsfreude wurde allemal erreicht, wenn im großen Kinderzimmer die Laterna magica die durch poetischen Zauber übergossenen selbstgemalten Bilder vorführte:

wie die Engel das Christkindlein vom Himmel zur Erde tragen, — wie Maria das Kind in der Krippe anbetet, — einen Hirten auf Bethlehems Feldern, — wie die Sonne glühend über der Grotte aufgeht, — die Flucht nach Ägypten, die Überfahrt über den Nil, Johannes mit dem Schäfchen u. s. w. Jedes Bild wurde mit einem passenden Liede begleitet, in welches die jungen und alten Kehlen fröhlich einstimmten. Auch hier war Ernst und Scherz gepaart. Am Schluß wurden noch allerlei humoristische Tierbilder vorgeführt, und je nachdem Hund oder Katze oder beides zu sehen war, wurde in Choro miaut und gebellt.

Außer zur Weihnacht zeigte das Atelier festlichen Schmuck, wenn ein Bild vollendet war. Dann wurde „Bilderfest" gefeiert. Die Kinder, mit Kränzen und Sträußen geschmückt, und Freunde versammelten sich am Nachmittage vor dem fertigen Bilde, und nach einem Lobliede verlas der Meister einen Schriftabschnitt oder ein Freund hielt eine Ansprache. Dann setzte man sich an den ausnahmsweise im Atelier gedeckten Tisch, ließ sich Schokolade und Kuchen wohl schmecken, und noch manch frohes, geistliches oder Volkslied durch den weiten Raum erschallen. So ließ Pfannschmidt Göthes Wort gelten „Saure Wochen frohe Feste," doch auch die erste Hälfte desselben „Tages Arbeit abends Gäste."

Allezeit hatte Pfannschmidt ein offenes Haus und pflegte eine umfangreiche Gastlichkeit, indem die Zahl der Hausfreunde stetig wuchs.[1]) Zunächst waren es, wie wir früher schon gehört, seine Schüler von der Akademie, die er an regelmäßigen Abenden um sich versammelte. Außerdem vereinigten sich lange Jahre hindurch an bestimmten Tagen ältere Künstler und Kunstfreunde bei ihm: unter ihnen die Professoren Karl Hermann, Franz Schubert, Adolf Henning, außerdem Herr v. Moller, ein alter russischer General, der trotz seiner von Gicht gekrümmten Finger sich noch der Historien-

[1]) Es kann nicht unsere Aufgabe sein, eine Aufzählung der vielen Freunde Pfannschmidts und seines Hauses zu geben. Nur gelegentlich sind verschiedene genannt worden, wo es die Erzählung mit sich brachte. Daraus daß viele nicht Erwähnung gefunden, darf nicht gefolgert werden, daß ihre Freundschaft weniger gewertet werde.

malerei gewidmet hatte, und der Archäolog Professor Friedrichs, Wicherns Schwiegersohn, dessen frühen Heimgang Pfannschmidt für die Kunst tief bedauerte.

Die verschiedensten Berufsarten trafen sich des Sonntags abends zusammen: alle Fakultäten, die bildenden und tönenden Künste und der Kaufmannsstand waren vertreten. Geladen und ungeladen konnte ein jeder, der Beziehungen zum Pfannschmidtschen Hause hatte, wissen, daß er herzlich willkommen war. Die Jugend war am zahlreichsten vertreten. Das einfache Abendbrot wurde durch Unterhaltung gewürzt, die der Hausherr in zwangloser Weise zu leiten verstand. Gern erzählte er aus seinem Leben, öfter auch Geschichten, die er gelesen, so einige „Träumereien Volksmanns an französischen Kaminen," die ihm außerordentlich gefielen. Wohl manchmal passierte es ihm da, daß, wenn er das Märchen vom „kleinen bucklichen Mädchen", das von seiner Stiefmutter so geringschätzig behandelt wurde, wieder erzählte und an die Stelle kam: „und der Vater tröstete sich und nahm eine andere," es ihm plötzlich klar wurde, daß zufällig eine Stiefmutter unter seinen Gästen war. In unnachahmlicher Weise wußte er über den peinlichen Moment hinwegzukommen, ohne andere zu verletzen oder selbst aus der Fassung zu geraten, wie er überhaupt auch hohen Herren gegenüber sich bei aller Bescheidenheit nicht so leicht einschüchtern ließ. Ein Beispiel für viele. Einst sah sich der Generalsuperintendent Büchsel, der die Künste, namentlich die Musik, sehr liebte, schätzte und in seiner Weise förderte, aber bei seiner mehr praktischen Veranlagung ohne tieferes Verständnis, was er auch offen eingestand, in Pfannschmidts Atelier verschiedene Bilder an. Plötzlich sagte er: „Der Graf Voß (damalige Konsistorialpräsident) hat gesagt: es wäre viel besser, wenn die alten, guten Bilder kopiert, als immer wieder neue Bilder gemalt würden." „Ja, Herr Generalsuperintendent," entgegnete Pfannschmidt schlagfertig, „dann wäre es jedenfalls auch viel besser, es würden die alten guten Predigten von den Küstern vorgelesen, als daß immer wieder neue Predigten gehalten werden." Und Büchsel, der großes Gefallen an Schlagfertigkeit hatte, ja oft um diese zu

erproben andere etwas barsch anfahren konnte, bestätigte freundlich: „Ja, das wäre auch oft viel besser," indem er durch das Wörtchen „oft" seine erste Behauptung einschränkte.

Nach dem Abendessen wurde meist musiziert, indem auch musikalische Gäste ihr Bestes gaben; manchmal erheiterte man sich in kindlicher Weise bei Gesellschaftsspielen. Ein Choralvers, meist „Breit aus die Flügel beide," hin und wieder eine kurze Andacht beschloß den Abend.

Überaus groß ist die Zahl namentlich junger Leute, die im Laufe der Jahre im Pfannschmidtschen Hause längere oder kürzere Zeit aus und eingegangen, einen Ersatz für das ferne Elternhaus fanden und ihm auch später treue Anhänglichkeit bewiesen. Einer dieser jungen Freunde, ein Architekt aus Westfalen, schickte als Zeichen der Dankbarkeit einst einen großen Pumpernickel. Pfannschmidt, erfreut über diese Aufmerksamkeit, erwiderte sie mit einem humoristischen Gedicht:

Lieber Herr Siebold, Was sind Sie so hold,
Haben beflügelt den Pumpernickel
Zur Freude der großen und kleinen Zwickel!
Die haben genossen Unverdrossen
Mit Butter begossen Das köstliche Gut
Zur kräftigen Stärkung von Mut und Blut.
Bald wäre der Nickel gestrandet, Versandet,
In anderem Hause, Nach kleiner Pause,
Kam er nach Hause, Begrüßt durch Große und Kleine, —
Der große, dicke Nickel ohne Beine.
Da wurd' er zersäbelt, zerstochen und gepiekt,
Er hat sich nicht gerochen, nicht gequakt und gequiekt.
Dies duldsame Leiden Beim Scheiden
Sei Ihnen zum Trost verkündet Mit Dank verbündet
Von allen denen, Die den Ballen überfallen
Und dies Poema schließen Mit herzlichen Grüßen!

15. Mai 1878. C. G. Pfannschmidt.

Vor allem nach des Oberhauptes Heimgang sind der Familie manche Zeugnisse des in Pfannschmidts Hause empfangenen Segens geworden. Eines derselben, von einem praktischen Arzt, der als

Student Jahre lang bei Pfannschmidts verkehrte, möge hier seine Stelle finden. Dieser schrieb sechs Jahre nach des Meisters Tode an die Witwe: „... Es war immer mein Wunsch, Ihnen wenigstens von den Wendepunkten meines Lebens Nachricht zu geben, weil die Stunden, die ich in Ihrem Hause verleben durfte, bestimmend für dasselbe gewesen sind. Unvergeßlich steht in meiner Seele das Bild Ihres verstorbenen Herrn Gemahls. Es hat mich auch äußerlich durch die Jahre begleitet und hängt noch eingerahmt in meinem Hause. Daß ich aus einem bewegten Studentenleben das Verlangen nach einem Erlöser und Heilande gerettet habe, ich verdanke es nicht zum geringsten dem Einflusse Ihres Hauses. Dafür bin ich Ihnen und den verehrten Ihrigen zu ewigem Danke verpflichtet, und es ist mir ein herzliches Verlangen, Ihnen dies auszusprechen, nachdem ich in den Besitz Ihrer Adresse gelangt bin ..."

Mit jungen Leuten zu verkehren war Pfannschmidt bis ins Alter ein Bedürfnis. Dieses zu befriedigen ward ihm auch in der christlichen Studentenverbindung „Wingolf" Gelegenheit gegeben, für deren ideales Streben er viel Verständnis entgegen brachte. Sein Interesse für diese Verbindung wurde Jahrzehnte hindurch rege erhalten dadurch, daß viele Wingolfiten in seinem Hause verkehrten und zuletzt auch seine Söhne in diese Vereinigung eintraten. Gern nahm er teil an den studentischen Zusammenkünften, fast nie fehlte er auf dem Februarkommers, der Anfang Februar alljährlich zur Erinnerung des Aufrufes Friedrich Wilhelms III „An mein Volk" gefeiert wird. Das innere Band, das sich so angeknüpft hatte zwischen Pfannschmidt und dem Wingolf, fand seine Anerkennung, indem die Verbindung ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte und ihm das schwarz-weiß-goldene Band überreichte.

Einen wesentlichen Bestandteil des Familien- und geselligen Lebens im Pfannschmidtschen Hause bildete die Musik, welcher Pfannschmidt schon in den fünfziger Jahren eingehende Spezialstudien in seinen Mußestunden widmete. Es waren Jugenderinnerungen an die Mühlhäuser Kurrende in Pfannschmidt er-

wacht, die alten, herrlichen Gesänge lebten in ihm wieder auf, und es regte sich der Eifer, sie zu sammeln, um dadurch vielleicht manches aus der Verborgenheit hervorzuziehen oder vor dem Untergang zu retten. Er schrieb schon (am 9. März) 1856 an die Bellstädter Geschwister: „Auch mit hoher Freude haben mich unsere Mühlhäuser Choräle erfüllt. Ich habe mir die noch gangbaren von Eckart, Burck, Ahle u. s. w. abschreiben lassen, und jetzt ist der Kantor dabei, die, welche ... mit dem ehrwürdigen, alten Gesangbuch beiseite geworfen wurden, auch abzuschreiben, und bei dem Suchen nach dem alten Herrlichen scheint manches aus dem Schutte hervorzukommen."

Lediglich um die alte, evangelische Kirchenmusik war es Pfannschmidt zu thun, deren Schätze der Rationalismus und der Einfluß leichterer ausländischer Musik verdrängt und in Vergessenheit gebracht hatte. Mühlhausen war ein ergiebiger Fundort für diese alten Schätze. Die freie Reichsstadt war im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine Hauptpflegestätte der **Musica sacra** gewesen, und die Nachklänge jener großen Zeit, die für Mühlhausen mit den Namen eines Johann Sebastian Bach, Johann Eckart, Joachim à Burck, Rudolf Ahle als Komponisten und eines Ludwig Helmboldt als Liederdichter verknüpft ist, reichten noch in Pfannschmidts Jugend herein und drangen in der Kurrende an sein Ohr. Die Mühlhäuser Bibliotheken boten ihm nun die beste Gelegenheit, die Werke Eckarts, Burcks und Ahles zu sammeln. Um möglichste Vollständigkeit zu erzielen, mußte er auch andere Bibliotheken heranziehen, so vor allem die Wolfenbütteler, die er im Herbst 1858 selbst aufsuchte. Es war ein mühseliges Werk. Viele Sätze mußten, da die Partituren fehlten, aus den einzelnen Stimmheften zusammengetragen werden. Dann fehlte wohl auf einer Bibliothek eine Stimme und mußte auf einer anderen gesucht werden.

Für diese Arbeit waren Generalbaßstudien nötig; diese machte er unter Leitung des Organisten Wendel von der Matthäikirche. Die Einführung in das tiefere Verständnis des Geistes der alten Musik verdankte er dem Professor Teschner, bei dem

er Musikunterricht nahm. So schreibt er: (Berlin, den 14. April 1857.) „Seit Beginn dieses Jahres habe ich wieder Musikunterricht genommen bei einem hiesigen, sehr tüchtigen Musiker Namens Teschner. Er hat die schönste Sammlung alter Musikalien; und ich bin bei ihm an die rechte Quelle gekommen für das, was ich ersehne und erstrebe. Alle meine Mußestunden sind von dieser Arbeit in Beschlag genommen, und ein köstlicher Strauß der schönsten Blüten unserer alten, vaterländischen Kunst ist bereits, jedem verständlich in meinen Händen. Doch der Stoff häuft sich immer mehr, je mehr darnach gesucht wird; es geht auch hier wie nach dem Winterschlafe: eine Blüte treibt die andere heraus."

Seine Bemühungen um eine Veröffentlichung der gesammelten Musikalien waren zwar vergeblich, aber doch war diese Arbeit nicht umsonst. Ein Hochgenuß war es für ihn, wenn er des Sonntags nachmittags ab und zu aus seinem Notenschrank einen Band selbstgesammelter Musikalien von Eckart oder Burck oder Ahle hervorholen konnte und dann die vier Stimmen auf dem Klavier spielte, während er die Tenorstimme, die bei den alten Sätzen zumeist die führende Melodie hat, selbst sang. Welche Wohlthat ihm diese Beschäftigung mit der Musik war, klingt aus folgender Stelle eines Briefes an Karl Kühn heraus: (Berlin, den 18. Februar 1859.) „In meinen Mußestunden wird fortwährend die heilige Musika traktiert. In diesem Winter sind zu dem Vorhandenen 31 lateinische Oden und 82 Ehestandslieder von Joachim à Burck hinzugekommen. Ich wünschte Dir wohl, lieber Karl, daß wir zusammen einmal diese Sachen an unserem Herz und Ohr vorüberziehen lassen könnten; Du würdest gewiß unsägliche Freude haben, wie ich sie habe ... Je mehr ich mich umthue, je mehr Quellen und Thüren thun sich auf, und dem Herrn sei Preis, der mir diese Freude in meinen Mannesjahren berichtet hat. — Auch für meine Kunst ist es von wesentlichem Einflusse. Denn wenn ich mich früher manchmal Tage und Wochen quälte, wenn sich der Kopf verrannt hatte und nach dem Richtigen suchte, so ist es jetzt, als ob die Töne dem Gemüte und den schaffenden Kräften

Ruhe und einen ordnungsmäßigen Fluß verschaffen, einen wohlthätigen Zügel anlegen, wenn sich die Phantasie abschweifend verrennen will."

Die kräftige, schwere Speise seiner alten Meister nahm ihn so in Anspruch, daß er sich nicht viel mit den großen Klassikern der Musik beschäftigte. Persönliche Beziehungen jedoch zu Mitgliedern der musikalischen Abteilung der Akademie regten ihn an, auch die Entwicklung der Musik in der Gegenwart zu verfolgen. Da waren es vor allem die im strengen kirchlichen Stil gehaltenen Schöpfungen eines Eduard Grell, Friedrich Kiel und Reinhold Succo, zu denen er sich als Nachfolgern seiner alten Lieblingsmeister hingezogen fühlte. Bestand doch zudem zwischen ihm und dem etwa zwanzig Jahre älteren Grell, dem Direktor der Singakademie, eine herzliche Freundschaft: in ihren künstlerischen Grundanschauungen und in ihren Zielen völlig eins, zeigte einer für des andern Schaffen in seltener Weise Verständnis. Unvergeßlich ist denen, die hatten Zeugen sein dürfen, die Stunde, da der greise Meister der Töne sich von dem Meister des Stifts das „Vaterunser" unter stets wachsender Freude zeigen ließ und wiederholt die Gedanken des folgenden Blattes auf Grund des erkannten, inneren Aufbaues des Werkes im voraus andeutete.

Die Frucht der musikalischen Studien Pfannschmidts blieb nicht bloß auf ihn selbst beschränkt. In der ersten Zeit vereinigte er in seinem Hause ein Quartett, das die alten Choräle sang. Albert Becker, der jetzige Direktor des Kgl. Domchors, leitete diese Übungen. — Als Pfannschmidts Kinder heranwuchsen, fand sich bald ein Familienquartett zusammen erst unter dem Scepter des ältesten, dann unter dem des Musik studierenden dritten Sohnes. Nun gab's ein lustiges Singen im Hause in Feierstunden und bei Familienfesten, besonders an den Sonntagabenden, da noch durch musikalische Hausfreunde das Quartett verstärkt wurde. Pfannschmidts alte Meister, aber auch neuere wurden mit Begeisterung und Liebe nachgesungen. Klaviervortrag, Geigenspiel und Sologesang sorgten für nötige Abwechselung. Da konnte es nicht ausbleiben, daß sich bei einigen der Söhne die musikalische Ader

des Vaters schöpferisch regte. Manches Lied vom ältesten Sohn, der jetzt im Pfarramt die musikalische Anregung des Vaterhauses verwertet, und vom dritten, der sie als Musiker von Beruf nutzbar macht, wurde im Familienkreise zuerst gesungen.

Zweimal, am 16. April 1879 und 17. Mai 1883, wurde der weitere Freundeskreis zu einer „Hausmusik" in das Pfannschmidtsche Heim geladen. Wohl mehr als hundert Menschen aus allen Kreisen und Berufsarten sammelten sich beidemale im Atelier und in den Wohnräumen und ergötzten sich an schlichter Hausmusik alter und neuer Zeit, deren Programm durch Beiträge von Freunden und Freundinnen möglichst mannigfaltig gestaltet wurde.

In der Mitte der ersten Hausmusik vor einer Erfrischungspause hielt Hofprediger Stöcker, bei der zweiten Hofprediger Baur eine Ansprache, und am Ausgang wurde für das Johannisstift in Plötzensee, dessen Stiftsrat Pfannschmidt angehörte, von Kindern des Stifts eine freie Liebesgabe entgegengenommen.

Den geschilderten Charakter behielt das Pfannschmidtsche Haus im wesentlichen bis kurz vor des Vaters Heimgang, da der große Familienkreis erst nach demselben infolge des Berufes der Söhne und der Verheiratung von drei Töchtern sich äußerlich zu lösen begann. Doch der Vater durfte es noch erleben, daß ohne den leisesten Druck seinerseits ein jeder seiner Söhne nach freier Wahl sich einen Beruf erwählte, der auch ihm vollständig nach dem Herzen war; sah er doch, daß die verschiedenen Neigungen und Gaben, die bei ihm sich vereint fanden, bei seinen Söhnen getrennt sich regten. Die beiden ältesten Söhne studierten Theologie, der dritte Musik, der vierte erwählte die Bildhauerei und der jüngste die Malerei. An den Studien seiner Söhne nahm Pfannschmidt den regsten Anteil. Nur bei dem ältesten durfte er noch den Abschluß derselben erleben; und in seinem letzten Lebensjahre war es ihm vergönnt, zum erstenmale in eines Kindes Haus in Kaput bei Potsdam, wo jener Sohn als Pfarrverweser angestellt war, als Gast Wochen der Ruhe zu verleben.

Es war ein festes Band, das sich in diesem Familienleben um Eltern und Kinder geschlungen, so daß der Vater in späteren Jahren seinem ältesten, auf der Erlanger Hochschule weilenden Sohne schreiben konnte: „Wenn das Band, das Eltern und Kinder verbindet, nach Gottes Ratschluß gelöst wird, so ist das doch nur scheinbar; denn es schlingt sich immer weiter und fester um die Geschwister, die noch längere Zeit mit einander wandern sollen. Glücklich sind die Geschwister, die Herz mit Herz vereint wandern, sich gegenseitig heben und tragen, und die sich alle zusammen nur als eine Einheit fühlen und alle zusammen wiederum in Gottes Herzen ihre Ruhe finden."

Welch innere Befriedigung ihm sein häusliches Glück brachte, sprechen folgende Worte, an Vetter Kühn gerichtet, aus: (Berlin, den 15. Januar 1876.) „Im Norden ist es rauh und kalt, und der Kampf ernst und anstrengend. Gott sei gelobt, daß bei aller Hitze, die uns ankommt, das schirmende Haus der Familie so friedlich ist. Wenn es auch in ihm unruhig hergeht, so waltet doch Wahrheit, Friede und Treue, die aus Gottes Born quillen. Je älter man wird, um so mehr scheinen sie außer dem Hause in der Welt zu schwinden, und immer schwerer wagt man sich in das Treiben hinein, was doch nicht zu umschiffen ist."

Als er 1875 den Hochzeitstag fern von den Seinen in Rom verlebte, schrieb er: (Rom, den 7. Oktober 1875.) „Teuerste Herzensfrau! Der lieben Sonne goldner Schein scheint hell in alle Welt hinein, scheint hell in unser Herz hinein. Die Sonne der Gnaden hat nun schon neunzehn Jahre in unsern, von ihr so reich gesegneten Ehestand hineingeschienen. Sie hat unsere Herzen fortwährend durchglüht, so durchglüht, daß sie in einander geschmolzen zu einem Stück; sie hat unser Leben und Lieben so durchglüht, daß zehn köstliche Früchte an dem Baume unseres einen Lebens gezeitigt sind. Die Sonne der Gnade wolle ferner mit ihrer Glut uns durchdringen, daß wir in den alten Tagen hüpfen wie die Lämmer auf frischer Wiese. Die Sonne der Gnaden wolle auf unsere Kinder scheinen, daß sie Dankfeste, Erntedankfeste halten gleichwie wir. Ich herze und küsse Dich im

Geist an diesem schönen Tage, Du liebes Weib, Du Jungfrau im Geist, Du Engel an Liebe und Demut. Gott segne Dich und behüte Dich und die Frucht Deines Lebens, und lasse seinen Segen in der Fülle seiner Kraft reichlich auf Dir ruhen!"

Jede Wiederkehr des Hochzeitstages gestaltete sich für die Familie zu einem Dankfest; konnte da die Silberhochzeit ohne ein solches übergangen werden? Ein besonderer Grund kam hinzu, den 7. Oktober 1881 mit Loben und Danken festlich zu begehen.

Im Sommer 1881 wurde Pfannschmidt abermals von einer schweren Lungenentzündung heimgesucht, welche die Seinen längere Zeit mit der ernstesten Sorge um das teure Leben erfüllte. Doch Pfannschmidt genas, und am 7. Oktober konnte wenigstens im engsten Familienkreise das Fest der Genesung und der silbernen Hochzeit gefeiert werden und zwar am Morgen durch eine kleine Andacht.

Der Chor der Kinder sang den 128. Psalm von Grell, „Wohl dem, der den Herren fürchtet und auf seinen Wegen gehet!" Generalsuperintendent Büchsel, der Seelsorger der Familie, der einst die Silberbraut eingesegnet, die Eheleute getraut, all ihre Kinder getauft und mit Ausnahme des jüngsten eingesegnet, legte seiner Ansprache den 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln" zu Grunde, und die älteste Tochter überreichte den Eltern Silberkranz und -strauß.

Am 27. Oktober konnte, da Pfannschmidts Gesundheit sich soweit gefestigt hatte, im größeren Freundeskreise das Dankfest gefeiert werden. Wie bei manchem Freudenfeste der Familie wurden unter Leitung der Fräulein Stüler lebende Bilder gestellt und dazu Chorgesänge von dem durch Freunde verstärkten Hausquartett aufgeführt. Im Namen der Freunde des Hauses wurde das „Silberne Brautpaar" vom Superintendenten D. Pank, der als Pastor von St. Philippus, in welcher Gemeinde Pfannschmidt wohnte, ein Herzensfreund desselben geworden, durch folgendes Gedicht begrüßt, welches er mit Beziehung auf Pfannschmidts Werk an die Bitten des „Vaterunsers" anschloß: [1])

[1]) Der Verfasser dieses Gedichtes hat lange Jahre später, noch ein oder zweimal bei ähnlicher Gelegenheit das Vaterunser in mehr oder weniger

Herr Gott, zu dem wir „Vaterunser“ dürfen sagen,
Und der als Vater dieses Jubelpaar
Auf gnäd'gen Vaterhänden sicher hat getragen
Durch manche Not und Sorge und Gefahr,

Geheiligt, heilger Vater, sei mit Abrams Samen
Dein Nam' von uns zu dieser heilgen Stund;
Geheiligt, dreimal Heiliger, in deinem Namen
Aufs neue dieser Herzen heilger Bund!

Sei deines Knechts und Beters gnädiger Erhörer,
Und salb' und segne seine Künstlerhand,
Daß sie auch ferner, deiner Ehre Mund und Mehrer,
Mithelf', daß dein Reich komm' in Volk und Land!

Bleibt, Silberbräut'gam, dir auch nicht erspart das Wehe
Der Dornenstiche auf der Künstlerbahn,
Bleib du nur bei dem einen: „Herr, dein Will geschehe;
Wie durch mich, sei auch an mir er gethan!“

Und alles das, was Luther zählt zur vierten Bitte
Als Tröster wider Welt und Feind und Not:
Dein fromm Gemahl und Kinder, deine fromme Hütte,
— Gott geb dir dieses sel'ge täglich Brot!

Und bittet ihr heut: unsre Schuld, Herr, wollst vergeben!
Wir bleiben allezeit in eurer Schuld,
Voll Dank für das, was eure Lieb' uns je gegeben,
Und bittend: Herr, vergilt's mit deiner Huld!

Und in der Zukunft — auch bei Sorg' und rauhen Wegen,
Und in des ernsten Lebens hartem Krieg
Wollst du sie nicht versuchen über ihr Vermögen
Und in Versuchung geben Kraft und Sieg,

Bis beide einst in deinem sel'gen Hause droben,
Erlöst von allem Übel dieser Zeit,
Mit samt den Ihren all' anbetend ewig loben
Dich, Herr des Reichs, der Kraft, der Herrlichkeit. Amen.

O. Pank. Berlin 27. Oktober 1881.

In den froh feiernden Kreis trat auch ein jugendlicher Minne=

---

gleichartiger Gestalt dichterisch behandelt. Er hat deshalb in die Veröffentlichung nur unter der Bedingung gewilligt, daß dieses nicht verschwiegen werde.

sänger mit der Harfe in der Hand ein und stimmte den deutschen Frauen zu Ehren ein mittelhochdeutsches Lied von Walther von der Vogelweide an, das beginnt „Ir sullt sprechen willekomen!“ und schließt:

„Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân,
Swer sie schiltet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.

Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

So freudig und gehobener Stimmung Eltern, Kinder und Freunde auf diesem Höhepunkte des Familienlebens waren; die eben überstandene lebensgefährliche Krankheit Pfannschmidts legte doch einen leisen Schatten über diese Freude in der unausgesprochenen Ahnung, daß das teure Leben wohl auf dieser Welt seinen Höhepunkt erreicht. Zwar wurde diese Sorge von Jahr zu Jahr größer, dennoch fand in seltener Weise das Prophetenwort für Pfannschmidt noch seine Erfüllung: „Um den Abend aber wird es licht sein.“ Er wurde am Lebensabend wiederholt auf lichte Höhen einzigartigen Glückes geführt, von welchen aus er dankbar gegen Gottes Führung auf den mühsamen und dornenvollen Lebensweg zurückblickte und hoffnungsfreudig sich der bewährten Leitung für den Rest der Wallfahrt anvertraute und bei aller körperlichen Gebrechlichkeit immer neue Kraft schöpfte, um noch ein herrliches Werk nach dem andern schaffen zu können, ohne daß man ein Nachlassen des künstlerischen Könnens verspürte.

Als lichte Höhen des Lebensabends erscheinen uns: die Verleihung der theologischen Doktorwürde (1883), das fünfzigjährige Künstlerjubiläum (1. April 1885) und die Stiftung des Domstiftsbildes durch den Kaiser (1885).

33. Der Doktor der Theologie.

1883.

An Ehrungen mannigfacher Art hat es Pfannschmidt gerade in der letzten Zeit nicht gefehlt. Pfannschmidt hat sie nicht gesucht, aber mit Dank und Freuden aus seines Gottes Hand hingenommen. Zu den früher gelegentlich erwähnten Anerkennungen wäre noch die 1886 erfolgte Ernennung zum Mitgliede der Dresdener Akademie der Künste hinzuzufügen. Über keine Auszeichnung aber hat Pfannschmidt eine solch herzliche Freude empfunden als über die Wahl zum Ehrendoktor der Theologie von seiten der Berliner theologischen Fakultät bei Gelegenheit des Lutherjubiläums 1883. Gesteht er doch seinem Freunde Ernst Förster (Berlin, den 14. November 1883): „Wohl kann ich sagen, daß diese Ernennung mir die größte Freude war, die mir an meinem Lebensabende werden konnte — und eine so unerwartete!"

„Die Kunst mit dem Protestantismus in Einklang zu bringen," war das Ziel, das schon der Jüngling, als er 1841 nach München ging, sich gesteckt hatte. „Ein Kinderspiel ist das freilich nicht," fügte er damals hinzu, „es will die Kraft von Männern, und diese wird gar oft gebrochen" (S. 117). Seine Manneskraft hat nicht Schiffbruch gelitten in den Klippen und Stürmen des Lebens. Unentwegt ist er in der Verfolgung dieses Zieles treu geblieben. Unbeirrt durch das Jagen nach Gunst der Großen oder der Massen, nicht gehemmt durch ängstliches Hängen an der Tradition und konventionellem Stil, nicht beunruhigt durch unsicheres Hin- und Hertappen in moderner Neuerungssucht, — hat er als rechter Schüler Luthers mit Benutzung der ihm eigentümlich verliehenen Kräfte die heilige Schrift als Künstler durchforscht bis in ihre tiefsten, für ihn erreichbaren Tiefen und aus dem unerschöpflichen Reichtum ihrer Gedanken, die in der von ihm erfahrenen Gnade Jesu Christi gipfeln, hat er zu schöpfen versucht; und wie die Gedanken in seinem innig frommen Gemüt und seiner kindlich keuschen Phantasie Gestalt gewannen, hat er sie getreu künstlerisch

zur Darstellung gebracht und so echt evangelische Kunstwerke geschaffen.

Daß die Bedeutung seines Ringens und Wirkens für den evangelischen Protestantismus von der dazu berufensten Stelle aus, von einer theologischen Fakultät, verstanden und anerkannt wurde und zwar aus Veranlassung des Gedächtnisses an Luther, der auch der evangelischen Kunst die Wege gewiesen, erklärt die Größe der Freude Pfannschmidts.

Auch die näheren Umstände bei dieser Auszeichnung verdienen der Erwähnung. An der dankbaren Begeisterung aller evangelischen Christen im Gedächtnisjahre des 400jährigen Geburtstages Luthers nahm Pfannschmidt vollen Anteil, nicht bloß genießend, sondern auch selbstthätig. Als er zur Wittenberger Lutherfeier im September 1883 reiste, erfüllte ihn das Verlangen, dort vor den verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften zu bezeugen, daß auch die Kunst Luthers Weckruf verstanden, und daß darum auch die evangelische Kunst mitfeiern und Gott für den großen Reformator ihre Dankopfer darbringen möchte. Unter diesem Gesichtspunkte stellte er während der Festtage seine „Weckstimmen" im Wittenberger Lutherhause und zwar im Refektorium des Augustinerklosters aus, das ihm freundlichst eingeräumt worden war. Nach Möglichkeit erläuterte er selbst sein Werk, worin er von seinem kunstverständigen Freunde, Pastor Weber-Ilsenburg, als Cicerone unterstützt wurde. „Der ganze Eindruck der Festtage," schreibt er seinem Vetter (den 23. September 1883) „war ein so überwältigender, erhebender, ein lebendiges Zeugnis der Einigkeit im Geiste, daß ich nicht vermag es irgendwie annähernd zu schildern. Fern von allem Mißklang, meinte man, gute Lutheraner aus allen Reden, die da gehalten wurden, zu hören. Sie waren alle genötigt gewesen, sich mit der Person Luthers näher bekannt zu machen, in die Höhe und Tiefe seines Wesens und seiner Lehre einzudringen und ein lauteres Zeugnis abzulegen. Und wie viele alte und neue Freunde wurden in Festesfreude und Festeswonne begrüßt als Vorahnung einer ewigen Zusammengehörigkeit. Und wie viel sah man nicht,

weil die Masse der Festgäste zu groß war! Vor einigen Tagen traf ich Kögel. Ich sprach einige Worte über seine Ansprache; er sagte, daß er wenig Eigenes gegeben, er habe nur mit Luthers Worten geredet; überhaupt fingen erst jetzt die Theologen an, sich in Luthers Werke zu vertiefen. Am vergangenen Sonntage hat er in der Predigt im Dom gesagt: „Die Festtage in Wittenberg haben den Eindruck hinterlassen, daß in unserer teuren lutherischen Kirche gut wohnen ist.“ So wird der Segen jener Tage noch lange nachwirken; und wer sie miterlebt hat, der kann in der Erinnerung daran nur aus innerster Seele aufjauchzen und Dank sagen für die Gnadengabe, die ihm geworden.“

In der gehobensten Stimmung war Pfannschmidt aus Wittenberg heimgekehrt; und doch sollte diese bald noch gesteigert werden in ungeahnter Weise.

Zur Lutherfeier der Berliner Universität am 9. November erhielt auch er eine Einladung, die ihn in Verwunderung setzte, da ihm noch nie zu einem Universitätsaktus eine solche geworden war. Er hatte wenig Neigung, der Einladung zu folgen; jedoch gab er dem Drängen seines Ältesten, der wohl nicht ganz ohne Ahnung geblieben war, nach. Als nach der Festrede der Dekan Professor Kleinert mit lateinischen Worten die Verkündigung der Ehrenernennungen einleitete, ging Pfannschmidt, da er nicht genug Lateinisch verstand, seinen eigenen Gedanken nach, bis er plötzlich durch Nennung seines Namens aus seiner Träumerei aufgeschreckt wurde und hörte: ... viro summe reverendo Carolo Godofredo Pfannschmidt, professori regio academiæ artium regiæ borussicæ, senatori et socio ordinario, historiarum sacrarum pictori devotissimo, celeberrimo, effata divina arte egregia illustranti s. s. theologiæ doctoris honores et privilegia die IX. M. novembris a. MDCCCLXXXIII honoris causa (Kleinert decanus) contulit ...

(Kleinert als Dekan hat am 9. November 1883 die Ehren und Vorrechte eines Doktors heiliger Theologie ehrenhalber übertragen dem hochverehrten königlichen Professor, Senator und ordentlichen Mitgliede der königlich preußischen Akademie der

Künste, Carl Gottfried Pfannschmidt, dem frommen berühmten Maler heiliger Geschichte, der die Offenbarungen Gottes mit seltener Kunst darzustellen weiß.)

Ein Umstand erhöhte noch die Freude über diese Ernennung. Abgesehen von dem Kultusminister v. Goßler und Unterstaatssekretär v. Sydow waren die übrigen drei Männer, die in gleicher Weise geehrt wurden, durch innige Freundschaft mit Pfannschmidt verbunden: der Professor Siegfried Lommatzsch, Hofprediger Emil Frommel und der Professor Eduard Grell. Bei der Wahl dieser vier Doktoren war der Gedanke leitend gewesen, zu bezeugen, daß Luthers Wirken sowohl für die Theologie, als auch für die Künste von großer Bedeutung sei. Und so reichte man neben dem Lutherforscher Lommatzsch auch dem Musiker Eduard Grell, dem Hofprediger Frommel als Vertreter der Poesie und dem bildenden Künstler Pfannschmidt den Doktorhut. —

Als Pfannschmidt von dem Festaktus zur Mittagszeit nach Haus kam, fand er seine Frau im Atelier Mittagsruhe haltend. Sie mit einem Kuß weckend, rief er ihr zu: „Guten Morgen, Frau Doktor!" So oft Pfannschmidt die Geschichte dieser Auszeichnung erzählte, pflegte er zu schließen: „So wurde ich im Traume ein Doktor der Theologie, und meine liebe Frau im Schlafe eine Frau Doktor!" —

Die Ehrendoktoren pflegen der Fakultät ihren Dank durch eine Gegengabe zu bekunden. Gern hätte Pfannschmidt jener sein „Vaterunser" gewidmet, doch erlebte er die Veröffentlichung desselben nicht mehr. Dagegen fügte es sich, daß noch in seinem letzten Lebensjahre Anfang 1887 die „Weckstimmen" von der Berliner Photographischen Gesellschaft herausgegeben wurden. Freudig ergriff er nun den Gedanken, dieses Werk, das im Lutherjahr und Lutherhause seine Weihe erhalten, der Fakultät zum Danke für die Auszeichnung beim Lutherjubiläum zu widmen und jedem Professor ordinarius derselben ein Exemplar zu überreichen. An die Spitze dieses Werkes stellte er nächst der Widmung die Worte Luthers aus der Vorrede vom Passional-

Büchlein von 1545: „Denn ich's nicht für böse achte, so man solche Geschichte auch in Stuben und Kammern mit den Sprüchen malte, damit man Gottes Werk und Wort an allen Enden immer vor Augen hätte, und daran Furcht und Glauben gegen Gott übet. Und was sollt's schaden, ob jemand alle fürnehmliche Geschichte der ganzen Biblia also ließ nach einander malen in ein Büchlein, daß ein solch Büchlein eine Laienbibel wäre und hieße? Fürwahr man kann dem gemeinen Mann die Wort und Werk Gottes nicht zuviel oder zu oft fürhalten."

Karl Gerok in Stuttgart begrüßte dieses Werk im „Deutschen Litteraturblatt" mit folgenden Worten: „Wenn sonst ein neu kreierter Doktor der Theologie der Fakultät, die ihn mit solcher seiner Würde geehrt hat, seinen Dank rite abstattet, so pflegt es zu geschehen durch irgend eine litterarische Leistung, die selbstverständlich in der Regel sehr gelehrt und gediegen, selten aber für weitere Kreise anziehend und interessant ist. Glücklich der Doktor der Theologie, dem es gegeben ist, sich mit einer Gabe zu bedanken wie die vorliegende, ebenso würdig eines Doktors der heiligen Schrift wie eines Meisters der edlen Kunst; erfreulich und erbaulich nicht nur für ein Dutzend hochgelehrter Herren, sondern für jeden gebildeten Christenmenschen."

Wie freudig und mit welchem Verständnis die Fakultät gerade diese Gegengabe aufgenommen, mögen zwei Professorenbriefe bekunden, die zugleich bezeugen, welch inneres Gemeinschaftsband zwischen den Fakultätsgenossen und Pfannschmidt angeknüpft war.

Oberkonsistorialrat Professor D. Weiß dankte mit den Worten: (Berlin, den 27. März 1887.) „Hochverehrter Herr, teuerster Herr Kollege! Von einer Dienst- und Erholungsreise heimgekehrt, war das Erste, was mich begrüßte, Ihre köstliche Gabe, durch welche Sie uns haben danken wollen, womit wir doch nur uns und unsre Fakultät ehren konnten ... Gestatten Sie mir, es Ihnen auf diesem Wege zu sagen, wie sehr mich Ihre Gabe bewegt hat, wie innig sie mich erfreut. Es ist ja nicht bloß der Besitz eines schönen Kunstwerkes, das sie mir so lieb und wert macht, nicht einmal bloß, daß sich an der Gabe der Wert bemißt, den Sie

darauf legen, unser Ehrendoktor zu sein; ich sehe in der unserer Fakultät gewidmeten Gabe ein Zeichen der Geistesgemeinschaft, die allezeit die Kunst und die Theologie verbinden sollte. Ihnen ist es gegeben, nicht nur das Schöne als solches zur Darstellung zu bringen, sondern auch das Heilige im Gewande der Schönheit; nicht nur das Auge zu erfreuen, sondern auch das Herz zu bewegen, mit gewaltiger Predigt ohne Worte. Die Theologie aber kann keine schönere Aufgabe haben, als in die Tiefen des Evangeliums einzuführen, das uns die Güte und den Ernst Gottes predigt. In diesem Sinne lassen Sie uns verbunden bleiben und mich insbesondere mich zeichnen in herzlichster und wärmster Dankbarkeit Ihr treu ergebener D. Weiß."

Und Professor D. Pfleiderer erwidert die Gabe mit folgenden Dankesworten: (Berlin, ... 1887.) „Hochgeehrter Herr Doktor! Sie haben mir eine große Freude bereitet durch das prächtige Geschenk, welches eine edle Zierde jedes christlichen, insbesondere jedes theologischen Hauses bildet. Es war eine der ersten Postsendungen, welche ich in meinem neuen Hause bekam, und so sah ich es als ein Sinnbild dafür an, daß in diesem Hause frommer Sinn mit künstlerischer Schönheit und edler Anmut verbunden wohnen und walten möge. Es ist mir aber auch darum eine willkommene Gabe, weil es ein Beweis dafür ist, daß in unserer als realistisch und naturalistisch verrufenen Zeit doch noch so edle Blüten der idealsten, der religiösen Kunst reifen, welche mehr als manche Bücher und Predigten geeignet sind, in unserem Geschlecht den Sinn für die ewige Schönheit der christlichen Wahrheit lebendig und offen zu halten. Was wir in der mühsamen Sprache der begrifflichen Darstellung dem menschlichen Erkennen und Fühlen nahezulegen versuchen, wobei unser Wort unter mühsamem Ringen mit der erhabenen Größe des Inhalts seiner Unangemessenheit und Unzulänglichkeit so oft inne werden muß, das ist Ihnen vergönnt, in der Form der bildlichen, mit ihrem Inhalt unmittelbar eins seienden Darstellung so auszudrücken, daß es anschaulich und ergreifend zu den Herzen spricht. Mögen Ihre ‚Weckstimmen' eine wahrhaft erweckliche Wirkung bei vielen Beschauern bewähren!

Möge Ihnen der gütige Gott, in welchem wir die einheitliche Urquelle aller Wahrheit und Schönheit erkennen, noch lange Ihre edle Kraft im Dienst der religiösen Kunst erhalten! — Mit aufrichtiger Verehrung Ihr ergebenster Prof. Dr. Pfleiderer."

34. Fünfzigjähriges Künstlerjubiläum.

1. April 1885.

Am 1. April 1885 waren es fünfzig Jahre, seitdem Pfannschmidt sich auf der Berliner Akademie der Künste als studierender Künstler hatte immatrikulieren lassen. So konnte er an diesem Tage auf eine fünfzigjährige, reichgesegnete Künstlerlaufbahn zurückblicken; und Pfannschmidts Freunde und Schüler ließen es sich nicht nehmen, diesen Tag festlich zu begehen, um ihm dankbar zu bezeugen, daß er nicht vergeblich gearbeitet. Zugleich bekundete dies Jubiläum seine auch anderen Gebieten des kirchlichen Lebens zugewandte Liebesthätigkeit.

Im engsten Familienkreise begann die Feier schon am 24. März, an welchem der Ankunft des armen, hilflosen Knaben in Berlin im Jahre 1834 und seiner Aufnahme bei den treuen Frankes gedacht wurde. Zu Mittag überreichten ihm die Kinder eine goldene Uhrkette, die sie von eigenem Verdienst beschafft hatten. Des Vaters Freude bei dem Anblick und dem Anlegen dieser Kindesgabe war entzückend in ihrer Kindlichkeit und unumwundenen Kundgebung. In einer herzlichen kleinen Ansprache erinnerte er an seine arme Jugend und äußerte, wie so reich er sich jetzt durch Gottes Führungen fühle; doch das hätte er nicht geglaubt, daß seine Kinder schon so weit wären, Gold zu verschenken.

Und am Abend dieses Tages schrieb er seinem ältesten Sohne: „Die Gesamtsumme meines Hierseins ist: Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Viel Kampf und viel Segen füllen den weiten Raum aus, der heute in tausendfacher Verkleinerung übersichtlich vor meinen Blicken vorüberzieht. Bei dem vielen Segen drängen sich auch heute die Kämpfe, heiße Kämpfe hervor, die niemand gesehen, die ich nur

mit der kräftigen Hilfe meines Gottes durchkämpfen konnte. Dank sei ihm für alles!" —

Einen sinnigen Gruß zu jenem Abend sandte ihm auch Frau Geheimrat Stüler durch eine ihrer Töchter: einen Strauß italienischer Blumen. In stiller Weihe genoß diesen Abend ein kleiner Freundeskreis, zu dem sich General-Superintendent Braun, Büchsels Nachfolger auch als Seelsorger der Pfannschmidtschen Familie, gesellt hatte.

Der Kreis der teilnehmenden Freunde erweiterte sich am 1. April, an welchem Tage auch Fürst Bismarck sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte. Als die Eltern und Kinder im Atelier den denkwürdigen Tag mit Loben und Danken begonnen hatten und noch beim Kaffeetisch saßen, da erscholl plötzlich vom Treppenhause her ein Chorgesang: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" Als der Jubilar mit den Seinen die Hausthür öffnete, stand da unter Leitung des Pastor Kirstein der Kinder- und Brüderchor des Johannisstifts, an dessen Gedeihen Pfannschmidt seit lange den innigsten Anteil genommen. „Ja, alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" so begrüßte Pfannschmidt die Kinder und Brüder und führte sie in seine Arbeitsstätte vor das Domstiftsbild der Anbetung der Weisen. Bewegten Herzens erzählte er hier den armen Kindern, wie er vor fünfzig Jahren als ein armer Jüngling in das große Berlin gekommen sei, aber den Segen der Armut und den Beistand des gnädigen Gottes erfahren habe. Noch manches Lied zum Preise Gottes ertönte in der Pfannschmidtschen Familienstube, während zwischendurch die Kinder und Brüder bewirtet wurden. In diesen Kreis trat als Gratulant auch der alte, treue Schuhmacher, der als „Hoflieferant" der Pfannschmidtschen Familie gleichfalls sein Jubiläum feierte. Wie ein Jubilar saß der Meister der Schuhe neben dem Meister des Stiftes auf dem Sopha, während die Kinder ihre Lieder sangen.

Kaum hatten diese sich verabschiedet, da erbrauste draußen, von Posaunen geblasen, Pfannschmidts Lieblingschoral „Nun lob' mein Seel den Herren" und gleich darauf: „Mir ist Erbarmung

widerfahren". Es hatten sich die Zöglinge des Seminars der Berliner Missionsgesellschaft, deren Komite Pfannschmidt angehörte, eingestellt, geführt von ihren Inspektoren D. Kratzenstein und Wendland. Später erschien auch der Präsident der Berliner Mission, Kammergerichtsrat Rathmann. Graf Unruh vertrat den Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche. Als Vertreter der Königlichen Hochschule für bildende Künste beglückwünschten den Jubilar der Direktor v. Werner, Professor Schaper und Maler Teschendorf. Ersterer erinnerte daran, daß Pfannschmidt noch in demselben Jahre das dreißigjährige Jubiläum als Mitglied der Akademie und das fünfundzwanzigjährige als Professor feiern könne. Eine besondere Freude bereitete ihm die Dankbarbeit und Anhänglichkeit seiner Schüler von der Akademie: Fünf Chargierte übermittelten die Segenswünsche derselben und brachten als sichtbares Zeichen ihrer treuen Gesinnung einen geschmackvollen, mittelalterlichen Lehnstuhl mit Lederpressung dar.

Professor Propst D. Frh. v. d. Goltz begrüßte als Dekan der theologischen Fakultät ihren Ehrendoktor, die Studentenverbindung Wingolf durch zwei Chargierte ihr treues Ehrenmitglied. Alle diese Segenswünsche erwiderte der Jubilar tief ergriffen in jugendlicher Frische.

Viele Freunde christlicher Kunst und des Pfannschmidtschen Hauses stellten sich ein und verschönten mit prächtigen Blumenspenden den Freudentag, an welchem auch zahlreiche briefliche und telegraphische Grüße von nah und fern in Poesie und Prosa einliefen, sogar aus Italien ein Lorbeerkranz mit Blüten und Früchten. Als einer der ältesten Freunde sandte General-Superintendent Carus aus Königsberg in Pr. (S. 89) folgenden Gruß:

Als Jünger der Kunst, treu, fromm und fleißig,
So fand ich dich anno siebenunddreißig:
Und nun, nach fast einem halben Jahrhundert,
Als Meister gekannt, geliebt und bewundert
Im Reiche Gottes weit und breit.
So begrüß ich durch seine Gnade dich heut!
Erfreu' dich der himmlischen Gnad' und Gunst
Noch lange — im Herzen, im Haus, in der Kunst!

Einige Zeit später wurden die Gratulanten in Pfannschmidts Atelier geladen, um an einer künstlerischen Dankfeier teilzunehmen. Wieder wurden lebende Bilder gestellt, welche meist im Anschluß an seine Werke den Lebensgang des Jubilars darstellten und durch entsprechende Gesänge begleitet wurden. Das erste Bild „der Abschied des Tobias von seiner Familie“ (nach Pfannschmidts erstem Ölbildchen) wies hin auf den Abschied vom Vaterhause, das zweite Bild „Ein Meister hinter der Staffelei seines Schülers“ (nach einem Loggienbilde des Cornelius) auf die Lehrzeit bei Professor Daege, sodann eine Nachbildung seines Bildchens „Sehnsucht nach Italien“ auf die Wanderzeit, „der betende Daniel auf dem Söller“ auf die Meisterjahre und die Quelle seines Wirkens. Das letzte Bild „David mit der Harfe“ und „Cäcilie mit der Orgel“ sollte zum Loben und Danken für Gottes wunderbare Führungen auffordern.

Nachher begrüßte General-Superintendent Kögel den Meister mit folgenden Versen:

Mühlhausen im Thüringerland — Dorthin hat Luther treugesinnt
Einst einen Prediger fest und lind Im Namen unsres Herrn gesandt.
Dieselbe Stadt — zu unsern Zeiten, Der falschen Kunst zum Gegengift —
Sollt einen Doktor heil'ger Schrift Mit Pinsel und Palett bereiten!

Lutherus spricht: „Wer unterweist Den Doktor, daß er gut gerät?
Das thut nicht Papst noch Fakultät, — Das thut alleine Christi Geist!“
Wie auf dem Berg der Herr in Klarheit Dem Moses aus der obern Welt
Die Bilder wies zum heil'gen Zelt: So schaut, so schafft ein Künstler Wahrheit!

Die Phantasie greift nimmer fehl, Sie treibt nicht Prunk noch müß'ges Spiel,
Wenn Mosis Findung dort am Nil, Wenn in der Grube Daniel
Und wenn des neuen Bunds Marien, Wenn heißgeliebt der Menschensohn
Mit Krippe, Kreuz und Weltenthron Im Wolkenflug vorüberziehn!

Und weil nach Doktor Luthers Rat Nur den die rechte Weisheit ziert,
Der selbst als Schüler fromm studiert Den Katechismus früh und spat:
So hat's den Meister nicht gelitten, Bis er, von Gottes Geist bewegt,
Der Betgemeinde ausgelegt Des Vaterunsers heil'ge Bitten.

Den edlen Doktor heil'ger Schrift, Der Kaiser lud ihn neulich ein,
Er sollte unser Lehrer sein Am Dom im Kandidatenstift:

Aus Herzensgrund, aus Weihgeschirren Bringt an des Heiligtums Altar
Der König und der Künstler dar Dem Jesuskind Gold, Weihrauch, Myrrhen!

„Ein Doktor mag wohl eh'lich sein," So unser Doktor Luther dankt.
Ums Haus sich hold der Weinstock rankt, Am Tisch Ölzweige wohl gedeih'n —
Wohl einem Hause, wo in Reinheit Die Tugend blüht, der Künste voll,
Wo jeder bringt der Gaben Zoll So mannigfach in Geisteseinheit! —

Da draußen grünt das Lenzgesträuch. Und wie einst durch der Jünger Mitten
Kommt der Erstand'ne hergeschritten Und grüßt uns: „Friede sei mit euch!"
Er sendet, und er weist die Geister, Der fünfzig Jahre mit dir zog.
Zu seiner Ehre lebe hoch Carl Gottfried Pfannschmidt, frommer Meister!

Diese Jubiläumszeit beschloß ein Kommers, welchen die Studierenden der Akademie ihrem verehrten Meister am 25. April gaben.

In der Begrüßungsrede sprach der Vorsitzende Maler Reitzke aus, wie treu Pfannschmidt der Kunst gedient habe und seine Ideale, Religion und Kunst, in seinem Innern so lebendig seien, daß die Kunst zur Religion geworden sei. — Nachdem Direktor v. Werner auf den Jubilar einen Salamander kommandiert hatte, wies Professor Dr. Dobbert auf die Verwandtschaft Pfannschmidts mit den Malern der italienischen Renaissance hin und schloß mit einem Hoch auf Pfannschmidts Familie. In seinem Dankeswort hob dieser hervor, daß die Kunst ihm unendlich viel inneren Frieden gebracht habe, und daß jeder denselben finden werde, der sich den hohen Idealen mit ganzem Ernste weihe. Darauf ergriff ein alter, treuer Freund, der Professor Ferdinand Bellermann, das Wort: „Man hat heute so viel an dir gerühmt, aber eine deiner besten Eigenschaften hat man noch nicht erwähnt, das ist deine Freundschaft. Vor fünfzig Jahren haben wir uns kennen gelernt und sind bald nachher Freunde geworden, und die Freundschaft hat fünfzig Jahre ausgehalten. Was man gesagt hat von deiner Kunst und deinem Familienglück, das habe ich alles mit erlebt. Im Hinblick auf deine Freundestreue nehme jeder sein Glas, denke an seinen besten Freund und rufe mit mir: er lebe hoch!"

Seine von Bellermann gerühmte Freundestreue bewährte Pfannschmidt auch in diesen Jubiläumstagen. In dem Festesjubel vergaß er nicht all derer zu gedenken, die ihm auf seiner Künstlerbahn Freundesdienste geleistet; doch zumeist waren diese nicht mehr unter den Lebenden. Aber sein Herzensfreund, Karl Kühn, der bisher alles mit ihm geteilt, feierte noch im Geiste mit; und ihm konnte Pfannschmidt folgende Dankesworte, die am 1. April begonnen, aber erst am 5. beendet wurden, senden: (Berlin, den 5. April 1885.) „Geliebter Schwager! Die Wogen der Segenswünsche, die an meinem fünfzigjährigen Erinnerungstage über meinem Haupte zusammenschlugen, haben sich geglättet, und die vielen Blumen, die Schönheit und Wohlgeruch verbreiteten, haben zum Teil ihr jugendlich Haupt geneigt, — aber die Liebe, die Segenswünsche, die mir entgegengebracht wurden, ruhen sicher und bleibend in meinem dankerfüllten Herzen. In der Stille des frühen Morgens des 1. April begann ich einen Brief an Dich, wurde aber bald durch Festesklänge unterbrochen; er begann: Den innigsten Dank sage ich Dir für Deinen lieben Brief heute früh morgens an meinem Erinnerungsfeste. Du trittst mit Deinen Segenswünschen in unsere Mitte, bringst mit alte, liebe Erinnerungen an die Gnadenführungen Gottes, an die teuren Menschen, welche tief eingriffen in meine Geistes- und Kunstrichtung. Aber einen hast Du vergessen, einen Freund, der nach allen Seiten hin das Meiste gethan und sich bewährt hat bis ins Alter hinauf, und das bist Du! Wer war so unwandelbar und so treu? Wer ging so schonend und pflegend mit der jungen Künstlerseele um? Du erkanntest die Tiefen und Höhen geistigen Schaffens. Du hieltest mir die Ideale, den Zweck und das Ziel fest und bewußt, klar vor die Augen und konntest mit eindringlicher Beredsamkeit aussprechen, daß unser Weg ein gewisser und unser Streben kein vergebliches sein sollte. Als ich den Wanderstab nach dem Süden ergriff, warst Du bereit, die größten materiellen Opfer zu bringen, Du, der selbst kaum das Notwendigste hatte. So könnte ich immer weiter denken, wenn ich die Osterglocken überhören wollte, welche nun bald zur Kirche

rufen. Deshalb nochmals Dank für alles ... Sei Du auf das Innigste dem treuen Gott befohlen. In alter Treue Dein
Bruder und Schwager Carl Pfannschmidt."

35. Das Domstiftsbild.

Einen dritten Lichtpunkt des Lebensabends brachte der 26. Oktober 1885 mit der Übergabe des Domstiftsbildes in Anwesenheit des Kaisers Wilhelm I und der gerade versammelten Generalsynode. Die Bedeutung dieses Tages wurde erhöht durch die Geschichte des Bildes, das die Veranlassung zu jener Feier gab.

Anfang der Achtziger predigte Generalsuperintendent Kögel zu Neujahr im Dom in Gegenwart des Kaisers über das Epiphaniasevangelium Matth. 2, 1—12, „die Fahrt der Weisen nach Bethlehem", indem er den Vers Spittas zu Grunde legte:

Ging die Straße einsam weiter, Ach sie war so trüb und leer.
Keinen Wandrer zum Begleiter Fand ich weit und breit umher.
Aber über meinem Haupte Sah ich eines Sternes Schein, —
Weil ich suchte, weil ich glaubte, Ward zuletzt der Heiland mein.

Er legte das Thema dar: „Neujahrs- und Ewigkeitsgedanken beim Anblick des Zuges gen Bethlehem"

1. Es sind mancherlei Pilger, aber es ist Ein Herr.
2. Es sind mancherlei Stationen, aber es ist Ein Ziel.
3. Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Dank.

In dem dritten Teile führte Kögel folgende Gedanken aus: „Mancherlei Gaben, voran des Goldes Rückerstattung an ihn, der da spricht: ‚Mein ist beides, Silber und Gold.' Wenn an den alten Domen in Stein die Stifter abgebildet stehen, wie sie in ihren Händen eine Kirche als Weihgeschenk halten; wenn hier in Berlin aus freiwilliger Liebe hervorgegangen zur Erinnerung an unsers Kaisers wunderbare Errettung eine Dankeskirche ihre Einweihung gehabt hat; wenn gleichfalls auf Friedrich Wilhelm IV, dessen Todestag morgen in unser Gedächtnis tritt, zwei mächtige Stiftungen zurückweisen, das Diakonissenhaus Bethanien und das Domkandidatenstift; wenn im Lauf der Jahre durch das ganze

Land soviel Stiftungen und Schenkungen vorbeugender, bewahrender, wiedergewinnender Barmherzigkeit entstanden sind, gleichviel ob mit einem Witwenscherflein oder mit einem großen Kapital beginnend, — überzeugt euch, daß nicht bloß das Wort der Bergpredigt recht hat: ‚Wo dein Schatz, da dein Herz!‘ sondern daß auch das andere einen Sinn hat: ‚Wo dein Herz, dahin eilt dein Schatz nach.‘ Nicht um sich loszukaufen, sondern um sich einzukaufen in größere Liebe, in neue Seligkeit, ist dort die Krippe von tausend Gestalten umgeben, die ihr Geld nicht geizig in den Kasten gesperrt, nicht in den Dienst der Selbstsucht und des Leichtsinns gestellt, sondern die es opferwillig auf den Altar gelegt als einen unweigerlichen, rückhaltslosen Dank.

Mancherlei Gaben — nimm den Weihrauch des Gebets! Ob Maria von Bethanien ihre Narde herbeiträgt, unverstanden selbst von den Jüngern, aber unaufgehalten durch Spott und Hohn; ob ein frommer Maler seine Liebe zu dem Lamm von Bethlehem in glühenden Farben schildert; ob ein Sebastian Bach sein liebliches Weihnachtsoratorium, seine gewaltige Matthäuspassion in Tönen höheren Chores dichtet; ob Martin Luther, Paul Gerhardt, Fürchtegott Gellert, Spitta und Knapp zu einer Wolke von Zeugen werden; ob Apostel und Reformatoren, Kirchenväter, Märtyrer und Missionare bis zum kleinsten Kind hin, das eben seine Hände falten lernt, längst neben den Weisen niedergekniet sind: immer ist es ein Dank der Anbetung, in welchem alles seine Kniee beugt vor dem Namen, der über alle Namen ist..." —

Am 2. Januar darauf, dem Todestage Friedrich Wilhelms IV, dankte der Kaiser den Hof- und Dompredigern schriftlich für ihre Neujahrssegenswünsche. Dieser Brief, in welchem der Kaiser die 2. des Datums unterstrich und diesen Tag als den „Tag tiefer Trauer" bezeichnete, enthielt für Kögel Worte der Zustimmung zum Inhalte der Neujahrspredigt. Daran anknüpfend trug Kögel bei der nächsten Audienz dem Kaiser die Bitte vor: er möge das Thema von der Anbetung der Könige vor Jesus für ein Altargemälde in der Stiftskapelle bestimmen, — hätten doch drei Könige an diesem Stifte gebaut: Friedrich Wilhelm I hätte 1714 mit

den Reisestipendien für Domkandidaten den Grund gelegt, Friedrich Wilhelm IV 1854 das ganze Stift organisiert, und er, der greise Kaiser, die Kapelle vollendet. Auf die Frage, ob er einen bestimmten Maler im Sinne habe, nannte er: Pfannschmidt; und der Kaiser ging huldvoll auf seines Hofpredigers Plan ein.

Jedoch sollte es auch bei diesem herrlichen Auftrag nicht ohne Störung abgehen. Wie auch sonst oft sollte dieser erst wieder in Frage gestellt werden, und dann konnte Pfannschmidt ihn von neuem aus Gottes Hand hinnehmen.

Von anderer Seite wollte man Kögels Plan durchkreuzen. Während des Hofpredigers Abwesenheit wurde einst die Apsis der Stiftskapelle vermessen, um — wie erklärt wurde — festzustellen, ob ein im Schlosse Bellevue hängendes Gemälde der Grablegung Christi hineinpasse. Wie erschrak Kögel, als er hiervon Nachricht erhielt, da er wußte, daß jenes Bild mit seinen grauen Farben nicht in die dunkle Apsis seiner Kapelle paßte, und da auf diese Weise auch nicht der Lieblingsgedanke, Könige in der Stiftskapelle anbeten zu sehen, zur Ausführung gekommen wäre. Glücklicherweise konnte Kögel noch rechtzeitig mit dem Kaiser persönlich die ganze Sache verhandeln, so daß nunmehr der kaiserliche Befehl zur Ausführung jenes Bildes durch Pfannschmidt bald erfolgte.

Nun konnte Pfannschmidt mit Freudigkeit an die Arbeit gehen und eines seiner herrlichsten Altarwerke schaffen. In der Davidischen Burgruine sitzt das Christkind, der Davidssproß, auf dem Schoß der Maria, während Joseph ein wenig zurücksteht, und nimmt die Huldigung der anbetenden und Gaben spendenden Weisen an, welche als Könige gedacht sind. Ein greiser König, dem Kinde am nächsten, hat zu dessen Füßen die goldene Krone und das Scepter niedergelegt, kniet demutsvoll auf den Stufen des Thrones und schaut voll Seligkeit und Frieden auf das Kindlein, den Herrscher Himmels und der Erde. Ein zweiter König im gereiften Mannesalter, der auch seine Krone ablegt und seinem Knappen übergeben hat, bringt knieend in einem Kästchen Myrrhen dar. Der dritte, noch jugendliche König, schreitet

freudig herzu und opfert Weihrauch. Im Hintergrunde tritt auch das Gefolge durch das Burgthor ein. — Das Bild wird gekrönt durch eine Lünette: aus dieser strahlt über den Davidssproß der Stern, neben welchem zwei Engel — der eine anbetend, der andere auf ihn hinweisend — schweben.

Im Herbst 1885 war das Bild beendet. Da gerade die Generalsynode tagte, sollte nach Kögels Plan die Übergabe desselben in der Stiftskapelle mit der Vorstellung der Generalsynode vor dem Kaiser verbunden werden. Am 26. Oktober mittags zwölf Uhr fand diese Doppelfeier statt, an welcher natürlich auch Pfannschmidt teilnahm.

Als der Kaiser die Kapelle betreten, richtete Kögel etwa folgende Worte an ihn: „Eure Majestät betreten heute die Kapelle zum zweitenmale. Das erstemal mit Ihrer Majestät der Kaiserin, als unser Stift sein 25jähriges Bestehen feierte, heute zur Besichtigung eines Altargemäldes, das in freier königlicher Huld Eure Majestät gestiftet und die Meisterhand eines Künstlers wunderbar schön zur Ausführung gebracht hat. Könige beten vor Jesu an, vor dem König aller Könige legen sie Krone und Scepter nieder; beides tragen sie von Gott zu Lehen, wie einst Eure Majestät die Krone in ernster Stunde zu Königsberg entgegengenommen haben. Sie künden mit der Gaben drei, daß Christus Gott, Mensch und König sei ... In diesem Thema spiegelt sich die Geschichte unseres Stifts wieder. Eure Majestät war die Vollendung des von Ihrem königlichen Bruder begonnenen Werkes vorbehalten; und da am 29. Oktober der zweihundertjährige Gedächtnistag des Edikts von Potsdam [1]) wiederkehrt, so soll es hier nicht vergessen sein, daß die Erinnerung einst Friedrich Wilhelm I bewog, Reisestipendien für Kandidaten zu stiften, um reformierte Gemeinden in andern Ländern sehen und kennen zu lernen. Hier sammeln sich erlauchte Namen aus dem Stamm der Hohenzollern und alle geben die Ehre dem, des

[1]) Durch das Edikt von Potsdam lud der große Kurfürst die durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) schutzlos gewordenen Hugenotten nach Brandenburg ein.

Name über alle Namen ist . . . Je profaner heute die Kunst auftritt mit Verwilderung des Geschmackes, mit Entthronung der Moral, um so willkommener soll uns allen die Gabe eines Bildes sein, welches bekundet, daß auch die fromme Kunst noch ihre Priester hat, die uns mitpredigen helfen. Mancher künftige Diener am Wort wird hier die Überzeugung mitnehmen, daß nur das Beste für unser Volk gut genug ist, und daß das Schöne in den Dienst des Heiligen zu treten hat. Manches Sonntagsschulkind wird hier beten lernen; mancher müde, verirrte Wanderer wird sich an dem Stern von Bethlehem wieder zurecht finden. — Mit dem ehrfurchtsvollsten Danke für Eurer Majestät huldvolle Gabe verbindet unser Stift den Segenswunsch, daß viele treue Diener der Kirche und des Vaterlandes von dieser Stätte hervorgehen! Möge Gott Eure Majestät, Ihre Majestät die Kaiserin und das ganze königliche Haus mit seiner Gnade krönen und der Stern von Bethlehem Ihr hohes Alter begleiten! Das walte Gott! Amen."

Diesen letzten Segenswunsch bekräftigte die Versammlung mit lautem Amen.

Nachdem noch der Vorsitzende der Generalsynode, Graf Arnim-Boytzenburg, den Kaiser begrüßt, antwortete derselbe zu D. Kögel gewandt: „Zunächst muß ich meinen Dank aussprechen, daß Sie für den Stifter dieses Gemäldes solche Worte aus dem Herzen an berufener Stelle ausgesprochen haben. Sie sind die Worte eines wohl bewährten Geistlichen, der viel Gutes gestiftet hat; und ich freue mich daher, dies aussprechen zu können. Was Sie über mich gesagt haben, nehme ich gern hin als ein Mann, dessen Tage gezählt sind. Der Himmel hat mich Zeit meines Lebens mit Wohlthaten und Gnade überhäuft, namentlich in meinem hohen Alter" — es war ein unvergeßlicher Augenblick, als nun der Kaiser im Heiligtume Gottes, ganz wie auf dem Pfannschmidtschen Bilde der vor dem Jesuskinde anbetende Greis, feierlich seine Hand zu dem Bekenntnis erhob. „Alle Kränze und Huldigungen, die mir dargebracht werden, lege ich am Throne Gottes nieder, von dem alle Kraft zu allem Besten, was man

auf Erden vollbringen kann, kommt. Es sind Sachen geschehen in den letzten Jahren vor Ihrer aller Augen, durch die Preußen hochgestellt ist, höher als man es je erwartet hat. Sie alle sind Zeugen hievon gewesen, von dem großen Werk, das vollendet ist und das, so Gott will, ferner bestehen wird, wenn sein Fundament bleibt: Reinheit der Religion und Fortschritt in jedem guten Werke."

Als der Kaiser noch dem Grafen Arnim seinen Dank ausgesprochen, richtete er auch an Pfannschmidt huldvolle und anerkennende Worte. Er frug unter anderem auch nach ähnlichen Werken des Meisters. Da gedachte Pfannschmidt in seiner Bescheidenheit nur an das kleine Bildchen der „Mutterliebe", das einst der Kaiser auf der Kunstausstellung erworben und der Kaiserin geschenkt hatte.

Als weiteres Zeichen der Anerkennung verlieh ihm der Kaiser den roten Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife.

Die gemeinsame Sorge um diesen Schmuck der Domstiftskapelle knüpfte ein inniges Freundschaftsband zwischen Kögel, dem Künstler unter den Theologen, und Pfannschmidt, dem Theologen unter den Künstlern. — Als später einmal dieser mit einem Teile seiner Familie bei Kögels zu Gaste war, wurde er von demselben mit folgendem Gedichte bewillkommnet:

Wie schöpfte — wenn der Stürme Wut Den Gottesmann umtost —
Sich unser Luther neuen Mut Aus eines Titels Trost.
„Ich bin ein Arzt, und ich verschreib Balsam und Gegengift, —
Ich schwur dem Herrn, ich bin und bleib Ein Doktor heil'ger Schrift!"

Und als Martinus jüngst erschien, Da fragt die Fakultät
Der hohen Schule von Berlin: „Ist nicht auch der Prophet,
Der Gottes Wunderwerke ziert, Sie zeichnet, schildert, trifft?
Den Maler hat sie promoviert Zum Doktor heil'ger Schrift, —

Den Maler, der des Herrn Altar Mit frommer Kunst geschmückt
Und Gottes Wort so hold und klar Vors Auge uns gerückt, —
Die Kön'ge führt er treu gesinnt Zum Heiligtum ins Stift.
Nun preisen wir mit Weib und Kind — Den Doktor heil'ger Schrift! —



Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande.

Altarbild in der Domstiftskapelle zu Berlin. Stiftung Kaiser Wilhelms I. 1885.

Verlag der Photographischen Gesellschaft zu Berlin, Dönhoffsplatz.

Eine eigene Freude war es Pfannschmidt, wenn ihm von Freunden berichtet wurde, wie manchmal nach einem Gottesdienst in der Stiftskapelle ein Andächtiger nach dem andern — einem unwiderstehlichen Zuge folgend — vor den Altar trat, und sich so noch eine kleine Gemeinde bildete, die in weihevoller Stille die stumme Predigt seines Bildes auf sich wirken ließ, um etwas von dem Freudenglanz aus Bethlehem mit heimzunehmen.

36. Seliger Heimgang.

Meine Seel' ist stille Zu dem treuen Gott;
Sein Will' ist die Hülle, Wenn die Not ihr droht.
Willig trägt mein Herr die Kron von Dorn,
Daß sein Schmerz sei meines Friedens Born.

C. G. Pf., d. 27. Febr. 1861.

Es lag in Pfannschmidts ernster Gemütsanlage wie in der Richtung seines Glaubenslebens begründet, daß er besonders ernst darnach trachtete, allezeit zum Heimgang bereit zu sein. Betete er doch zur täglichen Mittags- und Abendmahlzeit das alte Tischgebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast" mit dem Zusatz: „Herr der Zeit, mach uns bereit zur ewigen Freud und Herrlichkeit!" Der Tod war ihm nicht ein König der Schrecken, sondern ein Freund, dessen Ankunft er ruhig entgegensehen konnte, da er von ihm zum ewigen Frieden geleitet zu werden hoffte. Hing doch über seinem Bette unter einem Kruzifix der Rethelsche Holzschnitt „Der Tod als Freund".

Eine große Zahl lieber Menschen seines Familien- und Freundeskreises war ihm schon vorausgegangen. Auch Schwester Karoline Kühn war bereits am 26. Juni 1862 in Bellstedt heimgerufen worden, nachdem die jüngere Schwester Mathilde Walter am 10. Oktober 1861 vorausgeeilt war. Über beider Heimgang schreibt er an Vetter Kühn: (Berlin, den 29. Juli 1862.) „Es war ein herrliches Geschwisterpaar, was nun diese Erdenhülle abgestreift hat, und im Geiste sehen wir sie ihre Kronen auf den Häupten tragen. Beiden war die Liebe zu ihrem Erlöser der

Lebensnerv, und ihm treu zu sein ihres Lebens ernste Aufgabe. Wir preisen den Herrn, daß sie ihren Beruf so gelöst haben."

Wohl dem Gedächtnis dieses Schwesternpaares ist folgendes Gedicht gewidmet, das er auf einen Briefbogen schrieb mit dem von ihm gemalten Spruch: „Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn":

Eine Lilie, eine Rose Hat des Todes Macht geknickt.
Ruht der Leib in Grabes Schoße, Wird die Seele neu geschmückt.

Mit dem weißen Siegeskleide, Mit des Kreuzes Purpurblut,
Selbst der Engel Augenweide Steh'n sie nun vor ihrem Gott.

Als ihm 1876 sein jüngstes Söhnchen Johannes im Alter von zweieinhalb Monaten genommen wurde, schrieb er seinem Schwager Gottfried Walter: (Berlin, den 31. März 1876.) „Wir haben ein kleines, liebes Söhnchen dem Herrn in die Arme gelegt, was noch nicht des Lebens Bitterkeit geschmeckt hat, was Liebe spendete und viel Liebe empfing. Es ist als ein klarer, reiner Bote uns vorausgeeilt; und wir trösten uns, wenn wir daran gedenken, daß das Kindlein unserer harrt, bis wir es wieder neu in unsere Arme schließen."

Wiederholt wurde Pfannschmidt, wie früher erwähnt, von schwerer Krankheit heimgesucht, die sein Leben in Gefahr brachte und ihn mahnte, sein Haus zu bestellen. Wie er diese Mahnung verstanden, beweist eine Niederschrift vom 12. Oktober 1885: „Es ist Abend geworden, die Berge werfen lange Schatten über die Thäler, und zarte Schleier scheinbar verhüllen, was alles in ihnen seit Jahren geschah; aber die Erinnerung ruft alles lebendig zurück. Die glühende Sonne scheint in das Antlitz: man wird geblendet vor dem Gnaden-Angesicht des lebendigen Gottes, der so lange Tag und Nacht werden ließ, und in dessen Wegen, welche oft so verschlungen schienen, sich der Faden göttlichen Ratschlusses immer klarer durchwindet, daß man bei des Abends stiller Ruhe gern die Hände in einander legt und sich der Sonne letzte Wärme in die Brust scheinen läßt. Man ist gewiß, daß der Sonne letzte Strahlen zugleich nach kurzer Rast das junge

Morgenrot, den neuen Tag verkündigen, der nicht mehr weicht, wo weder Frost noch Hitze sticht, wo Christus selbst, vor dem sich alles neigt, die Sonne ist; daß dann das Herz, dessen Klopfen immer schwächer wird, seine völlige Genesung, seinen Frieden findet in dem Werben um die ungeteilte Liebe Gottes. Hier findet sich alles zusammen, was seinen Erlöser gesucht; hier sind alle vereinigt, um den Heißersehnten zu preisen, — das ist ihre That, die nimmer endet. Wenn auch alles auf Erden zurückbleibt, — wie werden aber die Augen bei diesem Rückblick geöffnet werden, um die wunderbaren Führungen Gottes zu verstehen!"

Die gleiche Feierabendstimmung spricht aus dem letzten Briefwechsel zwischen ihm und dem Vetter Kühn. An diesen schreibt Pfannschmidt: (Berlin, den 7. Dezember 1885.) „Die Kraft zur Arbeit wird nach und nach immer eingeschränkter, und ich bin nur glücklich, daß der treue Gott mich keinen Rückgang in dem Geschaffenen fühlen läßt, was ja das Alter schwerer erscheinen ließe, als es wirklich ist. Die geringere Arbeitszeit bringt mehr Ruhe, die mir außerordentlich wohlthuend ist, und läßt von Ferne die Ruhe sehen, die uns bereitet ist in dem ungehinderten Anschauen Gottes, wozu er uns aus Gnade und Erbarmung bereiten mag."

Wohl in Pfannschmidts letztem Brief an den Vetter lesen wir: (Berlin, den 11. Januar 1887). „Mein lieber Schwager! Teuerster Herzensfreund! Recht trübe läßt sich das neue Jahr an. Es ist so dunkel heute als wie bei einer Sonnenfinsternis; ich warte vergeblich auf einige lichte Strahlen, um etwas malen zu können; indes scheint es heute versagt zu sein. Überhaupt habe ich in diesem Winter andere Anschauungen von Zeiteinteilung und -benutzung bekommen müssen und sehe meine Arbeit nur sehr langsam, schneckenartig weiterschreiten. Der Ring, der sich um meine Brust gelegt hat, ist nicht weiter geworden; im Gegenteil hat das wenig thätige Herz seinen Einfluß auf die Nieren gehabt. Gegen Weihnachten drangen Johanna, die Kinder und Freunde darauf, daß wir den Geheimen Rat Leyden, den hervorragendsten

Arzt hier, konsultieren möchten. Er stellte nun zuerst ein Angegriffensein der Nieren fest und ordnete eine Milchkur an. Es ist nun ein Zustand zwischen Fallen und Aufstehen. Leyden ist ganz zufrieden mit dem Erfolg seiner Kur. Ich vermag wenig von Erfolg zu erkennen. Es gehe mir nach Gottes Willen, bei dem so viel Erbarmen ist!"

Es gehört zu dem harmonischen Abschluß des Lebens Pfannschmidts, daß es ihm in seinem letzten Jahre noch vergönnt war, für seine Vaterstadt Mühlhausen i. Thür. ein größeres Werk zu schaffen und zwar den „Auferstandenen" als Altarbild für die Martinikirche. Zur Einweihung dieses Bildes am 31. Okt. 1886 besuchte er zum letztenmale die Stadt, in der er eine so frohe Kindheit verlebt und an der er zeitlebens mit inniger Dankbarkeit hing. Durch die gastliche und ehrenvolle Aufnahme von seiten der städtischen und kirchlichen Behörden wurde dieser Aufenthalt, dessen Höhepunkt das Festmahl war, für Pfannschmidt ein besonders sonniger. Es schien, als ahnte man, daß es gälte, für dieses Leben von einander zu scheiden. Sinnig war der Gedanke des Magistrats, seinem Ehrengaste eine große Photographie des Popperoder Brunnens nachzusenden, mit welchem für jedes Mühlhäuser Kind die lieblichsten Jugenderinnerungen, wie Pfannschmidt es uns am Anfang selbst erzählt hat (S. 27), verknüpft sind. — In jenen Tagen konnte er noch einmal dem treuen Freunde der Kindheit, Adolf Gier, die Hand drücken. Im Frühjahr 1887 erhielt er die Nachricht von dessen Heimgang. „Ich erhielt die Todesnachricht meines lieben Adolf Gier, schreibt er (den 2. März 1887), die mich selbstverständlich sehr bewegt; ist er doch eng verknüpft mit meiner Jugendzeit und hat die Treue bewahrt bis in den Tod."

Noch zwei andere Todesfälle in demselben Jahre gingen Pfannschmidt sehr nahe. Am 3. März 1887 wurde im 89. Lebensjahre Jeanette Hermann, die Schwester seines Schwiegervaters, welche in Pfannschmidts Hause ihren Lebensabend zugebracht hatte, heimgerufen. Ihr folgte am 12. April die einzige Schwester seiner Frau, Cäcilie Hermann, welche in den letzten



Cäcilie.

Letztes Bild des Meisters für den Orgelchor des Domes zu Demmin. 1887.
Verlag der Photographischen Gesellschaft zu Berlin, Dönhoffsplatz.



Jahren, nachdem sie bis dahin mit seltener Selbstlosigkeit und treuer Hingabe dem Hermannschen und Pfannschmidtschen Hause gedient hatte, als Diakonissin des Berliner Elisabethkrankenhauses ihren Beruf gefunden hatte.

Obwohl durch sein Herzleiden sehr belästigt, konnte Pfannschmidt noch den Winter über an den großen Ölbildern für den Orgelchor des Demminer Domes „David" und „Cäcilie" malen und mit vieler Selbstverleugnung sein Lehramt versehen. Da überfiel ihn am 25. April 1887, während er die letzten Pinselstriche an der „Cäcilie" malte, plötzlich eine große Atemnot, die dreißig Stunden andauerte und einen solchen Kräftemangel zur Folge hatte, daß er den Pinsel nicht mehr führen konnte und für sein Lehramt Urlaub nachsuchen mußte. So hatte Pfannschmidt am 25. April 1887 den letzten Pinselstrich ausgeführt und zwar an den Füßen der Cäcilie. Es traf sich glücklich, daß beide Bilder so weit durchgeführt waren, daß der kranke Meister sie mit gutem Gewissen als vollendet bezeichnen konnte. Nur fehlten der Harfe des David noch die Saiten und sonst einige Kleinigkeiten; diese durfte sein jüngster Sohn Ernst nach des Vaters Weisung noch hinzufügen.

In dem Befinden Pfannschmidts trat allmählich wohl eine geringe, aber keine wesentliche Besserung ein. Vom Arzt (Geheimen Rat Leyden) wurde ein Landaufenthalt empfohlen, und ein solcher auf das freundlichste angeboten von einer alten, treuen Freundin aus der ersten römischen Zeit, der verwitweten Frau Luise Pabst, geb. Nathusius,[1]) auf ihrer trotz der Nähe Berlins in idyllischer Stille gelegenen Besitzung Schloß Bellevue bei Köpenik. Vom 20. Mai bis 27. Juni durfte Pfannschmidt mit seiner Frau und einem Sohne hier weilen, von der gütigen Herrin des Hauses und ihrer Nichte Elisabeth, einer Tochter der Schriftstellerin Marie Nathusius, auf das liebevollste und zarteste gepflegt. Abgesehen von den Schmerzen und immer wieder-

[1]) Bald nach Pfannschmidts erster italienischer Reise hatte sich Frau Doktor Nathusius mit dem deutschen Gesandtschaftsprediger in Rom, Pabst, verheiratet und sich später mit ihm nach Bellevue bei Köpenik zurückgezogen.

kehrenden bangen Stunden, waren es lichte Wochen des Lebensabends, die Pfannschmidt in trautem Kreise verlebte, der oft durch Besuche von Familiengliedern und treuen Freunden, auch seines greisen Vetters Kühn, erweitert wurde. Mancher Freund, so der treue Studiengenosse, der Bildhauer Professor Albert Wolf, hat ihm hier zum letztenmale die Hand gereicht. Es schien, als wenn die untergehende Lebenssonne noch einmal all ihre Glut und Herrlichkeit zusammenfassen wollte, um den Zurückbleibenden beim Scheiden ein hoffnungsfreudiges Bild zu hinterlassen. Viel lebten Pfannschmidts Gedanken in der Vergangenheit; besonders gern schweiften sie mit seiner Frau und der Frau Pabst nach dem Lande gemeinsamer Sehnsucht, nach Italien; dann war seine Seele oft unwillkürlich von Ewigkeitsgedanken erfüllt. Einmal sagte er: „Mein Leben ist viel, sehr viel Arbeit, aber auch viel Sonnenschein gewesen. Jetzt lebe ich in der Zeit des Schattens, aber ich weiß doch, wo meine Sonne steht; ich weiß, wohin mein Weg führt."

In seiner Bescheidenheit äußerte er ein andermal zu Frau Pabst: „Nun mache ich Ihnen hier so viel Umstände." In ihrer feinen Weise erwiderte sie: „Dann müssen wir es wohl sehr ungeschickt anfangen, wenn es so aussieht, als ob wir viel Umstände mit Ihnen machen. Ach, lieber Herr Professor, es ist doch etwas viel Schöneres: Menschen zu erbauen, als ihnen nur Liebes zu erweisen." Hierauf antwortete Pfannschmidt: „Wenn die Leute vom berühmten Künstler reden, wird mir immer ganz schlimm. Ich weiß am besten, was an meiner Kunst ist. Meine Aufgabe war es nur, das Empfangene wiederzugeben; und das habe ich gethan, aber auch nur in Schwachheit:

An mir und meinem Leben Ist nichts auf dieser Erd;
Was Christus mir gegeben, Das ist der Liebe wert."

Trotz aller Liebe und Annehmlichkeiten, die er in Bellevue genoß, verließ ihn doch je länger je mehr die Ruhe in dem Bewußtsein, daß Gott ihn bald rufen würde, und in dem Verlangen, in seinem Heim die Heimreise anzutreten. Am 27. Juni kehrte Pfannschmidt zurück nach Berlin und durfte hier in seiner

alten Wohnung auf dem Luisenplatz noch eine ganze Woche im Familienkreise verleben. Als Erinnerungs- und Dankeszeichen sandte er an seinem letzten Sonntag durch einen Sohn seine kleine Statuette „Maria, das Christkind anbetend“ an Frau Pabst nach Bellevue, nachdem er auf der Rückseite der Statuette die Worte hatte schreiben lassen: „Siehe, es hat überstanden der Löwe aus dem Stamme Juda.“ In der altgewohnten Umgebung kam wieder größere Ruhe über ihn. So sagte er: „Wenn Sterben nichts Schwereres ist, als was ich bisher erlitten habe, dann kann es nichts Schöneres geben, als, vom treuen Weibe gepflegt und von den lieben Kindern umgeben, seine Seele in die Hände des treuen Gottes zurückzugeben.“ — Als er einmal gefragt wurde, ob er etwas so oder anders wünsche, erwiderte er: „Ich habe keinen Willen mehr. Gottes Will mein Ziel.“ — Und seiner alten treuen Schülerin J. v. Buddenbrock gegenüber äußerte er bei ihrem letzten Besuch: „Warum soll man so in alten Dingen kramen. Da giebt es ja manche wunde Stelle; aber für alles ist doch nur Christi Blut und Gerechtigkeit die Versöhnung.“

Wie ein Patriarch verabschiedete sich der Vater von den Seinen, indem er sie segnete, am Abend des 2. Juli, eines Sonnabends. Als der pflegende Sohn zum Vater sagte: „Papa, nun wollen wir dich wieder zur Ruhe in dein Bett bringen!“ frug dieser wie aus Träumen erwachend: „Bin ich in der ewigen Ruhe?“ und, da ihm nicht gleich eine Antwort wurde, wiederholte er: „Bin ich in der ewigen Ruhe?“ — „Diese Nacht schläfst du noch auf dem Luisenplatz in deiner lieben Familie!“ Diese Antwort seiner Frau beruhigte ihn und er sagte: „Das ist schön, daß ihr mir das sagt; da kann ich mich ja noch für alles bedanken.“ — Als er zu Bette gebracht war, küßte er seine liebe Frau beim Gutenachtsagen und sprach: „Vielen Dank für alle Liebe und Treue.“ Als diese erwiderte: „Nein, von mir vielen Dank!“ fügte er hinzu: „Du guter Engel, du hast mir Frieden gebracht!“ — Auf seinen Wunsch wurden nun die Kinder, von denen fünf gerade anwesend waren, herbeigerufen. Ihnen rief der Vater zu: „Einigkeit, Liebe, Treue! Einigkeit ist das Band,

das auf Erden die Glieder verbindet; Liebe und Treue das köstlichste Gut, was währt." — Als der pflegende Sohn daran erinnerte, daß er diese Nacht bei dem Vater bleibe, antwortete dieser: „Nein, nicht nur diese Nacht bleibst du bei mir. Das Band, was Eltern und Kinder verbindet, wird nicht gelöst. Es ist ganz verkehrt, wenn die Leute sagen: mit dem Tode seien die Verwandtschaftsbande gelöst. Das Band bleibt, aber verändert sich mit dem Tode. Bisher seid ihr uns ohne Verantwortung gefolgt; nun sollt ihr selbstverantwortlich vertreten und bekennen, was wir in euch gepflanzt haben. Seid eurer Mutter eine Stütze, und ihr Geschwister euch untereinander!"

Als die übrigen in Berlin anwesenden Kinder eingetroffen waren, hieß der Vater sie, sieben an der Zahl, vor seinem Bette niederknien. Segnend seine Hände auf jedes Haupt legend, sprach er klar und deutlich: „Ich segne euch mit dem Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott unserer Väter segne euch! Er sei mit euch und bewahre euch durch Jesum Christum zum ewigen Leben! — Haltet zusammen als eine Familie, teuer erkauft durch Christi Blut, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute. Dieser Segen ist eine schwere Last, die niederdrückt; aber er erhebt auch wieder. Treuer Herr, segne sie!" und zu seiner Frau gewandt, fügte er hinzu: „Liebes Hannchen, der Herr stärke dich!" Als diese erwähnte, daß auch den drei abwesenden Kindern sein Segen gälte, antwortete er: Ja, und der kleine Johannes (das jüngste verstorbene Söhnchen), der hört auch alles. Grüßt alle Verwandten, die Bellstedter und die Mühlhäuser! Der Herr segne auch alle Freunde, die nicht durch Blutsverwandtschaft mit uns verbunden sind, sondern durch Freundschaft. Grüßt auch Fräulein Andersen (die alte Näherin der Familie)! Und wer meinen Segen haben will, der sei gesegnet!" — Auch an das anwesende, treue Dienstmädchen richtete er noch einige Worte: „Der Herr segne dich! Ich kann dich zu keinem andern führen. Bleibe bei ihm!"

Auf seine Bitte sangen die Familienglieder nun: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" und „Die Gnade

unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen." Einer der Söhne las noch das 17. Kapitel des Johannesevangeliums: das hohepriesterliche Gebet des Herrn, und die zweite Hälfte des 8. Kapitels aus dem Römerbriefe: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Und das gemeinsam gesprochene Vaterunser beschloß diese Weihestunde des Wochenschlusses. — Erinnert, daß nun der Sonntag komme, sagte er freudig: „Ja, da ist Auferstehungstag!" — Als sollte es zum Sterben gehen, legte sich Pfannschmidt zur Ruhe; aber doch schenkte ihm Gott noch einen Sonntag auf dieser Erde. Beim Erwachen sagte er zu seiner Frau: „In was für Lagen man doch kommen kann! Man denkt der Herr wird einen rufen; man hat sich bereitet, und da erwacht man wieder. Da hat mir der liebe Gott noch einen Tag geschenkt." —

Am Sonntag morgen trafen noch die drei auswärtigen Kinder ein, die herbei telegraphiert waren, — und die Familie hielt am Bette des zum Sterben gerüsteten Vaters einen kleinen Hausgottesdienst. Den Schlußvers von „Befiehl du deine Wege" sang der Vater deutlich mit:

„Mach End, o Herr, mach Ende Mit aller unsrer Not;
Stärk unsre Füß und Hände Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege Und Treu befohlen sein,
So gehen unsre Wege Gewiß zum Himmel ein!"

In der wider Erwarten geschenkten Lebensfrist konnte noch manchem Freunde die Hand zum Abschiede gedrückt werden. Als Professor D. Lommatzsch ihm beim Scheiden zurief: „Lieber Pfannschmidt, es bleibt beim Alten!" erwiderte er: „Ja, so lange wir die alten Knochen haben, bleibt's beim Alten. Wenn aber die neuen Knochen kommen, dann wird alles neu." Als der ältesten Freunde einer schied auch Professor Bellermann an diesem Sonntag tief bewegt von ihm. Besonders wohlthuend war ihm der letzte Zuspruch des Propst v. der Goltz mit dem Hinweis auf Jakobs Hoffnung im Sterben: „Herr, ich warte auf dein Heil!" Ja, still und geduldig, ohne einen Klagelaut wartete er auf die

Heimfahrt, indem er noch öfter an alltägliche Dinge Ewigkeitsgedanken anknüpfte.

Als der jüngste Sohn den Vater frug, ob er ihm die Brille, die er bei seiner Kurzsichtigkeit nicht gerne mißte, reichen solle, antwortete dieser: „Ach, oben brauche ich keine Brille. Er kennt mich und ich kenne Ihn!“ Auch konnte er noch in einer stillen Stunde seinem Pfleger zwei Wünsche für seine Beerdigung ans Herz legen. „Macht's, wie ihr wollt,“ sagte er, „nur legt mich nicht in einen schwarzen, sondern in einen weißen Sarg, und singt mir das Grablied von Joachim à Burck[1]): „Hier lieg ich armes Würmlein, Herr Christe, seh mich an!“

Am Dienstag den 5. Juli konnte er nach einem einseitigen Schlaganfall nicht mehr sprechen, nur einigemale mit Ja antworten. Er lag in einem krampfartigen Zustande unter beständigen Zuckungen, aber allem Anscheine nach bei vollem Bewußtsein bis zuletzt. Die Bibelsprüche und Liederverse, die ihm ins Ohr gerufen wurden, stärkten ihn sichtlich und erhielten seine Zustimmung. — Gegen 3/4 6 Uhr abends schied dann seine Seele aus der sterblichen Hülle, und seine Hände legten sich, wie er sie bei der Arbeit zu halten pflegte: die Rechte, als wenn sie den Stift oder Pinsel führte — die Linke, als wenn sie den Malstock gegen das Bild hielt, um darauf die Rechte zu stützen. — Der gemeinsame Gesang: „Christus, der ist mein Leben,“ half die Hinterbliebenen über den ersten herben Schmerz hinweg.

In einen weißen Sarg, wie er ihn sich erbeten, wurde er gebettet und in seiner Arbeitsstätte aufgebahrt. Zu seinen Häupten stand das plastische Bild des gekreuzigten Heilandes, ein Erstlingswerk seines Sohnes Friedrich; rechts und links daneben

---

[1]) Dieses Grablied findet sich unter den von Pfannschmidt früher gesammelten alten Musikalien. Als er 1856 zum erstenmal auf dieses aufmerksam wurde, schrieb er seiner Braut (Schwerin, 31. Aug. 1856): „Unter den zuletzt mir zugekommenen Chorälen sind sehr schöne Sachen, besonders ist eines nach dem Liede von Helmboldt, „Hier lieg ich armes Würmlein,“ ein Sterbelied von unsäglicher Schönheit. Ich kann es mir gar nicht satt spielen.“

die beiden letzten Bilder des Meisters, „David" und „Cäcilie." Am Donnerstag den 7. Juli nachmittags fand die Aussegnung der teuren Leiche statt. Propst v. d. Goltz, der besonders in der letzten Zeit dem Verstorbenen nahe gestanden, sprach über Pfannschmidts Wahlspruch aus dem 68. Psalm: „Gelobet sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf; aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, Herrn, der vom Tode errettet." — Die Leiche wurde nach der Matthäikirche übergeführt, wo am Freitag den 8. Juli nachmittags die Gedächtnisfeier stattfand, zu welcher der greise Generalsuperintendent Büchsel die Familie in die Kirche geleitete, die Witwe am Arme führend.

Vor dem Altar war der weiße Sarg, „das lichte Fahrzeug zur Ewigkeit", aufgebahrt, von Palmzweigen und Kränzen bedeckt und von Lorbeerbäumen überragt, aus deren Grün das Licht der Kandelaber den dunklen Raum feierlich erhellte. Zu den Seiten des Altares waren die obengenannten Bilder aufgestellt: „David, an die Harfe gelehnt, der königliche Bußsänger, das Haupt gesenkt, — und drüben Cäcilie, die Orgel haltend, das Haupt in Verklärung hebend — die letzten Schöpfungen des Meisters, in denen der Hymnus seines Lebens und seiner Kunst wie in einem Doppelakkord ausgeklungen." [1])

Vor diesen Bildern stellten sich die Studierenden der Kunstakademie und die Mitglieder des „Wingolf" mit ihren Bannern auf. Die Gemeinde, die die geräumige Kirche fast füllte, sang: „Christus, der ist mein Leben," und der Matthäikirchenchor unter Leitung des Musikdirektor Kawerau die Succosche Motette „Wenn ich nur dich habe." — Nach der Liturgie erfüllte der genannte Chor des Heimgegangenen Wunsch und sang Joachim à Burcks Grablied:

Hier lieg ich armes Würmlein, Herr Christe, seh mich an;
Begehr ein kleines Grüblein, Da ich mein Ruh mög han,
Das wirst du mir, Herr, geben, Der du für mich dein Leben
Selbst hast ins Grab gelegt.

---

[1]) E. Frommel in „Über Land und Meer."

Bist nicht darinnen blieben,
Daß ich's hab lernen gläuben,
Kriechen aus meinem Grüblein
Die du neu schaffen wirst.

Das hast du mich gelehrt,
Drum werd ich auch hinfort
Zur Zeit der Maienblümlein.

(Gedichtet von L. Helmboldt.)

Nachdem die Gemeinde den ersten und dritten Vers von „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr" gesungen, hielt Generalsuperintendent Kögel die Gedächtnisrede über Matth. 5, 8: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!"

Unter Glockengeläut wurde der Sarg zur Kirche hinausgetragen. Auf dem Matthäikirchhofe, da sein kleines Söhnchen Johannes, sein Schwiegervater, Tante Jeanette und Schwägerin Cäcilie Hermann ruhten, wurde auch seiner sterblichen Hülle ein Ruheplätzchen bereitet.

Als der Leichenzug sich dem Eingange des Friedhofes näherte, stimmte der Kinder- und Brüderchor des Johannesstifts an „Unter Lilien jener Freuden wirst du weiden," und oben am Grabe begrüßten Zöglinge des Missionshauses den Leichenzug mit den Klängen des Liedes: „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt." — Mit dem Gesange „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!" schieden die Leidtragenden von der teuren Stätte.

Im folgenden Jahre wurde diese geschmückt mit einem großen Kreuz und dem gekreuzigten Heiland, dem Werke seines Sohnes Friedrich. Das Kreuz trägt außer dem Namen des Entschlafenen die Inschrift:

Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab u. s. w.

„Hier lieg' ich armes Würmlein,
Herr Christe, seh' mich an!" u. s. w.

Welche Teilnahme unseres Künstlers Heimgang auch in weiteren Kreisen fand, bezeugten außer der Beerdigungsfeierlichkeit zahlreiche Nachrufe in Zeitungen und Zeitschriften, die zum Teil in Wort und Bild ausführlich sein Leben und Schaffen schilderten.

Im Jahre nach des Meisters Tode veranstaltete die Direktion der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin in den Monaten April und Mai mit Hingabe und Verständnis eine Sonderausstellung Pfannschmidtscher Werke, die „eine Überschau des Charakteristischen im Entwicklungsgange des Künstlers“ gab. Von fern und nah waren Altarwerke, Staffeleibilder und Zeichnungen zu dem im Besitz der Familie befindlichen Nachlasse zusammengetragen worden, zum Teil unter großen Opfern der auswärtigen Besitzer, welche die Kosten der Verpackung und Fracht freudig auf sich nahmen. So erklärte eine pommersche Frau Patronin, deren Kirche ein Pfannschmidtsches Altarbild schmückt, als sie gebeten wurde, dieses für die Ausstellung zu leihen, aber auch die entstehenden Kosten selbst zu tragen, sich gern dazu bereit mit dem Hinweis: sie freue sich, daß etwas von dem Segen, der ihrer Gemeinde lange Jahre hindurch mit diesem Bilde zu teil geworden, auch weitere Kreise verspüren sollten, und die Kosten sähe sie als ein kleines Dankopfer an.

Etwa zwei Monate hindurch erfreute sich die Ausstellung einer regen Teilnahme der interessierten Kreise. Das „Vaterunser“ jedoch, welches bald der Staat erwarb, sollte einen dauernden Platz in der Nationalgalerie finden.

Eine Auswahl der Werke machte noch eine Rundreise durch verschiedene deutsche Städte und fand überall Freunde, die den heimgegangenen Meister in seinen Schöpfungen zu ihren Herzen reden ließen.

Die Werke Pfannschmidts haben eine Mission fürs Volk. Diese begannen sie bald, nachdem der Künstler Pinsel und Stift aus der Hand gelegt, durch jene Ausstellungen zu erfüllen, bei welchen es wohl einmal vorkam, daß ein kunstverständiger Rektor die Klassen seiner Volksschule herumführte; und sie erfüllen diese Aufgabe in immer weiteren Kreisen durch ihre verschieden gearteten Vervielfältigungen, auf welche in einem Anhange mag hingewiesen werden.

Dieser Mission der Schöpfungen Pfannschmidts fürs Volk, insonderheit fürs deutsche Volk, möchte auch dieses Lebensbild ein wenig dienen.

Nachruf von Adolf Henning.

Ein hochbegnadigt' Künstlerleben
Schloß selig seine Augen zu
Und findet jenseits nun als Reben
Am Weinstock unseres Herren Ruh.

Aus Gottes Wort mit sichrem Griffe
Die Kraft es für sein Schaffen sog, —
So fuhr es auf des Glaubens Schiffe
Dahin, — bis es gen Himmel zog.



Namenverzeichnis.

Verzeichnis der Bilder.

Holzschnitte im Text:

Inhaltsangabe.

—⁃ Photographische Gesellschaft, Berlin. ⁃—

Kunstverlag.

Allen Liebhabern christlicher Kunst erlauben wir uns hiemit, die zu Geschenken jeder Art allgemein besonders beliebten

Bilder nach Gemälden von C. G. Pfannschmidt

in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Es sind in Photographie erschienen:

Die Anbetung der Weisen		in Extra=		Imperial=	Royal=		Folio=	u.	Kabinet=	Format
Der Stern über Bethlehem		„		„	„		„	„	„	„
Die Begrüßung der Maria durch den Engel Gabriel	Pendt.	„		„	„		„	„	„	„
Die Anbetung der Hirten . .	Pendt.	„		„	„		„	„	„	„
Der Auferstandene		„	Normal=	„	„		„	„	„	„
Die drei Marien am Grabe . .	Pendt.	„		„	„		„	„	„	„
Die Engel, welche die Auferstehung Christi verkünden	Pendt.	„		„	„		„	„	„	„
Die Grablegung Christi . . .	Pdt.	„	„	„	„		„	„	„	„
Die Frauen am Grabe . . .	Pdt.	„	„	„	„		„	„	„	„
* Der arme Lazarus		„			„	u.	„			„
* Der reiche Mann	Pendants	„			„	„	„			„
* Die Verspottung Christi . .	Pendants	„			„	„	„			„
* Die Kreuzigung	Pendants	„			„	„	„			„
* Die Erhöhung Christi . . .	Pendants	„			„	„	„			„
* Der anklopfende Erlöser . .	Pendants	„			„		„	„	„	„
* Die klugen Jungfrauen . . .	Pendants	„			„	„	„			„
* Die thörichten Jungfrauen. .		„			„	„	„			„
Madonna		„					„	„	„	„
Lasset die Kindlein zu mir kommen .		„			„		„	„	„	„
David	Pdt.	„		„			„	„	„	„
Cäcilia	Pdt.	„		„			„	„	„	„

Preis des Extra=Formats,	Kartongröße 90 : 120 cm	M. 45. —.
	auf chinesischem Papier	„ 50. —.
„ „ Normal= „	Kartongröße ca. 80 : 100 cm	„ 30. —.
	auf chinesischem Papier	„ 35. —.
„ „ Imperial= „	Kartongröße 66 : 85 cm	„ 12. —.
	auf chinesischem Papier	„ 15. —.
„ „ Royal= „	Kartongröße 50 : 65 cm	
	nur auf chines. Papier	„ 7. 50.
„ „ Folio= „	Kartongröße 39 : 50 cm	
	nur auf chines. Papier	„ 3. —.
In der Ausstattung als Boudoirkarte (auf schwarzem Karton mit abgeschrägtem Goldrand)		„ 3. —.
Preis des Kabinet=Formats		„ 1. —.

Die oben mit Stern bezeichneten 8 Bilder sind in Folio=Format auch als Sammelwerk erschienen unter dem Titel:

Weckstimmen aus der Heiligen Schrift

und zwar:

Prachtausgabe in Kupferdruck M 24.—. Ausgabe in Lichtdruck M 18 —.

Ferner sind in vorzüglichen Photogravüren (Kupferdrucken) erschienen:

Lasset die Kindlein zu mir kommen	zum Preise von M 9.—.
Der anklopfende Erlöser	„ „ „ „ 15.—.
Die Begrüßung der Maria durch den Engel Gabriel	„ „ „ „ 15.—.
Die Anbetung der Hirten	„ „ „ „ 15.—.

